



Die Ureinwohner

des

Scandinavischen Nordens.

Ein Versuch

in der comparativen Ethnographie

und ein Beitrag

zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

Von

S. Nilsson.

Aus dem Schwedischen übersetzt.

Hamburg

Otto Meissner.

1863.

Die Ureinwohner

des

Scandinavischen Nordens.

Ein Versuch
in der comparativen Ethnographie
und ein Beitrag
zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

Von

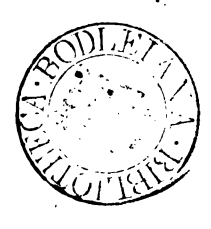
S. Nilsson.

Aus dem Schwedischen übersetzt

I.

Das Bronzealter.

Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln.



Hamburg
Otto Meissner.
1863.

Vorwort.

Da ich nun im Begriff stehe, diesen Versuch zu einer neuen und mehr umfassenden Bearbeitung meines Werkes über die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens in die Hände eines aufgeklärten Publikums zu überliefern, glaube ich vorher einige einleitende Worte vorausschicken zu müssen.

Die Ursache, warum ich das Bronzealter zuerst herausgebe, ist theils die, dass bei uns so gut wie gar nichts darüber veröffentlicht worden ist; theils, dass ich, in den letzten Jahren, hauptsächlich, wenn auch nicht ausschliesslich, mit dessen Untersuchung beschäftigt gewesen bin.

Auch bei der Bearbeitung dieser Culturperiode habe ich mich genöthigt gesehen eine neue Bahn zu brechen, weil ich glaubte so viel wie möglich danach forschen zu müssen: woher diese in technischer Hinsicht so eigenthümliche, und dem Norden fremde Cultur ihren Ursprung leitete; und um diesem Ziele so nahe zu kommen wie möglich, habe ich geglaubt den Stoff nach derselben naturhistorisch-comparativen Methode behandeln zu müssen, die ich vor ungefähr zwanzig Jahren in das antiquarische Studium einzuführen suchte. Darum habe ich bei der Benutzung derselben Methode, auch dieselben Gegenstände als Führer auf der Untersuchungsbahn benutzt, nämlich: die Alterthümer in der Erde und die mit ihnen gleichzeitigen Traditionen im Volke.

Die ersteren weisen durch ihre hübschen Formen, und vor allem durch die darauf gezeichneten Figuren, nach dem Oriente hin — nach Phönicien und Aegypten; die letzteren deuten hauptsächlich auf einen cananäisch-phönicischen Sonnendienst. Diese Spuren habe ich, so genau wie ich es vermochte, verfolgt. Wenn daher jemand der Meinung sein sollte es beruhe auf einem Irrthum, wenn ich zu behaupten gewagt, dass die zur Bronzeperiode gehörenden Alterthümer nicht allein phönicischen Ursprunges seien, sondern auch, dass Völker dieses Stammes und dieser Religion, sie zu Anfang selbst hierher gebracht haben: so möchte ich achtungsvoll bitten, dass er, bevor er sein Endurtheil fällt, die Documente durchgehe, die hier als Beweise vorgelegt sind. Meiner Einsicht nach, fehlt kein hauptsächliches Glied in der Kette meiner Beweise. Um meinen Stoff näher zu entwickeln, habe ich mich veranlasst gefunden, die Aufmerksamkeit auf die langjährige Herrschaft der Phönicier in Aegypten hinzulenken, auf ihren uralten Handel, ihre Fischereien und auf ihre Colonien am Mittelmeere und in Spanien.

Es ist möglich, dass ich mich bei der Erklärung der symbolischen Figuren des Kivikmonumentes in dieser oder jener Hinsicht habe irren können; dass sie aber symbolisch sind und nur als solche erklärt werden können: dessen bin ich gewiss.

Da ich, als Motiv zu der Bearbeitung der Bronzeperiode von der Erklärung der Figuren an genanntem Monumente ausgegangen bin, so glaube ich auch von den Abbildungen Rechenschaft geben zu müssen, die hier abgezeichnet und bei der Erklärung benutzt worden sind. Es liegen nicht weniger als sechs Zeichnungen vor mir, von verschiedenen Zeichnern und zu verschiedenen Zeiten angefertigt, nämlich:

1) Von N. R. Brocman, wovon das im Jahre 1764 gezeich-

nete Original in der Königl. Bibliothek aufbewahrt wird. Diese ist die schlechteste von allen.

2) Von dem Assessor Wessman; das Original hierzu befindet sich in derselben Bibliothek und ist im Jahre 1756 gezeichnet. Diese ist freilich die sauberste aber in mehren Punkten sehr fehlerhaft.

3) Ein Bild, unter Wessmans Leitung gezeichnet von Fr. Feldt. Wahrscheinlich stammt dieses von derselben Hand wie das vorhergehende. Ich habe es von den Erben meines verstorbenen Freundes, des Professors And. Retzius erhalten.

4) Eine Zeichnung von Hilfeling, gravirt in Lagerbrings Disputation. Diese ist in mehrfacher Hinsicht besser, als die vorigen; doch ist der Kegel auf dem Steine No. 1 im Vergleich mit derselben Figur auf sämmtlichen anderen Zeichnungen zu schmal.

5) Abbildungen aus Meusels: „Geschichtsforscher." Th. V, pag. 54, die, wie der Verfasser sagt, von Langebek herrühren, der sie von Stockholm erhalten hat. Ich habe sie von einem Freunde in Copenhagen bekommen.

6) Eine Zeichnung von Sjöborg in den: „Sammlungen für Alterthumsfreunde", III pl. 11 u. 12. Hierin ist einiges berichtigt, anderes fehlerhaft.

Ich selbst habe das Monument zuletzt im verwichenen Sommer zweimal besucht; das erstemal zur Mittsommerzeit, wo ich bei klarem Wetter die Figuren mit Hilfeling's Zeichnung vergleichen konnte; das zweitemal im September, wo ich einen geübten Zeichner zu meiner Begleitung hatte, den Vice-Pastor C. Lundberg. Aber das Wetter war trübe und regnerisch, und die Contouren der Figuren sind seit den mehr als hundert Jahren, in denen sie den Wechseleinwirkungen der Luft ausgesetzt waren, so undeutlich geworden, dass sie nicht ohne Schwierigkeit und

nur durch angestellten Vergleich mit mehren älteren Zeichnungen, zu erfassen sind. Bei meinem letzten Aufenthalte wurde das Monument unter meiner Aufsicht restaurirt und durch ein bewegliches Dach vor dem Witterungswechsel geschützt. Wäre dies vor hundert Jahren geschehen — die Decksteine lagen schon frei, als Linné den Ort 1742 besuchte — so besässe Schweden jetzt das merkwürdigste Andenken im Norden, vielleicht in ganz Europa, von dieser merkwürdigen Culturperiode. Nun ist schon vor langer Zeit ein Theil davon geplündert, das Uebrige zerfahren — was ich später näher beschreiben werde. Ich hoffe, dass meine Beschreibung meine Landsleute dazu vermögen werde, unsere Denkmäler der Vorzeit besser zu pflegen, als dies bisher geschehen ist und sie, wo es zur Förderung der Alterthumskunde nothwendig ist, verständig zu untersuchen; denn so lange sie ununtersucht daliegen, gleichen sie einem todten Capital, einer vortrefflichen Bibliothek, in welcher jedoch nur selten ein Buch geöffnet wird.

Die Ursache, dass die Figuren am Kivikmonumente bisjetzt allen Versuchen sie zu deuten widerstanden haben, ist die, dass man sie von der Wikingerzeit oder von dem Kriege der Römer in Germanien hat herleiten wollen. Jetzt liegt es, wie ich vermuthe, offen zu Tage, dass sie weit älter und orientalischen Ursprunges sind.

Wenn jemand der Meinung sein sollte, dass ich diese oder jene Erklärung von einem anderen Verfasser entnommen habe, ohne diesen anzuführen, so muss ich der Wahrheit gemäss bekennen, dass dieses nicht der Fall ist, und dass ich meine Erklärungen wörtlich so gegeben haben würde, wie sie jetzt sind, wenn auch vorher keine einzige Zeile z. B. über das Kivikmonument, geschrieben wäre. Wo ich von einem Anderen eine Erklärung eingeholt habe, wie z. B. in Betreff der Bronzewagen, da habe ich

jedesmal meinen Gewährsmann genannt. Ich hielt es für richtiger die Resultate anzuführen, zu denen meine eigenen Untersuchungen mich geführt hatten, als die Meinungen Anderer zu recensiren; vorzüglich, da ich stets den Satz als wahr erkannt habe: „docendo, non disputando, eruitur veritas."

Was ich zu meiner Arbeit bedurfte, war Zutritt zu reichen Museen, und diese sind mir überall mit einer Bereitwilligkeit geöffnet worden, die ich nicht dankbar genug anerkennen kann. Ich besuchte ausser den in Schweden vorhandenen antiquarischen Museen, diejenigen in Lübeck, Hamburg, Schwerin, Hannover, Göttingen, Frankfurt, Mainz, Metz, Paris, Abbéville, London, Dublin, und zuerst und zuletzt das zu Copenhagen. Ich bitte die Herren Vorsteher derselben meinen aufrichtigen Dank entgegen nehmen zu wollen.

Stockholm, d. 8. März 1862.

S. Nilsson.

Vorwort zum zweiten Hefte.*)

Dankbar für die Gunst, womit ein aufgeklärtes Publikum das erste Heft dieses ethnographischen Versuches aufgenommen hat, überliefere ich hiermit die Fortsetzung und den Schluss desselben, in der Hoffnung, dass dies Wohlwollen mir auch ferner erhalten bleibe.

Der Stoff ist hiermit bei weitem nicht erschöpft; ich betrachte diese Abhandlung im Gegentheil nur als den ersten Versuch, um zu zeigen, wo diese Culturperiode ihren Ursprung hat, auf welchen Wegen sie hierher gekommen ist und wie sie hier fortgedauert, abgenommen, und schliesslich zu sein aufgehört hat.

Ich bezweifle nicht, dass dieser und jener der Meinung sein wird, dass ich bei der Behandlung dieses Stoffes „allzu kühn zu Werke gegangen, und deshalb mit Muthmaassungen und losen Hypothesen aufgetreten sei.“ Ich bitte darum im Voraus einige Worte zu meiner Vertheidigung anführen zu dürfen. Jeder, der sich, einerlei in welcher Wissenschaft, mit comparativen Forschungen beschäftigt hat, weiss recht gut, dass zwischen einer Hypothese und einer auf Facta gestützten logischen Folgerung, ein wesentlicher Unterschied ist. In der vorliegenden Abhandlung habe ich hauptsächlich danach gestrebt, zu dem Gegenstande

*) Das Original ist in zwei Heften erschienen.

gehörende Facta aufzusuchen, und, so gut ich es verstand, unwiderlegliche Schlusssätze daraus zu ziehen, gerade um die Hypothesen, welche bisher über die vorgeschichtliche Zeit Scandinaviens vorherrschend waren, zu widerlegen. Aber die Vorurtheile, die wir von Kindheit an einsogen, die uns mit dem ersten geschichtlichen Unterrichte eingeimpft wurden, sind schwer zu besiegen und ich gebe mich keineswegs der kühnen Hoffnung hin, dass sie so bald auszurotten sein werden.

Es dürfte manchem dreist erscheinen, wenn ich schon jetzt meine Ueberzeugung ausspräche, dass alles, was wir über die vorgeschichtliche Zeit des scandinavischen Nordens zu wissen glaubten, grossentheils nur philosophische Speculationen und poetische Fabeln, ohne entsprechende Wirklichkeit sind. Es liegt, selbst wenn ich es vermöchte, nicht in meiner Absicht, das Alte niederreissen zu wollen, ohne zu versuchen, etwas Anderes, wie *ich hoffe*, Richtigeres und folglich Besseres an dessen Stelle zu setzen. Daher ist es seit lange mein Wunsch und Vorsatz gewesen, insofern mir Gesundheit und Kräfte dazu vergönnt werden, die ganze vorgeschichtliche Zeit Scandinaviens nach derselben comparativen Methode zu bearbeiten, nach welcher der hier mitgetheilte Versuch über das sogenannte Bronzealter behandelt worden ist. (Einige vorbereitende Arbeiten sind darüber bereits von mir herausgegeben worden.) Dass die Schlusssätze hierbei nicht auf lose Hypothesen, sondern auf unbestreitbare Facta gebaut sind, wird hoffentlich jeder vorurtheilsfreie Leser einsehen. Ich räume gern ein, dass in Nebensachen hier und dort ein Irrthum obwalten mag; in der Hauptsache aber wird man mir hoffentlich zugestehen, dass ich Recht habe. Unter den hierher gehörenden Facta, welche, meines Wissens, in nachstehenden Blättern zum erstenmal angeführt und als Beweise benutzt sind, möchte ich nennen: 1) dass den auf Bronzewaffen vorkommenden Emblemen

bis nach Phönicien und Aegypten nachzuspüren ist, als dem Stammsitze, von dem sie ausgingen; 2) dass die mit diesen Emblemen verzierten Schwerter kurze Griffe, von 2 Zoll 2 Linien haben, während die mit längeren, etwa dreizölligen Griffen ver-versehenen, niemals mit diesen Emblemen geschmükt sind; wovon ich die Ursache zu erklären versucht habe; 3) das die Bronzecultur und der Baalscultus hier im Norden gleichzeitig gewesen sind; 4) dass man in Massilia, der Heimath des Pytheas, phönicischen Baalscultus gepflegt hat; 5) dass das Naturphänomen, welches Pytheas mit der sogenannten Meerlunge vergleicht, alljährlich hier im Norden vorkommt; 6) dass es die Phönicier waren, die in unserem scandinavischen Norden zuerst den Landbau, die Bierbrauerei und die Methbereitung einführten; 7) dass die Phönicier Spuren von verschiedenen orientalischen Gebräuchen zurückgelassen, welche noch im historischen Zeitalter in mehren Gegenden des nördlichen und westlichen Europa bestanden haben; 8) dass im vierten Jahrhundert v. Chr. in England ein Baalstempel existirt hat, u. s. w. — Noch mehr! Seitdem es sich nach Movers gelehrter Auslegung der phönicischen Steintafel in Marseille herausgestellt hat, dass zwischen dem phönicischen und hebräischen Ritual eine unverkennbare Aehnlichkeit besteht, vermögen wir auch zu erklären, dass hier im Norden phönicische Tempelgefässe ausgegraben werden, deren Beschreibung wir in den Schriften des Alten Testamentes wiederfinden. Dahin gehören die hier im Norden bereits gefundenen Kesselwagen (sieh. Abbild. pag. 28), deren Beschreibung, als Salomonisches Tempelgefäss, wir im 1. Bd. d. König. 7. wiederfinden. Dahin gehören ferner die Schöpfkellen (siehe Abbild. pag. 152) deren Beschreibung wir im 2. Mos. 25, 29 angedeutet sehen. Wir halten uns somit zu der Hoffnung berechtigt, dass in Zukunft noch mehre, demselben Cultus angehörende Tempelgefässe aufgefunden

werden dürften. Soviel steht übrigens fest — wenn ich nach den Figuren und Beschreibungen, die mir bisjetzt bekannt sind, urtheilen darf — dass die Bibelübersetzer keinen deutlichen Begriff von dem Aussehen der, von dem Phönicier Hiram für Salomon angefertigten Kesselwagen hatten, bevor hier im Norden derartige phönicische entdeckt wurden, welche in allem Wesentlichen der biblischen Beschreibung entsprechen. Die Figur in Lundius: „Alte jüdische Eigenthümer", pag. 311; gleichwie die Beschreibung in Bährs: „Salomonische Tempel", pag. 218, sind durchaus unmaassgeblich.

Nachdem wir uns davon überzeugt und die Gewissheit erlangt haben, dass aus Tyrus stammende Phönicier lange Zeit als Colonisten an verschiedenen Orten des westlichen und nördlichen Europa gewohnt haben, dürften die nach ihnen entdeckten Spuren noch zu einer anderen Art comparativer Forschung Veranlassung geben. Wir wissen aus der Geschichte, dass erst Sidon, darauf Tyrus, die reichste Handelsstadt des Alterthums war, von wo aus aller Luxus sich auch anderen Völkerschaften mittheilte, und wir können uns versichert halten, dass es tyrische Künstler waren, welche nicht allein den Schmuck für den Tempel und den königlichen Palast zu Jerusalem, sondern auch das Geschmeide für „Jerusalems Töchter" anfertigten. Dasselbe muss also dem phönicischen Frauenschmucke ähnlich gewesen sein, welcher bei uns aus der Bronzeperiode her ausgegraben wird, und können wir also aus diesen lernen, wie jene Kleinodien der israelitischen Frauen aussahen, deren an verschiedenen Stellen des Alten Testamentes erwähnt wird. Man vergleiche z. B. unsre Abbild. Taf. 3, Fig. 23 mit dem mannigfachen Frauenschmucksachen, von denen Jes. 3, 18 die Rede ist. Wir können ausser diesen noch Ohrgehänge, Armbänder, Hefteln, Fingerringe etc. aus derselben Culturperiode aufweisen. Aber bevor wir diese Untersuchung unternehmen,

müssen wir uns von der Richtigkeit dessen überzeugen, was bereits dargelegt worden ist; denn man darf nicht leicht einen Schritt vorwärts thun, bevor man vollkommen sicher ist, dass man auf festem Boden steht.

Nachdem diese Abhandlung nunmehr vollendet ist, fühle ich mich verpflichtet, hier öffentlich meinen Dank darzubringen zunächst und vor allem, den Vorstehern der antiquarischen Museen: Herrn Conferenzrath Thomsen in Copenhagen, und dem Herrn Reichsantiquaren Hildebrand in Stockholm, für die ausserordentliche Bereitwilligkeit, mit der sie es mir gestatteten, die ihrer Obhut anvertrauten Sammlungen zum Behuf dieser Arbeit zu benutzen. Ferner bin ich dankbar für die Erlaubniss, eine grössere Anzahl jener trefflichen Zeichnungen zum Graviren benutzen zu dürfen welche die königl. Academie der schönen Wissenschaften etc. etc.' hat anfertigen lassen, und die nebst den Originalen in dem Museum der Academie aufbewahrt werden.

Schliesslich muss ich der Dienstbereitwilligkeit dankbar erwähnen, die mir von den Herren Assistenten des Copenhagener Museums, und besonders von dem Herrn Kammerrath Strunk, erwiesen worden ist, welcher letzterer mir mehre Jahre, sowohl durch mitgetheilte Beschreibungen, als durch werthvolle Federzeichnungen, alle Aufklärung gegeben hat, die ich zu erhalten wünschte.

Stockholm, d. 8. Octbr. 1862.

S. Nilsson.

Inhaltsverzeichniss.

Das Bronzealter.

Nachdem die verschiedenen Volksstämme Scandinavien's seit unberechenbaren Zeiten nur Werkzeuge und Waffen von Stein, Bein und Holz, und Schmucksachen von Bernstein und Bein gehabt hatten, trat in den südlichen und westlichen Theilen der Halbinsel eine Periode ein, in der die Steinwaffen mit Waffen aus Kupfer oder Bronze und mit Schmucksachen aus Bronze oder Gold vermischt wurden.

Das sogenannte Bronzealter macht eine eigene Periode in der Culturgeschichte des Landes aus und liegt hier, wie allenthalben, wo sich Spuren von allen dreien anfinden, zwischen der Stein- und dem Beginne der Eisenperiode.

Bei uns kommen aus der hier vorliegenden Culturperiode nur obengenannte Metalle vor. Das Silber, welches schon damals in anderen Gegenden der Erde als geprägte Münze benutzt wurde, war schon aus Gründen, welche weiterhin genannt werden sollen, noch nicht bis nach dem scandinavischen Norden hinauf gedrungen.

Ob die oben genannten Waffen und Schmucksachen, die augenscheinlich — wenigstens zu Anfang — von auswärts hier eingeführt wurden, mit einer grösseren Colonie in das Land gekommen sind, die aus einem fremden Volksstamme bestehend, auf einmal hier einwanderte und ein ganzes Volk bildete, oder nach und nach durch den vereinzelten Besuch reisender Ausländer, die sich hier und dort niederliessen und anfangs kleine Factoreien gründeten, um mit den damals halbwilden Bewohnern Tauschhandel zu treiben — darüber dürften die Meinungen noch jetzt getheilt sein.

Um nun in dieser Sache auch meine Ueberzeugung auszusprechen, möchte ich zuerst die Aufmerksamkeit auf die Verzierungen hinlenken, welche man fast immer an den hier gemeinten Waffen und Schmucksachen,

aber selten oder nie bei anderen, als diesen antrifft; und welche also für diese Culturperiode charakteristisch sind.

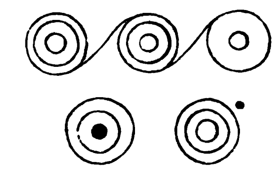
Diese für das eigentliche Bronzealter charakteristischen sogenannten Verzierungen sind folgende*):

1) Die Spirale. Dieselbe kommt in verschiedenen Variationen vor, mehr oder weniger einfach oder zusammengesetzt und am häufigsten an Schildplatten, Degengefässen, Diademen u. s. w.

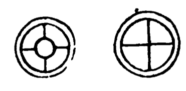


2) Der Uebergang von der Spirale zu dem Ringe.

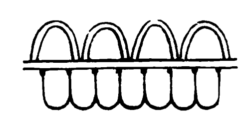
3) Der Ring, einfach, doppelt oder mehrfach doppelt, mit oder ohne Fleck in der Mitte.



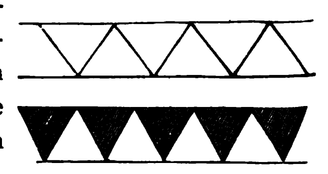
4) Das Rad mit vier Speichen; bald zeigt diese Figur ein Loch im Mittelpunkte für die Achse, bald fehlt dasselbe; doch behält die Figur deshalb dieselbe Bedeutung.



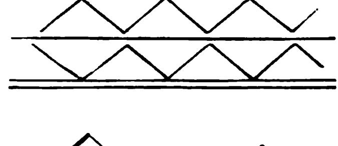
5) Der Bogen, mehr oder minder hoch und breit. Man findet von der Bogenform sowohl den Spitzbogen als den Rundbogen. Diese Verzierungen werden auf punischen und etruskischen Alterthümern angetroffen.



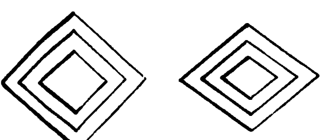
6) Die Zickzacklinie. Die einfache trifft man oft an allerlei Schmucksachen und Werkzeugen; bisweilen auch der Art, dass die Winkel der einen Seite mit dichten parallelen Strichen versehen sind.



*) Der berühmte Alterthumsforscher und Ethnograph, Conferenzrath Ch. Thomsen in Copenhagen hat in seinem vortrefflichen „Ledetraad til Nordisk Oldkyndighed,“ Kjöbenhavn 1836, p. 62, verschiedene derselben, als für das Bronzealter charakteristisch, angeführt.



7) Die doppelte Zickzacklinie. Sie liegt gewöhnlich zwischen einer doppelten geraden Linie oben und unten und hat eine einfache in der Mitte. Diese Figur ist hier in vergrössertem Maasstabe von einem sogen. Paalstabe aus der ehemaligen Sammlung des Verfassers abgezeichnet.



8) Die Raute oder der Rhombus, einfach, doppelt oder dreidoppelt.

Alle diese und noch verschiedene andere Figuren, welche auf Metallsachen aus der eigentlichen Bronzeperiode angetroffen werden, sind, so viel ich weiss, bis jetzt nur als Verzierungen ohne irgendwelche Bedeutung angesehen worden. Nach meinem Dafürhalten verhält sich die Sache jedoch anders; sie scheinen mir vielmehr alle eine tief symbolische oder mystische Bedeutung zu haben und zum wenigsten lässt sich das mit Sicherheit annehmen, dass sie nicht dem Norden entstammt sind, sondern ihre Ahnen bis in die Wiege der Cultur, den Orient, zurückrechnen können.

Wenn die Sache sich so verhält, wenn wir ferner dieselben symbolischen Figuren auf den Steinmonumenten des Alterthums eingehauen finden, so ist es ja handgreiflich, dass sie dort dieselbe Bedeutung haben, und dass diese Steinmonumente und Bronzesachen folglich derselben Zeitperiode angehören, und von demselben Culturvolke herzuleiten sind.

Wir besitzen in dem südlichen Schweden wenigstens ein Denkmal des Alterthums, auf welchem an der inneren Seite der Granitfelsen ein Theil derselben Figuren eingegraben ist, die wir auf den Metallgeräthen aus dem Bronzealter finden; ich meine das vielfach beschriebene und gezeichnete Kivikmonument in Schonen.

Dieses alterthümliche Denkmal, welches am Orte selbst auch Bredahügel (Bredarör) genannt wird, liegt in dem östlichen Schonen, im Christianstad-Län, District: Albo, Kirchspiel: Mälby; nicht weit von Cimbrishamn, südlich von Kivik und nördlich von dem Landgute Esperöd. Es besteht in dem, noch jetzt ansehnlichen Reste eines Steinkegels [1]), der

1) Bei der Benennung der verschiedenen Begräbnisse und Alterthümer ist in dieser Uebersetzung mit wenigen Ausnahmen die Terminologie nach Lisch befolgt worden.

Anmerk. Um die Noten des Uebersetzers von denen des geehrten Ver-

nach allen Seiten hin von ungefähr zwanzig kleineren Steinhaufen umgeben ist, sämmtlich aus grösseren und kleineren Feldsteinen zusammengetragen. Unter den kleineren Steinhaufen sind einige noch jetzt pyramidenförmig und scheinen ihr ursprüngliches Aussehen behalten zu haben; wohingegen die meisten mehr oder weniger zerstört sind und zwar einige so gründlich, dass kaum noch die Grundsteine vorhanden sind; auch der mittelste und grösste ist seit mehr als hundert Jahren sehr geplündert und verkleinert worden. Von der ursprünglichen Grösse dieses Grabhügels kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Masse der Feldsteine sieht, die zu den Einfriedigungen, wie sie in jener Gegend häufig vorkommen, angewandt worden sind, und wenn man die Leute, theils aus eigenen Erfahrungen, theils nach den Erzählungen ihrer Väter, versichern hört, dass alle Steine, die in diesen Einfriedigungen liegen und ein guter Theil von denen, die zu Brücken und Gebäuden bei Kivik verbraucht sind, von dem Bredarör geholt worden sind.

Mitten auf dem Boden des Hügels befindet sich eine länglich viereckige Steinkammer von 13 Fuss Länge und 3 Fuss Breite, in der Richtung von Süden nach Norden; bestehend aus emporgerichteten beinahe viereckigen Steinen von etwa 4 Fuss Höhe, 3 Fuss Breite und 8 bis 9 Zoll Dicke, welche dicht an einander gestellt und auf der inneren Seite mehr oder weniger eben, obgleich weder behauen noch geschliffen *) sind. Von solchen aufgerichteten Steinen haben vier an jeder Seite und einer an jedem Ende gestanden; doch sind von den mit Figuren bedeckten Seitensteinen leider zwei schon vor langer Zeit aus Nachlässigkeit abhanden gekommen.

Diese Steinkammer war in ihrer ursprünglichen Gestalt mit quer liegenden grossen Felsstücken bedeckt, worüber eine Menge grosser und kleiner Feldsteine geschüttet waren, so dass der Steinhügel die Form eines

fassers zu unterscheiden, sind letztere mit *, erstere mit Zahlen bezeichnet. Darunter sind 8, 12, 14, 15 nach den geschätzten Mittheilungen eines Freundes beigefügt worden.

*) An dem südlichen Ende dieses Hügels, etwas nach links, befindet sich ein anderes bedeutend kleineres länglich-viereckiges Grab, welches ebenfalls aus aufrecht stehenden, nach innen platten Steinen gebaut ist und noch zu Sjöborgs Zeiten zwei Decksteine hatte. Wahrscheinlich ist eine Urne mit verbrannten Knochensplittern darin bewahrt worden. Sjöborg fand einige kleine Knochen darin. Pag. 144.

grossen Kegelgrabes hatte, welches zum Theil mit Bäumen und Büschen bewachsen war.

Die auf der inneren Seite der Seitensteine mühsam eingehackten und eingeriebenen Figuren sind von den Alterthumsforschern auf sehr verschiedene Weise gedeutet worden. Auch ich will eine Erklärung derselben versuchen; doch möchte ich mir vorher erlauben die Aufmerksamkeit auf folgende Umstände hinzulenken. Als die Grabkammer aus zusammen gesuchten, passenden Granitstücken gebaut und an der inneren Seite mit einer Menge Figuren bedeckt war, verschloss man dies Denkmal nicht allein mit Schluss- und Decksteinen: man warf auch, wie bereits oben erwähnt wurde, eine so ungeheure Menge von Feldsteinen darüber her, dass man mit Staunen fragt, wie dieselben zusammengetragen werden konnten, besonders nachdem man erfahren, dass schon mehre tausend zweispännige Wagenlasten davon weggefahren sind. Diese ungeheuren Massen haben zu jener Zeit nur durch die vereinten Bemühungen einer ganzen Commune von fern und nah zusammengebracht werden können.

Nach unseren religiös-socialen Begriffen muss es ein sonderbares *Volk* gewesen sein, welches erst das Andenken an Kampf und Sieg (wovon diese Figuren offenbar berichten sollen) mit so vieler Mühe in Stein einzugraben suchte, ein Unternehmen, welches doch gewiss dem Sieger zu unsterblichem Ruhme gereichen sollte, und schliesslich das Denkmal nach allen Seiten hin dicht verschloss und eine Menge von Steinen darüber her schüttete, als suchte es dasselbe vor den Augen der Mit- und Nachwelt zu verbergen.

Es liesse sich schon hieraus schliessen, dass die Leute, welche das hier beschriebene Monument errichteten, eine ganz andere Weltanschauung haben, und unter ganz anderen socialen Verhältnissen leben mussten, als diejenigen, welche ihre Thaten in die Aussenseite der Felswände und Steine eingruben, wo sie von den Vorüberkommenden und Gehenden gesehen würden, wie z. B. unsere Felsenbilder in Bohuslän und die mit Inschriften bedeckten Runensteine an der Heerstrasse und anderen stark besuchten Orten. Wenn diese Letzteren, wie wir annehmen, Thors- oder Odinsverehrer von germanischem Stamme waren, so liesse sich schon hieraus folgern, dass diejenigen, welche das Kivikmonument errichteten, einem anderen Volksstamme angehörten, oder wenigstens andere Religionsbegriffe hatten,

als jene. Dass dies der Fall ist, wird weiterhin durch mehre Facta dargethan werden.

Zu diesem Zwecke wollen wir erst einen Blick auf die Figuren werfen, welche sich an der inneren Seite dieses Steinkegelgrabes befinden; und um sie in der Reihenfolge zu zeigen, in welcher sie vorkommen und gedeutet werden müssen, so habe ich die Seitensteine nach aussen zurückgelegt, die inwendige Seite nach oben gekehrt dargestellt.

Wir treten am südlichen Ende ein und beginnen unsere Untersuchung mit dem ersten Steine zur Rechten. Wir finden daselbst zwei Aexte abgebildet, offenbar solche Bronzeäxte vorstellend, wie man sie noch jetzt neben Bronzeschwertern und anderen Waffen aus der Bronzeperiode in den Gräbern antrifft*). Hier sind sie mit der Schneide nach innen abgebildet; innerhalb derselben sehen wir zwei lanzenförmige Figuren und in der Mitte eine kegelförmige, deren merkwürdige Bedeutung später erklärt werden soll.

Auf dem nächsten Steine, dem 2ten rechts, sehen wir ein bemanntes Schiff und darüber einige undeutliche Figuren, die sich nicht erkennen lassen.

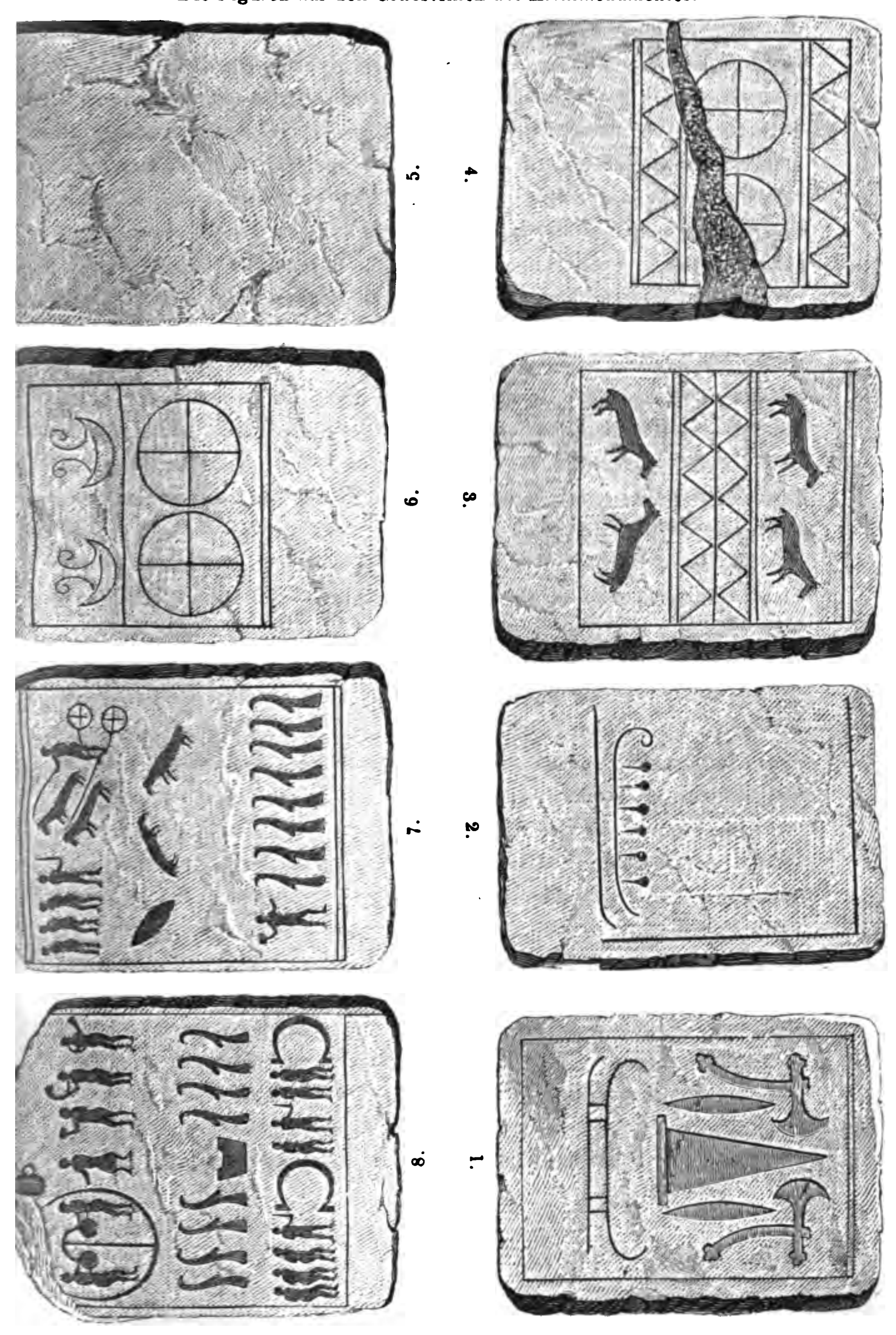
Der nächstfolgende, dritte Stein zeigt sowohl in dem oberen, als in dem unteren Felde zwei Pferde; in dem Mittelfelde aber eine doppelte Zickzacklinie, wie wir sie pag. 5 Figur 7 abgebildet finden, und wie sie oft an Bronzewaffen und goldenen Schmucksachen aus der Bronzeperiode vorkommen.

Auf dem 4ten Steine, der entzwei geschlagen, und von dem das Mittelstück verloren gegangen ist, sehen wir oben und unten eine einfache Zickzacklinie, pag. 4 Figur 6, die noch häufiger als die doppelte auf Waffen und Geschmeide aus dem Bronzealter vorkommt. Auf dem Mittelfelde sehen wir zwei Räder mit vier Speichen, wie man sie nicht selten auf

---

*) Dies sah schon der ausgezeichnete Alterthumsforscher Ax. Holmberg ein, obgleich er, wie man merkt, dies Monument nicht selbst gesehen hatte, denn in diesem Falle würde er den wellenförmigen Strich auf dem Steine *d* anders erklärt haben. (Siehe Sjöborgs Zeichnung in den „Sammlungen für die Alterthumsfreunde des Nordens" III, Taf. 11. 12, pag. 142.) Sjöborg hat das grosse Verdienst um dies Monument, dass er theils den Stein Nr. 7 vor Zerstörung geschützt hat, theils auch die Zickzacklinie zuerst richtig in Winkeln gezeichnet hat, während sie bis dahin immer in Bögen dargestellt worden war.

Die Figuren auf den Grabsteinen des Kivikmonumentes.



Metallsachen aus dem eigentlichen Bronzealter antrifft. Um darzuthun, dass diese Figur für die Bronzeperiode charakteristisch ist, möchte ich mich auf folgende Beweise berufen: Auf dem Bronzebeschlage eines Heerhornes von Wismar, welches von Lisch in den „Jahrbüchern und Jahresberichten etc.“ III, pag. 67 beschrieben und abgebildet ist, befinden sich ausser einer grossen Anzahl anderer, der Bronzeperiode angehörenden Figuren, ebenfalls die vierspeichigen Räder, und zwar ebenso wie hier, paarweise neben einander gestellt, mit oder ohne Loch im Mittelpunkte. Auf einem grossen Bronzegefässe aus Schonen, welches in dem Museum der Königl. Academie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und der Alterthumskunde in Stockholm aufbewahrt wird, befinden sich rings um den obern Rand dieselben Radfiguren. Ein Bronzekamm, in demselben Museum, zeigt die nämliche Figur; desgleichen eine Bronzebroche in dem Museum zu Lund. In den „Nordischen Alterthümern“ von Worsaae Taf. 35, Fig. 168, 169 und 170 findet man dieselbe Figur an Messerheften, bei letzteren mit dem Loch in der Mitte, etc. Die symbolische Bedeutung dieser Figur werde ich später erklären.

Nachdem wir jetzt die Nordseite erreicht haben, wenden wir uns der Steinreihe zur Linken zu, wo wir auf dem inneren Seitensteine No. 5 keine Figur finden.

Auf dem nächstfolgenden Steine sehen wir in dem Mittelfelde dieselben beiden vierspeichigen Räder, und von derselben Grösse wie auf No. 4; in dem oberen Felde treffen wir 2 Figuren, die einem Boote oder einem Halbmonde gleichen, und von deren Spitzen spiralförmig gebogene Striche aufwärts laufen. Auch diese sollen weiterhin erklärt werden.

Die Figuren auf den beiden folgenden Steinen No. 7 und 8 hat man für die merkwürdigsten gehalten, und in gewisser Beziehung sind sie es allerdings. Sie stellen offenbar eine historische Begebenheit dar und geben Licht über die Zeit und das Volk, dem sie angehören. Auch diese werde ich zu deuten versuchen, nachdem ich mir von anderem Orte Material dazu herbeigeholt habe. Bisher habe ich nur darthun wollen, dass das Kivikmonument wirklich dem Bronzealter angehört, und dies halte ich nunmehr für vollkommen bestätigt. Aber ich will durch dies Monument noch mehr beweisen und eben deswegen will ich erst, des Vergleiches wegen, ähnliche Denkmäler der Vorzeit in anderen Ländern aufsuchen.

Im Jahre 1859 hatte ich in Lund das Vergnügen einen Besuch von

dem gelehrten Alterthumsforscher Dr. William R. Wilde aus Dublin zu empfangen, welcher mir bei dieser Gelegenheit eines seiner trefflichen Werke: The beauties of the Boyne, verehrte. Als ich darin die Beschreibung der Grotten bei Dowth und New-Grange las und die in den Text eingeführten Abbildungen gewahrte, fand ich eine grosse Aehnlichkeit zwischen diesen und verschiedenen Figuren des Kivikmonumentes, z. B. das Rad mit vier Speichen, die Zickzacklinie, und etliche andere Figuren, welche augenscheinlich auf dieselbe Bronzeperiode hinweisen wie unser Monument in Schonen; ferner die Spirale, den doppelten Ring mit oder ohne Centralfleck, den Rhombus u. s. w.

Im folgenden Jahre 1860 unternahm ich, hauptsächlich antiquarischer und ethnographischer Untersuchungen wegen, eine Reise nach Dänemark, Deutschland, Frankreich, England und von dort nach Irland, um mit eigenen Augen einen Vergleich zwischen den genannten Grotten und dem Grabmale bei Kivik anzustellen.

Um das Resultat dieses Vergleiches anzuführen, nehme ich mir die Freiheit hier einen Auszug aus meiner Reiseschilderung mitzutheilen, wie ich sie nach meiner Heimkehr den 20. Nov. 1860 in der Königl. Academie der schönen Wissenschaften etc. etc. in Stockholm vorgelesen habe:

In Dublin angekommen, suchte ich sogleich Dr. Wilde auf, welcher mich mit ausgezeichneter Gefälligkeit umherführte und mir die herrlichen, an Gold überaus reichen Sammlungen der schönen Hauptstadt von Irland zeigte. Zum Gefährten auf der Fahrt nach New-Grange und Dowth wurde mir einer von Dr. Wilde's Assistenten beigesellt, ein humaner und gebildeter junger Arzt, Herr Henry Wilson, welcher die beiden Oerter schon wiederholt besucht hatte.

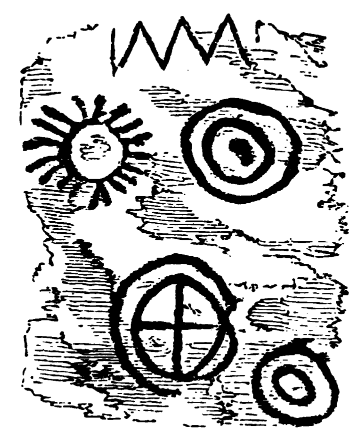
Von Dublin gingen wir per Eisenbahn nach Drogheda. Von dort aus hatten wir noch ungefähr $1^1/_2$ schwed. Meilen bis Dowth, wovon wir den grössten Theil des Weges in einem sogenannten Car zurücklegten, einem nationalen Fuhrwerke, welches seiner antiken Form wegen wohl eine kurze Erwähnung verdient. Der Car ist ein zweiräderiges offenes Fuhrwerk, das von einem Pferde gezogen und oftmals mit sieben (wenn nicht neun) Personen bepackt wird, von welchen drei (oder vier) auf jeder Seite nach auswärts gewandt sitzen; nur der Kutscher blickt nach vorn. In Dublin konnte man nach Wunsch einen Cab oder einen Car bekommen, auf dem Lande findet man jedoch nur den letzteren, der in seiner ältesten

Form aus Latten gemacht und mit Scheibenrädern ohne Speichen versehen ist. Auf diesem Fuhrwerke fährt der Irländer wie im Fluge dahin und man sagt, dass er es jedem anderen vorziehe.

Nachdem wir ungefähr $1^1/_4$ schwed. Meile von Drogheda entfernt waren, legten wir die letzte Viertelmeile zu Fuss zurück. Endlich erblickten wir in der Ferne einen hohen, mit Buschwerk bewachsenen Hügel und als wir näher kamen, sahen wir, dass derselbe, gleich dem Kivikmonumente, unter der Grasnarbe aus einer unzähligen Menge kleiner Steine bestand, wovon schon hunderte von Fudern weggefahren waren, wie es hiess, zum Macadamisiren der Wege in der Nachbarschaft. Doch ist diesem Unfuge durch Mitwirkung des Eigenthümers abgeholfen worden. Solche Steinhaufen werden in der alten Landessprache Cairn genannt*). Unter dem Steinlager befand sich auf der einen Seite eine kleine Oeffnung, die dem Eingange zu einem Dachsbau nicht unähnlich war. Sie ging etwas abwärts und dann unter dem Hügel hindurch. Dahinein zu gelangen sah etwas abenteuerlich aus; aber Hr. Wilson kroch, nachdem er Hut, Ueberrock, Reisetasche etc. abgelegt hatte, hindurch und zündete sich einige Lichter an, die er zu diesem Zwecke mitgenommen hatte und in den verschiedenen Abtheilungen der Grotte anbrachte; denn es war stockfinster drinnen. Darauf versuchte auch ich es in derselben Weise und in demselben Costüm, wie Herr Wilson, mich hinein zu practisiren, welches nicht leicht war, da der Boden durch den lange anhaltenden Regen nass und schlüpfrig war; ausserdem ist der Gang an einigen Stellen so eng, dass man nicht mit beiden Schultern in der Breite, sondern nur von der Seite vorwärts kommen kann. Wenn man aber durch diesen schmalen, 27 Fuss langen Gang hindurch gekommen ist, öffnet sich eine ziemlich geräumige Grotte, mit einer Abtheilung nach vorn und einer an jeder Seite, somit ein Kreuz bildend. Sie ist aus grossen langen Steinen gebaut, welche so empor gerichtet sind, dass sie sich nach oben gegen einander neigen; hinter diesen liegen quer gelegte Steine, darüber andere, nach der Mitte hin überragend u. s. f., bis die letzte Oeffnung in dem Gewölbe durch eine einzige grosse Steinplatte verschlossen ist. Diese Bauart soll sich in Griechenland und im Oriente bei mehren Grabmälern der Vorzeit wiederfinden. Die

*) Wilde a. a. O. p. 189, das Kivikmonument ist also, gleich den irländischen Grotten, ein wirklicher Cairn.

Steinwände waren an der inneren Seite überall mit eingehauenen oder eingehackten Figuren bedeckt, ganz in demselben Stile, wie die Figuren an dem Kivikmonumente, von den Felsenbildern in Bohuslän aber durchaus verschieden. Die Aehnlichkeit herrscht jedoch nicht allein in dem Stile und in der Weise wie sie eingehauen sind; sie findet sich auch in verschiedenen Figuren wieder, welche auf dem Monumente bei Kivik und in der Grotte bei Dowth vollkommen gleich sind, wie z. B. die Zickzacklinie, der doppelte Kreis mit oder ohne Centralpunkt, das Rad mit vier Speichen; — welches alles beweiset, dass die Grotte bei Dowth sowohl, als das Grabmal bei Kivik dem Bronzealter angehören. Dasselbe geht aus einer Figur hervor, welche augenscheinlich die strahlende Sonne vorstellen soll und welche offenbar zeigt, was wir übrigens schon wussten, dass der während der Bronzeperiode herrschende Religionscultus, der Sonnendienst war. Ich habe alle diese Abbildungen nach Dr. Wilde's schon genannten Beauties of the Boyne pag. 207 copiren lassen, damit der Leser nicht etwa glaube, dass ich sie selbst dort am Orte gezeichnet und der Erklärungsweise, zu der ich kommen will, angepasst habe.



Diese Figuren, welche sich in der Grotte bei Dowth in grosser Anzahl befinden, können keine zufälligen sein; sie müssen irgend eine Bedeutung haben, wahrscheinlich eine religiöse, sei es nun eine allegorische, symbolische oder mystische — eine muss es sein; und dieselben Figuren müssen auch an beiden Orten dieselbe Bedeutung haben, sowohl bei Kivik in Schonen, als bei Dowth in Irland. Ich will mich jedoch von allen Muthmaassungen fern halten und nur Facta anführen; in der Ueberzeugung, dass diese sich schliesslich selbst erklären werden.

Ich fand übrigens in der Grotte noch einen anderen Gegenstand, welcher mir ebenso merkwürdig erschien, als die eingehauenen Figuren. In dem einen Raume lag ein rundlicher, oben platter Stein; ringsum mit einem etwas in die Höhe stehenden Rande; derselbe maass 5 Fuss im Durchmesser und war schadhaft, doch waren die Stücke zusammengelegt wie sie an ein-

ander passten. Man konnte deutlich sehen, dass der Stein von Menschenhand bearbeitet sei und deshalb einem bestimmten Zwecke gedient haben musste, weshalb ich die Frage stellte: welche Meinung man über die mögliche Nutzanwendung desselben gefasst habe? Es hatte ihn jemand für einen Sarcophag gehalten. Damit kann ich freilich nicht übereinstimmen: für einen Sarg ist er zu klein und die Vertiefung zu geringe. In Dr. Wilde's oben citirtem Werke findet man pag. 200 auch diese ovalrunden, flach-concaven Steine abgebildet; doch fesselten sie damals meine Aufmerksamkeit nicht so sehr wie jetzt, wo ich sie in voller Grösse und am Orte selbst vor mir sah. In der andern Seitenkammer bestand der Boden aus einem sehr grossen Steine, in dessen Mitte sich eine ähnliche platt-ovale Vertiefung befand. Ich zweifelte nicht daran, dass diese platten concaven Steine einem religiösen Brauche gedient hatten um dessentwillen auch die Grotte gebaut worden war. Daher war ich neugierig zu erfahren ob sich auch in den anderen Grottenkammern ähnliche Steine vorfänden und hoffte damit möglicherweise einen Ariadnefaden gewonnen zu haben, der mich zu einer richtigen Erklärung dieser dunklen, mystischen Grotten führen könnte, welche Dr. Wilde, sowohl ihrem Alter wie ihrer Bestimmung nach, den ägyptischen Pyramiden zur Seite stellt. Andere haben Tempel für den Gottesdienst der Druiden darin erkennen wollen; noch Andere haben sie für Grabmäler von Unterkönigen (småkonungar) gehalten.

Nachdem wir uns nochmals nach allen Seiten hin umgesehen hatten, begaben wir uns wieder aufs freie Feld hinaus und sahen in der Entfernung von ungefähr einer engl. Meile einen zweiten Hügel, dem Umfange nach unweit grösser als der erste und oben mit Bäumen und Gesträuch bewachsen. Dies ist der berühmte New-Grange; er liegt auf einem ziemlich hochgelegenen Felde neben dem Boinethal. Wir begaben uns dahin. Auch dieser Hügel, oder vielmehr dieser Berg, ist entschieden ein Steinkegel (Cairn), aus tausend und aber tausend Fudern Steingeschiebe (Feldsteine) zusammengebracht. Es ist schwer zu begreifen, wo diese ungeheure Menge kleiner Steine zusammengesucht werden konnte; aber noch schwerer ist es, nachdem man das innere Gebäude betrachtet hat, zu verstehen, wie in ehemaliger Zeit solche Riesenwerke aufgeführt werden konnten. Nur durch die vereinten Kräfte einer grossen Menschenmenge hat es geschehen können und es wird ohne Zweifel mehr Zeit und Mühe

erfordert haben, als die grössten Bauten der Jetztzeit. Auch hier hatte man angefangen, von den Steinen zum Macadamisiren weg zu holen, doch hatte der Besitzer vor kurzem einen Rand ringsumher aufwerfen und dadurch einen Steinwall um den Hügel ziehen lassen, wodurch dem Unfuge wenigstens insoweit gesteuert ist, dass man die Steine nicht mit Wagen wegholen kann. In der Grube, welche zu dem Zwecke rund um den Fuss des Hügels gegraben war, hatte man grosse Steine angetroffen, die eine Ringmauer rundumher gebildet haben mochten, und auch diese Steine waren — was man bis dahin nicht gewusst hatte — mit eingehauenen Spiralen, Zickzacklinien u. s. w. bedeckt.

Auch hier muss man, um in die Grotte zu gelangen, durch eine enge Oeffnung kriechen, die sich an der einen Seite befindet und in den Hügel hinein führt. Links vom Eingange liegt ein grosser länglicher Stein, in welchen grosse Spiralfiguren, von etwa 2 Fuss im Durchmesser, eingegraben sind. Nach dem, was ich flüchtig aufgezeichnet habe, laufen sie ∾ förmig in einander, genau so wie auf unseren Bronzewaffen (vergl. pag. 4, Fig. 1) und nicht, so viel ich mich erinnern kann, wie auf der Abbildung pag. 192 in den „Beauties of the Boyne". Weil ich aber meiner Sache nicht ganz sicher bin, habe ich hier die Figur aus Herrn Wilde's Werk copiren lassen, damit es nicht den Anschein habe, als hätte ich sie zu Gunsten meiner Auslegung verändert. Sie besteht jedenfalls in ausgebildeten Spiralen mit, bis zu einem Zoll dicken, rund eingegrabenen Strichen. Zur Linken von diesen waren drei doppelte Rhomben eingegraben. (Vergl. pag. 5, Fig. 8.) Es scheint glaubwürdig, dass dieser Stein ebenfalls zu dem Inneren der Grotte gehört habe; aber gewiss ist es jedenfalls, trotz aller darob gefassten Muthmaassungen, dass er derselben Zeit und demselben Gebäude angehört wie die anderen in der Grotte befindlichen; denn auf einem der Grundsteine, gleich rechts am Eingange, kommt eine ähnliche, wenn auch viel kleinere Spiralfigur or. Ferner habe ich eine über der Oeffnung liegende Zickzackfigur auf-vgezeichnet, gleich der unseren (pag. 5, Fig. 6) mit der Anmerkung, dass die Striche in derselben erhaben liegen.



Nachdem man durch den 63 Fuss langen, sehr engen Gang gedrungen ist, kommt man in eine weitgestreckte, hohe Grotte, mit Seitenräumen zur Rechten und zur Linken, so dass das Ganze auch hier eine kreuzförmige Krypte bildet. Der Gang und die Seiten der Räume werden hier ebenfalls durch eine Menge aufgerichteter, grosser, hoher Steine gebildet. welche bis zu 17—18 Fuss hoch sind. Auf diesen und anderen aufgethürmten Steinen liegen die Decksteine, ganz wie in der ersten Grotte. nur dass diese grösser und höher ist. Die Seitensteine sind überall mit verschiedenartigen Figuren bedeckt, mit Spiralen, Zickzack- und Bogenfiguren, Rhomben u. s. w.; man findet dieselben sogar auf der Seitenfläche zwischen den Steinen, wo keine Hauwerkzeuge angewandt werden konnten; also mussten diese Figuren augenscheinlich in die Steine eingegraben sein, bevor man die Grotte daraus baute. Aber obgleich beide Grotten offenbar demselben Volksstamme, demselben Religionscultus und vielleicht auch so ziemlich derselben Zeit angehören, so waltet doch eine Verschiedenheit in den in ihnen befindlichen Figuren ob; so, dass in der ersten, meines Wissens, keine Spiralfiguren angetroffen werden, welche dagegen in der zweiten zahlreich vorkommen, während sich hier keine vierspeichige Räder befinden, die wiederum in der ersten vorhanden sind. Dieser Umstand kann uns bei der Erklärung des Kivikmonumentes zu Hülfe kommen.

Aber was auch in dieser Grotte nicht fehlt, das sind die rundlichen oben concaven Steine, die wir in der ersten Grotte auf dem Boden liegen fanden. Hier lag in der rechten Seitenkammer ein solcher Stein von etwa 3 Fuss Länge, und ein ebensolcher in der linken. Diese Steine haben unmöglich Sarcophage sein können, wie man gemuthmaasst hat; dazu sind sie, wie schon gesagt, zu kurz und zu flach. Dass sie jedoch für denselben Zweck eingerichtet und benutzt worden sind, für welchen die Grotten überhaupt erbaut wurden, das lässt sich daraus schliessen, dass sie in keiner derselben fehlen. Und mit derselben Sicherheit lässt sich annehmen, dass dieser Zweck ein religiöser gewesen ist, wahrscheinlich der Begräbnissceremonie angehörend, welche bekanntlich bei allen Völkern einen Theil der Religion bildet. Wir brauchen uns jedoch keine Mühe zu geben die Bedeutung dieser Steine zu errathen, da wir, wie ich hoffe, bald von der wirklichen Anwendung derselben überzeugt werden dürften.

Ich glaubte schon früher eine Beschreibung von Grotten gelesen zu haben aus Ländern, welche von Irland weit entfernt liegen und von welchen sich nachweisen lässt, dass sie lange Zeit von phönicischen Colonisten bewohnt waren. Als ich nach Schweden heimkehrte, fand ich diese Beschreibungen wieder, von denen ich ebenfalls einen kurzen Auszug hier einschalten werde. Doch möchte ich zuvor noch einmal an die Punkte erinnern, in welchen das Kivikmonument in Schonen und die Grotten in Irland übereinstimmen oder von einander abweichen.



1) bestehen beide aus neben einander aufgerichteten Steinen, welche ein Grab oder eine Grotte bilden und oben mit grossen Decksteinen belegt sind;

2) sind beide mit einer grossen Masse von Feldsteinen überschüttet und bilden somit einen Cairn;

3) sind die beiden inneren Seiten der Steine mit eingegrabenen Figuren bedeckt;

4) sind von diesen Figuren einige vollkommen gleich bei beiden, z. B. das vierspeichige Rad, die Zickzackfigur, und vielleicht sogar die Spirale (auf dem Kivik-Stein No. 6).

An dem Kivikmonnmente fehlt die ausgebildete Spiralfigur, gleichwie in der Grotte zu Dowth (so viel mir bekannt ist); und der concentrische Ring gleichwie in Newgrange; dennoch könnte es sein, dass sie sich dort anfinden, wenn die Grotte genauer und bei hinreichend klarer Beleuchtung untersucht würde. Ich habe sie nur in sehr schwacher Beleuchtung gesehen.

Die Verschiedenheit zwischen dem Kivikmonumente und den Grotten besteht hauptsächlich darin, dass man auf ersterem menschliche Figuren findet, welche letzteren fehlen. Wenn man jedoch näher über die Sache nachdenkt, sieht man ein, dass dies so sein muss. Das erstgenannte Monument ist offenbar zum Andenken an eine einzige Begebenheit errichtet worden: Kampf, Sieg und Siegeszug, die man durch die an dem

Sarcophage oder dem Cenotaph des Siegers angebrachte Bilderschrift verewigen wollte; die Grotten sind dahingegen einem heidnischen Gottesdienste geweihte Tempelgebäude, die Seitenräume möglicherweise Begräbnisscapellen. Bevor wir diese Grotten verlassen, möchte ich den Leser daran erinnern, dass sie, so gut wie das Kivikmonument, unbestreitbar dem Bronzealter angehören: man trifft dort die Spirale, die Zickzacklinie, das Rad mit vier Speichen, den mehrdoppelten Cirkel mit oder ohne Mittelpunkt u. s. w., alles Figuren, welche unfehlbar das eigentliche Bronzealter characterisiren und deren symbolische Bedeutung weiterhin erklärt werden soll*). Ich habe also bis hierher nur beweisen wollen, dass die irländischen Grotten dem Bronzealter angehören.

Wir werden die Benutzung und die Bedeutung dieser irländischen Grotten noch näher bestimmen können, nachdem wir sie mit ähnlichen in einem anderen Lande vorhandenen verglichen haben, welche der Quelle des heidnischen Gottesdienstes, dem sie augenscheinlich gewidmet waren, unweit näher lag.

Von Diodorus Siculus und anderen classischen Schriftstellern des Alterthums erfahren wir, dass die Insel Malta, die jetzt zu England gehört, ehemals lange Zeit von einer phönicischen Colonie bewohnt gewesen ist. Diese Insel, deren Homer schon unter dem Namen Ogygia**) erwähnt, wurde später Meleta und schliesslich Malta benannt. Als sie ungefähr zur Zeit des trojanischen Krieges von den Griechen und darauf von den Carthagern unter Hannibal erobert wurde, war sie von Phöniciern bewohnt. Aber es ist ausdrücklich erwähnt, dass es ihnen von ihren neuen Bewohnern stets gestattet wurde, ihren phönicischen Gottesdienst zu üben.

In Badger's Description of Malta and Gozzo. Valetta 1851, findet man ausführliche Beschreibungen dort vorhandener Grotten oder sogen. Catacomben, welche offenbar phönicischen Ursprunges sind und phönicischem Gottesdienste gedient haben. Seite 300 beschreibt der Verfasser eine solche Grotte unfern der St. Paulskirche, die, gleich der irländischen, aus mehren Seitengallerien besteht, und — ein schlagender

*) Hier können wir noch die Abbildung pag. 198 bei Wilde hinzufügen, welche der wellenförmigen Verzierung ähnlich ist. Thomson a. a. O. pag. 62.

**) Dass diese Insel wirklich Homer's Ogygia gewesen sei, wird jedoch von Anderen bezweifelt.

Beweis für ihre Gleichheit — eben solche runde platt-concave Steine enthält, wie sie in den irländischen vorhanden sind. „Auf dem Boden", sagt der Verfasser, „liegen zwei kreisrunde Steine von ungefähr 4 Fuss im Durchmesser, obenauf platt und ringsum mit einer niedrigen Kante versehen" *). Man würde die platt-concaven Steine in den irländischen Grotten nicht besser in so wenigen Worten beschreiben können. Sogar in der Grösse herrscht kein grosser Unterschied; ihr Diameter variirt zwischen 3 und 5 Fuss. Nach Herrn Badger's Mittheilung sind Einige der Meinung, dass diese Steine zur Abwaschung der Leichen vor der Bestattung gedient haben; dies scheint auch mir höchst wahrscheinlich. Auf der nächstfolgenden Seite 301 beschreibt der Verfasser eine andere Grotte in Citta Vecchia. Die Kammern enthalten verschiedene Gräber und einen grossen Steinblock, der dem in der Grotte zu St. Paul beschriebenen ähnlich ist **).

Auch auf der Insel Gozzo findet man Aehnliches. In der Beschreibung des sogenannten Torre tal Giganti sagt der Verfasser, dass sich in der einen Kammer, in dem Fussboden, eine runde Vertiefung mit aufstehendem Rande befindet: resembling those, which are met with in the catacombs of Citta vecchia ***). Eine ebensolche runde Vertiefung im Boden befindet sich in der Grotte bei Dowth. (Siehe pag. 13).

Man findet also in den Grotten beiderorts diese Vertiefungen, theils als auf dem Boden liegende lose Steine, theils in dem Boden selbst. Eine grössere Uebereinstimmung ist kaum denkbar und es liegt auf der Hand, dass diese runden ausgehöhlten Steine ein nothwendiger Zubehör bei dem Gebrauche der Grotten sein mussten. Seite 364 äussert der Verfasser, dass auf einigen grösseren Steinen rohe Versuche zu Ornamenten gemacht seien; worin diese bestehen, sagt er freilich nicht. Aber ein anderer Schriftsteller, Julius Braun, sagt über den Tempel zu Gozzo (Deutsches Museum No. 60, f. d. 20sten Juli 1860) dass sich auf den aufrecht stehenden Steinplatten unter andern auch Spirallinien befinden; und in Jules Gail-

*) On the floor, are two circular blocks, about four feet in diameter, flat on the top, with a low edge round the circumference.

**) The chamber contains several sepulchres and a round block, similar to that, which I have mentioned in the catacombs of St. Paul.

***) Dieser Thurm enthält manches, was für unseren Gegenstand von grösstem Interesse ist und worüber ich weiter unten Rechenschaft geben werde.

habauds: „Denkmäler der Baukunst", Leipz. 1861, 2tes Heft, Taf. 1 und 2 findet man Abbildungen von diesem Tempel zu Gozzo. Fig. 2 zeigt Spirale, die noch deutlicher auf der Taf. 2, Fig. 6 und 7 sind. No. 8 zeigt eine Schlange, deren auch Badger pag. 370 erwähnt und worüber später mehr; in No. 4 sieht man einen Halbmond und den Sonnenring[2]). — Dass alles dieses phönicischen Cultus anzeigt, wird kein Sachkundiger bestreiten können.

Derselbe Herr Badger äussert pag. 6, dass ein Jeder, welcher die Gegend von Tyrus und Sidon, den ehemaligen Hauptsitz für phönicischen Cultus besucht und die Begräbnissgrotten (sepulchral grots), welche dort in Menge vorkommen, gesehen hat, eine frappirende Aehnlichkeit zwischen diesen und den auf Malta befindlichen findet*)[3]).

Ich habe hiermit der Reihe dieser uralten Monumente zu folgen gesucht, deren eines Extrem in dem südlichen Schweden liegt, das andere in dem alten Phönicien bei Tyrus und Sidon. Die Aehnlichkeit zwischen den irländischen und maltesischen Grotten ist zu gross, zu handgreiflich, um einem Zweifel zu unterliegen; und vor allem scheint mir der concave Stein, der in k e i n e r derselben fehlt, die Identität ihrer einstmaligen Benutzung zu erweisen. Wenn wir nun wissen, dass die maltesischen als Begräbnissplätze benutzt wurden — ich selbst habe einen Menschenschädel erhalten, welcher in einer Nische der einen Seitenkammer gefunden wurde, worüber mehr weiter unten — so können wir nicht bezweifeln, dass die irländischen demselben Zwecke gedient haben. Dies hindert nicht, dass der mittelste und grösste Raum dem phönicischen Gottesdienste gewidmet sein konnte, welches auch die Meinung des Verfassers ist.

Aber wenn wir uns nun davon überzeugt haben, dass die Catacomben auf Malta und die Grotten in Irland demselben religiösen Cultus angehört

---

2) Auch Gerhard nennt in seiner Beschreibung der Tempel zu Gaulos, der heutigen Insel Gozzo, unter anderen: einen kubischen Stein mit S p i r a l verzierung versehen, zwischen welcher jederseits ein K e g e l angegeben ist. Ferner einen k o n i s c h e n Stein, einen Stein mit W e l l e n verzierung u. s. w. (Siehe Gerhard: Ueber die Kunst der Phönicier in den Abhandl. der Berl. Acad. S. 601.)

*) Auch Hr. Wilde hat eine Aehnlichkeit zwischen den irländischen Grotten und denen im Oriente bei Tyrus u. s. w. gefunden.

3) Vgl. Gerhard a. a. O. S. 583—585 über die Gigantengräber und Nuraghen auf Sardinien u. Minorca; die Monumente bei Marathos u. s. w.

haben und für denselben Zweck erbaut und angewandt worden sind, so dürfen wir kaum noch bezweifeln, dass auch das Monument bei Kivik mit seinem cairn (seinem Steinkegel) und seinen an der Innenseite eingegrabenen symbolischen Figuren — die zum Theil den in den irländischen Grotten vorhandenen ganz und gar gleich sind — demselben phönicischen Cultus angehört habe und ein Ehrendenkmal gewesen sei, errichtet nach einem schweren Kampfe und endlichen Siege; dass wir somit im südlichen Schweden Spuren von phönicischem Cultus haben, und dass dieser gleichzeitig mit der Bronzeperiode im südlichen und westlichen Schweden zusammentrifft.

Jetzt fehlt, so viel ich weiss, kein Glied mehr in der Kette meiner Beweise. Sollte aber dennoch ein Schatten von Zweifel vorhanden sein, so wird auch dieser, wie ich voraussetze, ganz und gar schwinden, wenn wir denselben Gegenstand, den wir jetzt von der monumentalen Seite betrachtet haben, auch von dem Gesichtspunkte der Geschichte und der Volkstradition untersuchen.

Ich denke mir nämlich, dass, wenn das schonische, die irländischen und die maltesischen Denkmäler der Vorzeit phönicischen Ursprunges sind, und zu religiösen Zwecken erbaut, so müssen sich auch Spuren der phönicischen Religion in den Volkstraditionen wiederfinden. Ich möchte hier daran erinnern, dass es der Sonnendienst d. h. der Baalsdienst war, welcher in Phönicien herrschte und zwar zu der Zeit, wo das Land von den Israeliten erobert wurde. Ich werde hier in aller Kürze anführen, was uns über den damaligen phönicischen Gottesdienst bekannt ist und dann diese religiösen Traditionen durch dieselben Länder verfolgen, durch welche ich von dem ehemaligen Phönicien bis nach dem südlichen Schweden den Denkmälern nachspürte. Doch möchte ich zuvor erwähnen, dass ich, wo ich zu ethnographischen Zwecken eine, den heiligen Urkunden unserer Religion entlehnte Beschreibung anführe, das Wunderbare von dem rein Historischen trennen zu müssen glaube; in der Ethnographie kann nur von letzterem die Rede sein.

Im 1. B. der Könige 18: 22—40 wird gesagt, dass bei Gelegenheit eines Wettstreites zwischen den Priestern Jehovahs und Baals, auf dem Berge Carmel ein Feuer angezündet werden sollte und dass die Baalspriester um ihren Gott Baal anzurufen um den Altar (das Feuer) liefen

(tanzten)*) „wie es ihre Weise war. Und sie riefen laut etc. etc., nach ihrer Weise."

Auf dieselbe Weise wurde, vor noch nicht fünfzig Jahren, längs der Küste von Schonen, Halland, Bohuslän und bis hoch nach Norwegen hinauf, in der Mittsommernacht das Baldersfest gefeiert, und vielleicht geschieht dies noch jetzt hier und dort. Auf Bergen und Anhöhen wurde alsdann ein Feuer angezündet, um welches das Volk, in den letzten Jahren freilich nur noch die Jugend, aus der umliegenden Gegend sich versammelte und gleich den Baalspriestern mit Rufen und Singen um das Feuer zu tanzen pflegte. Dieses Johannisfeuer hat noch in einigen Gegenden den Namen Baldersbål (Balders Scheiterhaufen) beibehalten**).

Schon der scharfsinnige Leopold von Buch, welcher dieses Fest im nördlichen Norwegen feiern sah (Reis. I, pag. 360) spricht die Vermuthung aus, dass dasselbe nicht seinen Ursprung im Norden haben könne, wo man in der hellen Mittsommernacht nicht die Flammen, sondern nur den Rauch sehe; doch scheint er keine Ahnung davon gehabt zu haben, aus welchem Lande und Cultus es herstamme. Er sagt, dass die Leute auf einem nahegelegenen Hügel zusammenliefen und daselbst ein grosses Feuer anzündeten, in das die Mitternachtsonne hell und klar hinein schien. Trotz dem waren doch alle froh um das Feuer und tanzten in ewigen Kreisen herum**).

---

*) Der rühmlichst bekannte Bibelerklärer Professor Dr. H. M. Melin zu Lund hat die Gefälligkeit gehabt, mir, in Betreff dieses Auftretens der Baalspriester, verschiedene Auskunft zu geben. Nach ihm bedeutet das Wort, das hier (d. h. in der schwedischen Uebersetzung) mit „laufen" wiedergegeben ist, eigentlich eine hinkende, wiegende Bewegung im Tanze. Also sie tanzten um den Altar. Dies stimmt auch mit dem überein, was Movers über den Zug der Baalspriester durch die Strassen erzählt: „mehr tanzend, als gehend". Movers I, pag. 682. Siehe ferner die Erklärung des 8ten Steines des Kivikmonumentes.

**) Tegnér hat diese traditionelle Benennung als Ueberschrift des 10ten Gesanges seiner Frithiofssage gewählt. (Tegnérs samlade skrifter I, pag. 117.)

***) Es ist jedenfalls höchst merkwürdig, dass das Baalsfest in einem so nördlichen Küstenstrich, wie bei Hindö, d. h. in der Nachbarschaft der weltbekannten Fischereien bei Lofoden, gefeiert wurde. Dies giebt, in Verbindung mit anderen bekannten Thatsachen, Anlass zu mancherlei Betrachtungen über die weitausgebreiteten Handelsexpeditionen der Phönicier. Um aber nicht scheinbar in Hypothesen zu verfallen, müssen wir auf der einmal betretenen Untersuchungsbahn nur vorsichtig, Schritt für Schritt vorwärts gehen. Also später mehr hierüber.

Wenn aber dieses Baldersfest im Norden in irgendwelchem Zusammenhange mit dem Baalscultus in Phönicien steht, so muss diesselbe Fest auch in anderen, zwischen Phönicien und Scandinavien belegenen Ländern gefeiert werden. Es dürfte daher zur Aufklärung dienen zu erfahren, wie es sich hiermit in Irland verhält, welches mit dem Mutterlande des Baalscultus offenbar in näherer Berührung gestanden hat, als unser Norden.

Mein intelligenter Begleiter Dr. Wilson, den ich hiernach fragte, äusserte, dass man früher mehr als jetzt das Baalsfeuer am Mittsommerabend auf den Anhöhen in Irland angezündet und die ganze Nacht um dasselbe herum getanzt habe. In der Landessprache werde es Balstein genannt. Jetzt pflege nur noch die Jugend sich darum zu versammeln, doch wusste er, dass ehemals auch ältere Leute: Männer und Frauen, sich dabei eingefunden hätten. Da wurde theils im Ringe, theils paarweise von Mädchen und Burschen getanzt, und „bisweilen lief man auch hin und her durch das Feuer.“ Er hatte selbst Theil an diesen Volksfesten genommen, welche jedoch in den letzten Jahren, wegen dabei stattgehabter Unordnungen, von der Priesterschaft strenge verboten waren[4]). Ich wusste mir dieses „durch das Feuer laufen“ nicht zu erklären und fragte, ob man dieser Sitte irgend eine Bedeutung unterlege, oder ob es nur aus Muthwillen und übertriebener Munterkeit geschehe; welches er mir jedoch nicht zu sagen wusste. Später erhielt ich Aufschluss darüber.

Nach Dublin zurückgekommen, knüpfte ich mit meinem gelehrten Freunde Dr. Wilde ein Gespräch über dies merkwürdige alte Volksfest an. Dr. Wilde berief sich auf ein kleines Buch, welches er vor mehren Jahren herausgegeben hatte unter dem Titel: „Irish popular superstitions“,

---

4) In Frankreich scheinen die Priester sich an der Feier zu betheiligen und somit derselben eine christliche Bedeutung untergeschoben zu haben. Vgl. Grimm: deutsch. Mythol. 1. Ausg. Anhang CXIX, 27:

„La veille de St. Jean un feu de joie est allumé dans un carrefour. Au milieu du feu on place une longue perche garnie de feuillages et de fleurs. Le clergé se rend en grande pompe au lieu de la cérémonie, allume le feu, entonne quelques chants et se retire; ensuite les assistans s'en emparent, sautent par dessus et emportent chez eux quelques tisons, qu'ils placent sur le ciel de leur lit comme un préservatif contre la foudre.“ — Eben daselbst heisst es p. 34: „Le feu de St. Jean ne brûle pas; on peut en prendre à la main les tisons enflammés.“ (Aberglaube in Frankreich.) — Siehe ferner in demselben Buche pag. 350—355 über die Johannisfeuer.

und da selbiges im Buchhandel nicht mehr zu haben war, verehrte der Verfasser mir das einzige Exemplar, welches er noch davon besass. Diese Abhandlung gab mir Auskunft über alles, was ich in Betreff der Baalsfeuer in der Mittsommernacht auf den Anhöhen in Irland zu wissen wünschte, und ich überzeugte mich alsbald, dass es ganz dieselben seien, wie im südlichen Schweden*). Seite 48—49 beschreibt Dr. Wilde dieses Fest in Irland mit seinen Geigern und Pfeifern und wie es später in der Nacht ganz den Character der Saturnalien der Alten angenommen habe u. s. w. So wild wie es hier beschrieben wird, ist es bei uns wohl niemals begangen worden. Das Unternehmen: durch das Feuer zu laufen, erklärt Dr. Wilde als einen Ueberrest von den alten Gebräuchen der Druiden, gleichwie ehemals bei den römischen Palilien. Von einigen, besonders von den Jüngeren, wurde diese Sitte (nämlich durch das Feuer zu springen) nur aus Scherz geübt und ohne derselben eine Bedeutung beizulegen. Andere führten es mit einer tiefer liegenden Nebenabsicht aus, ganz wie eine religiöse Ceremonie. So sah man manche der älteren Leute leise Gebete sprechen, während sie rund um das Feuer gingen**). Wollte jemand eine längere Reise unternehmen, so lief er dreimal hin und zurück durch das Feuer, um Glück unterwegs zu haben. Galt es eine Heirath, so that er es, um sich zu der ehelichen Verbindung zu reinigen. Hatte er irgend ein Wagstück im Sinne, so lief er durch das Feuer um sich unverwundbar zu machen. Wenn das Feuer matter wurde, gingen die Mädchen hindurch um gute Männer zu bekommen; schwangere Frauen sah man hindurch gehen, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen; selbst Kinder sah man über die glühenden Kohlen tragen, ganz so wie es in alten Zeiten bei den Cananitern Sitte war; etc. etc.

Dass die Baalsdiener in dem alten Phönicien denselben Brauch übten,

---

*) Die Seite 46 ausgesprochene Vermuthung, dass das Baldersfest früher den ersten Mai gefeiert und erst von St. Patrick auf den 24sten Juni verlegt worden sei, dürfte bezweifelt werden. Baal, oder Balder, wie unsre nordische Sage ihn nennt, war der Sonnengott, dessen Fest gefeiert werden musste, wenn die Sonne am höchsten am Himmel stand; sein Todtenfest: wenn die Sonne zu sinken begann: „da wird Balder auf den Scheiterhaufen gelegt". (Ureinwohner VI, pag. 14.) Ueber die Maifeuer (våreldar) später.

**) Als Kind hörte ich erzählen, dass bei dem Baldersfeste in Schonen alte Leute dasselbe zu thun pflegten.

sieht man daraus, dass Moses es den Israeliten ausdrücklich verbot ihren Sohn oder ihre Tochter durch das Feuer gehen zu lassen, 5. Mos. 18. 10. Und mit diesem Verbote wird zugleich ein anderes gegeben, dass keiner „ein Weissager oder ein Tagewähler sei, oder der auf Vogelgeschrei achte oder ein Zauberer.“ Man sieht hieraus, dass es bei den Cananitern, so gut wie bei den Irländern, wie eine Art von Zauberei getrieben wurde.

Als hiermit zusammenhängend, verdient genannt zu werden, was Plinius erzählt (Hist. Nat. VII, 2), dass unweit Roms, auf faliskischem Gebiete, einige wenige Familien wohnten, welche Hirpi genannt wurden. Selbige feierten alljährlich auf dem Berge Soracte ein Opferfest zu Ehren des Sonnengottes (Apollo's), wobei sie über einen brennenden Scheiterhaufen gingen, ohne sich zu verbrennen*). Hieraus geht hervor, dass die Hirpi Baalsdiener waren, dass sie denselben Brauch übten und, dass die Baalspriester, überall wo sie sich niederliessen: in Canaan, Italien, Irland, Schweden u. s. w. dieselben Künste übten.

Ich glaube nunmehr sowohl durch alterthümliche Denkmäler, als durch noch als Thatsache bestehende Volkstraditionen, vollständig dargethan zu haben, dass in dem südlichen und westlichen Schweden lange Zeit hindurch ein oder mehre Volksstämme wohnhaft gewesen sind, welche gleich den Phö-

*) Diese Hirpi waren offenbar Baalsverehrer (Sonnenanbeter) welche das Fest ihres Gottes auf dieselbe Weise begingen, wie die Baalspriester in Canaan. Sie scheinen sogar den Römern mit ihren Künsten die Augen verblendet zu haben; denn Plinius erzählt uns, dass sie — weil sie ohne sich zu verbrennen über einen brennenden Scheiterhaufen gehen konnten — durch einen immer gültigen Senatsbeschluss vom Kriegsdienste und sonstigen bürgerlichen Pflichten befreit waren. Ueber den Aberglauben der Römer kann man überdies eine merkwürdige Geschichte im Diodorus Siculus lesen XXXVI, 13, Vers 8. Paris. Aufl. 2, pag. 557.

Plinius selbst glaubt zum wenigsten, dass sie wirklich unverbrennbar waren; denn er erzählt, im Zusammenhange damit, eine Sage von der rechten grossen Zehe des Pyrrhus, welche Krankheiten zu heilen vermochte, aber nicht mit dem übrigen Körper verbrannt werden konnte und daher für sich in einen Kasten gelegt und im Tempel aufbewahrt wurde.

In Betreff der Hexenkünste, welche die Baalspriester bewirken konnten, will ich daran erinnern, dass ihr Cultus in manchen Stücken dem ägyptischen ähnlich war und dass die Phönicier einen grossen Theil ihrer Kenntnisse aus Aegypten geholt hatten. 2. Mos. 7 und 8 sehen wir, dass die Aegypter grosse Zauberer waren und dass, als Moses und Aaron vor Pharao Wunder verrichteten „die ägyptischen Zauberer auch also thaten mit ihrem Beschwören.“

niciern in Canaan, gleich den Hirpi in Italien und gleich den Kelten in Irland Baalsanbeter waren, und dass dieser Cultus hier im Norden mit der Bronzeperiode zusammen traf.

Vor mehren Jahren stiess man in einem Erdhügel oder sogenanntem Kegelgrabe bei dem Dorfe Peccatel, eine Meile von Schwerin (Meklenburg) auf drei kleine aus Feldsteinen aufgeführte Gewölbe, und unter jedem derselben fand man verschiedene Gegenstände von Bronze und Gold, sämmtlich offenbar der Bronzeperiode angehörend. Unter diesen befand sich ein kleiner Wagen von Bronze, auf welchem ein kurzer, hohler Cylinder befestigt war, der eine Bronzevase von schöner Form und, im Verhältnisse zu dem Wagen, von ansehnlicher Grösse trug.

Dieser merkwürdige Fund ist von dem Archivrathe etc. etc. Herrn G. C. J. Lisch beschrieben und mit beigefügten Abbildungen erläutert worden. Siehe: „Jahrbücher des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde." IX, (1844) pag. 369. Der eigentliche Wagen oder Wagenstuhl ist 9 Zoll lang, ebenso breit und $5^1/_2$ Zoll hoch. Die Vase ist von dünner getriebener Bronzearbeit, zwischen 7 und 8 Zoll hoch und in der Oeffnung 16 Zoll weit; die $4^1/_2$ Zoll hohen Räder sind, gleich den Achsen, gegossen. Die ganze Höhe beträgt zwischen 15 und 16 Zoll. Sowohl die Achsen wie die Langwagen sind stark bogenförmig aufwärts gebogen. Wo diese zusammen laufen, sind sie mit einem einzigen Nietnagel geheftet, mit dem ebenfalls vier etwas breitere, aufwärts gehende Füsse befestigt sind, die an den oberen Enden, mittelst zweier Nietnägel an dem hohlen Bronzecylinder fest sitzen und auf diesem wiederum die Vase, ebenfalls durch Nietnägel gehalten. Die Achsen laufen horizontal aus, und die mit vier Speichen versehenen, gegossenen Räder werden dadurch auf den Achsen festgehalten, dass diese an den Enden breit geschlagen und etwas ausgetrieben sind. Die Endstücke der Langwagen aber sind hinten und vorn, erst gerade in die Höhe und dann an den Spitzen hakenförmig gebogen, wodurch man in ihnen eine Aehnlichkeit mit Vogelhälsen hat entdecken wollen.

In dem 25sten Jahrgange dieser Jahrbücher pag. 215 hat Herr Lisch diesen Schalwagen näher beschrieben, und pag. 219 eine vollständige Abbildung davon gegeben. Als Herr Lisch dieselbe in der Versammlung der Alterthumsforscher in Berlin (1858) vorzeigte, machte Professor Piper ihn auf die Aehnlichkeit zwischen diesen und den in dem 1. B. d. Könige 7,

beschriebenen Kesselwagen aufmerksam. Herr Lisch setzte sich darauf mit dem berühmten Semitisten Professor Ewald in Göttingen in Verbindung, welcher auf diese Veranlassung in der: Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1859, pag. 131—146, eine genaue Uebersetzung der betreffenden Bibelstelle geliefert hat.

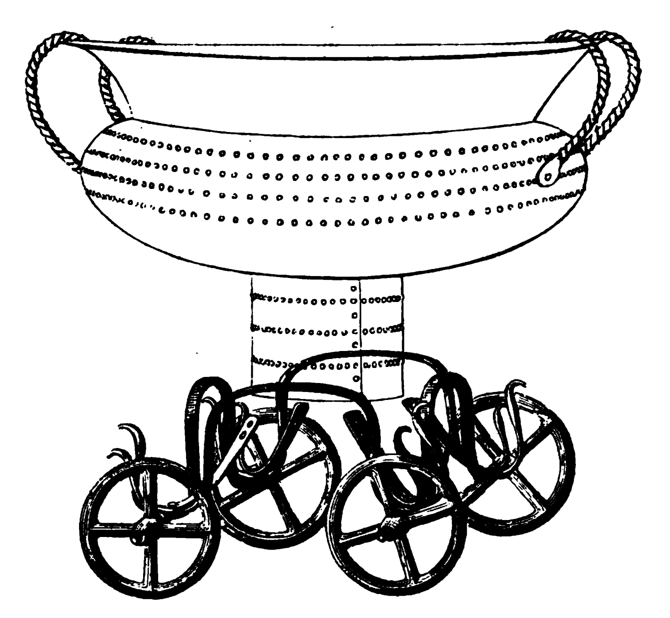
Etwas später, als in Meklenburg, wurde auch in Schonen ein ebensolcher Bronzewagen gefunden, von welchem jedoch nur das Gestell mit den Rädern geborgen ist; die Schale oder Vase ist für immer verloren*). Was sonst noch davon übrig ist, wird in dem Museum der königl. Academie zu Stockholm aufbewahrt, wohin es durch Vermittlung des Magisters Nils Bruzelius gekommen ist.

Der schonische Bronzewagen ist dem meklenburgischen sowohl hinsichtlich der Grösse, als der Form in den meisten Theilen so ähnlich, als wäre er aus derselben Fabrik hervorgegangen oder gar in denselben Formen gegossen. Das Gestell des schonischen ist jedoch vollständiger und besser erhalten, wiewohl man deutlich sieht, dass es lange Zeit gebraucht und abgenutzt ist. Es unterscheidet sich von dem anderen darin, dass auch die hinteren Enden der Stützen (Füsse) aufwärts gebogen, und gleich denen der Langwagen, unterhalb der etwas dünneren, umgebogenen Spitze, mehr oder weniger dick und ausgetrieben sind, was ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit einer in ägyptischen Bilderwerken vorkommenden Figur giebt welche die Uraeusschlange vorstellen soll.

Die hier eingeführte Abbildung habe ich nach dem in Schonen gefundenen Wagengestell zeichnen lassen und darüber die Schale angedeutet, wie sie in Meklenburg gefunden wurde, und welche ich selbst im Jahre 1860 bei Herrn Lisch in Augenschein nahm. Dass der schonische Wagen eine ebensolche Vase getragen hat, geht daraus hervor, dass sich in den aufrecht stehenden Stützen noch die Löcher für die Nägel befinden, mit

*) Von einem Freunde in Ystad wurde mir über das Auffinden dieses Bronzewagens Folgendes mitgetheilt: „Vor einigen Jahren spielten dort ein paar Knaben mit einem kleinen Schiffe, welches sie auf einem Teiche in Ystad schwimmen liessen, und als dasselbe in geringer Entfernung vom Ufer stecken blieb, watete einer der Knaben hinein um es wieder flott zu machen. Er suchte nach dem Hinderniss, an dem es hängen geblieben war und ergriff dabei den Bronzewagen, welcher eben unter der Wasserfläche stand. Der eine der Knaben war der Sohn des Pastors Lundh, wodurch der Wagen erst in die Sammlung des Vaters kam und von dort später in diejenige der königlichen Academie überging."

welchen sie an den Cylinder befestigt waren. Einer von diesen Nägeln sitzt noch darin. .



Wenn wir nun die weiter oben gegebene Beschreibung mit derjenigen vergleichen, welche wir im 1. B. d. König. Cap. 7 über die Schalwagen im Tempel des Salomon vorfinden, so werden wir darin ohne Zweifel eine erstaunliche Aehnlichkeit entdecken, welche gewiss keine zufällige sein kann.

Hierher gehört auch, was nicht übersehen werden darf, dass der Künstler, welcher diese Schalwagen für den Tempel anfertigte, ein aus Tyrus gebürtiger Phönicier war.

Vers 13: „Und der König Salomo sandte hin und liess holen Hiram von Tyrus. V. 14: Der war ein Meister im Erz[5]) voll Weisheit, Verstand und Kunst, zu arbeiten allerlei Erzwerk. Da der zum Könige Salomo kam, machte er alle seine Werke. V. 27: Er machte auch zehn eherne Gestühle[6]), ein jegliches vier Ellen lang und breit und drei Ellen hoch.

---

5) In der schwedischen Uebersetzung steht: Kupfer.

6) Desgleichen für Gestühle: Kupferstühle; für Achseln (siehe oben 7:) Stützen oder Rungen. Ewalds Uebersetzung der hier nach Luther angeführten

V. 30: Und ein jegliches Gestühle hatte vier eherne Räder mit ehernen Achsen. Und auf den vier Ecken waren Achseln [7]) gegossen, eine jegliche gegen der andern über und an den Kessel gelehnt. V. 31: Aber der Hals (Cylinder) mitten auf dem Gestühle war eine Elle hoch und rund. V. 32. Die vier Räder aber standen unten an den Seiten und die Achsen der Räder waren an dem Gestühle. Ein jegliches Rad war anderthalb Ellen hoch. V. 33: Und waren Räder wie Wagenräder. Und ihre Achsen, Naben, Speichen und Felgen, alles war gegossen. V. 34: Und die vier Achsen auf den vier Ecken eines jeglichen Gestühles waren auch am Gestühle. — — — V. 38: Und er machte zehn eherne Kessel, so dass vierzig Bath in einen Kessel gingen; und war vier Ellen gross; und auf jeglichem Gestühle war ein Kessel."

Verse lautet folgendermaassen: V. 27. „Dann machte er (Hiram) die zehn ehernen Gestelle (mechonoth), vier Ellen die Länge jedes Gestelles, vier seine Breite und drei seine Höhe.

7) V. 30. Und vier eherne Räder hat jedes Gestelle, mit ehernen Achsen; seine vier Füsse aber haben Schulterstücke unterhalb des Kessels; die Schulterstücke sind gegossen hinter eines jeden Seite Platten. V. 34. Die vier Schulterstücke an den vier Ecken jedes Gestelles steigen vom Gestelle selbst empor.

Anmerk. Wohl nicht weit einwärts von da, wo auf den Achsen die Seiteneinfassungen befestigt waren, waren auch die vier Füsse befestigt, welche sich gerade emporhoben und oben in etwas stärkere Schulterstücke ausliefen. Sie erhoben sich an den vier Ecken des Gestelles hinauf und waren die stärksten Stützen des oben über ihnen stehenden Kessels.

V. 31. Seine Höhlung zwischen den Schulterstücken und weiter hinauf drei Ellen; sein Mundstück rund, gleicher Arbeit, anderthalb Ellen hoch, und auf dem Mundstücke Eingrabungen. Seine Einfassungen aber sind viereckig, nicht rund.

V. 32. Was aber die vier Räder unterhalb der Einfassungen und der Halter der Räder am Gestelle betrifft, so ist die Höhe jedes Rades anderthalb Ellen. V. 33. Die Arbeit der Räder aber ist wie die des Wagenrades, ihre Halter, Felgen, Speichen und Naben, alles gegossen.

Anmerk. Von den Rädern ist V. 32 und 33 noch einmal bestimmter die Rede, um ihre Höhe nachzuholen und zu sagen, dass sie übrigens ganz gewöhnlichen Wagenrädern glichen.

V. 38. Dann machte er zehn eherne Kessel: vierzig Maass Wasser enthält jeder Kessel, vier Ellen hoch ist ein jeder hervorragend über einem der zehn Gestelle.

Der Zweck dieser Kessel war, nach dem 2ten B. d. Chronica 4. 6. „darin zu waschen, was zum Brandopfer gehörte."

Wenn wir nun von der verschiedenen Grösse absehen, welche ihren Grund darin haben mag, dass die salomonischen Wagen auf dem Fussboden, die nordeuropäischen dahingegen wahrscheinlich auf dem Altare standen; wenn wir ferner von den symbolischen Figuren: den Ochsen, Cherubim und Palmbäumen absehen, welche nach V. 29 und 36 (1. Könige 7) in den salomonischen eingegraben waren, und welche auf den Wölbungen der Langwagen und Achsen dieser Miniaturewagen keinen Raum hatten, so dürfte man eine so überraschend grosse Aehnlichkeit finden, dass niemand sie für eine zufällige ansehen kann.

Es lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass Hiram, der ein Erzgiesser aus Tyrus, und folglich selbst Baalsdiener war, die salomonischen Kesselwagen nach demselben Modell machte, nach welchem er früher ebensolche für den Baalstempel in Tyrus und dem übrigen Phönicien angefertigt hatte. Dass sich mit dem Cultus auch die Form der bei den Opferfesten gebräuchlichen Tempelgefässe bis nach weit entfernt liegenden Ländern verbreitete, dürfte bei näherem Nachsinnen nicht auffällig erscheinen. Hat nun der Cultus sich verbreiten können, so haben auch die Ceremonien und der Gebrauch sowohl der Opfer, als der zu dem Cultus gehörigen Opfergefässe sich verbreiten müssen, und vorzüglich bis nach solchen Gegenden, wo der Cultus (die Religion) so lebhaft aufgenommen wurde, wie dies im südöstlichen Schonen der Fall gewesen zu sein scheint. Und, wo man Feste gleich den cananäischen, zu Ehren des Baal feierte, da konnten und mussten auch Opfer zu seiner Ehre angestellt werden.

Ich bin freilich nicht der Meinung, dass diese kleinen Schalwagen gleichzeitig mit den salomonischen angefertigt sind — vielleicht geschah es früher, vielleicht später — noch, dass die Modelle dazu von den salomonischen im Tempel zu Jerusalem entlehnt wurden; aber ich bin sicher, dass sie alle miteinander, die ersteren so gut wie die letzteren, nach denselben Modellen gemacht wurden, und dass diese Modelle in den Tempeln in Phönicien existirten, bevor sie in Jerusalem angefertigt wurden*); und

*) Spätere Forscher haben bewiesen, dass sogar der Tempel, welcher von phönicischen Meistern gebaut war, auch nach Art der phönicischen eingerichtet war und dass diese wiederum stark an die ägyptischen erinnern. (Vergl. Movers: „Die Phönicier" I, p. 58, 673.)

dass folglich auch diese bei uns angetroffenen Schalwagen den Beweis liefern, dass der von Tyrus ausgehende Baalscultus sich bis nach unseren Norden hinauf verbreitet hat *).

---

*) Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, kann ich nicht umhin, Nachstehendes anzuführen: „In der British Archaeologia" XXXVI, pag. 449—369 hat Herr J. M. Kemble verschiedene Bronzewagen beschrieben und darunter auch den bei Peccatel gefundenen; er hat jedoch Wagen von ganz verschiedener Form zusammen gemischt, welche augenscheinlich zu verschiedenen Zwecken benutzt wurden; und scheint keinen Begriff von demjenigen des Peccatelschen Kesselwagens gehabt zu haben, bei dem augenscheinlich der Kessel die Hauptsache gewesen ist, und nicht die angeblichen Vogelhälse, welche ohnehin sehr problematisch sind. Bei dem schonischen Bronzewagen sind diese Füsse etwas anders und sind vielleicht, in Uebereinstimmung mit anderen Figuren aus derselben Zeit, am besten als ägyptisch-phönicische Symbole zu erklären. Siehe pag. 28.

Kemble scheint der Wahrheit, ohne es zu ahnen, auf die Spur gekommen zu sein, indem er in der getriebenen Bronzearbeit des Kessels eine Aehnlichkeit mit etruskischer Arbeit zu entdecken scheint [8]). Denn man weiss, dass die Etrusker Phönicier waren und, dass die Kunst, welche sie in Italien verbreiteten, mit Phöniciern aus Aegypten gekommen war †). Dass der Kessel keine deutsche Arbeit sei, hätte Herr Kemble nicht zu sagen gebraucht, und würde es auch wohl nicht gesagt haben, wenn er geahnt hätte, dass derselbe. wahrscheinlich mehre hundert Jahre älter sei, als Tacitus, zu dessen Zeiten sowohl die Bewohner Deutschlands, als die des ganzen westlichen und nördlichen Europas in einem mehr oder weniger halbwilden Zustand lebten, und gewiss keine getriebene Bronzearbeiten verfertigten.

8) Carl Weinhold: die heidnische Todtenbestattung in Deutschland (Sitzungsbericht der Wiener Academie, philos. hist. Cl. Bd. 29, S. 192) bemerkt, dass unter den ähnlichen Wagen, die sich auch an anderen Orten gefunden haben, einer aus Siebenbürgen, jetzt im Wiener Münz- u. Antikencabinete, dem Peccateller am nächsten komme und fügt hinzu: „dass wir in diesen ehernen Wagen ein italisches Zeugniss haben, bin ich fest überzeugt." Ein im höchsten Grade bedeutsames Beispiel giebt der Strettweger Wagen. Die Beschreibung desselben findet man Bd. 30 pag. 213 u. f.

†) Vgl. Röth: Geschichte und Abendländ. Philosophie I, pag. 92 — — nach Italien hinüber, wo ihr Einfluss noch bis zur späteren geschichtlichen Zeit in dem etruskischen Staate sichtbar war, dessen eigenthümliche ägyptisch gefärbte Cultur doch wohl hauptsächlich durch diese phönicischen Pelasger vermittelt war. (Dass das Etruskische zum Stamme der semitischen Sprachen gehöre, haben neuerdings zu zeigen versucht: J. G. Stickel: das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen, Leipzig, 1858; und R. P. Tarquini: Inscriptions étrusques de San-Manno près Pérouse. Siehe Revue archéologique XIVème année, Paris 1857, pag. 715; und Etudes de la langue étrusque a. a. O. Bd. 15; pag. 193. — Ausser Professor Ewald und anderen deutschen Gelehrten tritt jedoch auch Alfred Maury diesen Ansichten entgegen in seinen Etudes étrusques en Italie. Revue archéologique 1860, p. 167 u. f.)

Wir können etliche noch jetzt hier im Norden vorhandene Spuren vom Sonnendienste hinzufügen, welche beweisen, dass Baal, wenigstens in den südlichen Gegenden des Landes, lange Zeit der Nationalgott war. Bevor wir jedoch in unseren Untersuchungen weiter gehen, wünsche ich die Aufmerksamkeit meiner Leser auf folgende Sätze hinzulenken, welche. meiner Ueberzeugung nach, als ethnographische Axiome zu betrachten sind. Der erste ist: dass jede Religionsveränderung bei einem Volke eigentlich Religionsvermischung ist; denn die eingeführte Religion, möge sie nun mit überzeugender Gründlichkeit mitgetheilt oder durch Feuer und Schwert aufgedrungen werden, vermag doch nicht mit einem Male aus dem innersten Leben des Volkes alle die feinen Wurzeln auszureissen, womit die frühere darin festgewachsen war; dazu sind unzählige Generationen, vielleicht Jahrtausende erforderlich, bevor sich dies ganz und gar bewerkstelligen lässt.

Der zweite ethnographische Satz ist der, dass jedes Ueberbleibsel von einem vernichteten Religionscultus Aberglaube wird. Kein Aberglaube hat aus sich selbst und abgesondert entstehen können. Als er entstand und selbst noch lange nachher, hies er Glaube und gehörte einem überlieferten Religionscultus an; aber als der *Cultus* zu Grunde ging, da wurden die Götter für böse Wesen angesehen*): und die im Volke fortdauernden Sitten wurden Wahn und Aberglaube. Aberglaube ist also eigentlich der todte Schatten eines ehemals lebendigen Glaubens; die Ruine eines vor tausend Jahren gestürzten Tempelgebäudes.

Aus diesem Gesichtspunkte ist die Untersuchung des Volksaberglaubens für den Ethnographen von Wichtigkeit, um die älteste Geschichte des Stammes zu entwirren. Und von diesem Gesichtspunkte wollen wir ihn hier prüfend ins Auge fassen.

Es ist bekannt, dass der Sonnengott, überall, wo er als solcher verehrt wurde, auch für den Gott der Arzneikunde galt, d. h. für die Erhaltung der bewahrten und für die Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit. Wir können diese Vorstellung durch mehre Völkerschaften bis nach den Aegyptern verfolgen, in deren Mythen vorkommt, dass die Isis ihren Sohn

*) Der lichtbringende Gott der Sonnenanbeter wurde von den Christen Lucifer genannt, und wir wissen, dass dies einer der vielen Namen ist, welche dem Bösen beigelegt werden.

Horus (Baal-Apollo) die Arzneikunde lehrte*). Dieselbe Vorstellung scheint hier im Norden unter den Sonnenanbetern (Baldersverehrern) geherrscht zu haben. Wenn die medicinischen Kräuter, welche das Volk zu seinen Hauscuren gebraucht, von kräftiger Wirkung sein sollen, so müssen sie alle an Balders Festtage den 24sten Juni, Nachmittags (also am Mittsommerabend) eingesammelt werden. Als Kind habe ich selbst gesehen, wie solche Kräuter am Nachmittage vor der Mittsommernacht fleissig gesammelt wurden als Heilmittel für Menschen und Vieh. Noch jetzt pflegt man in einigen Gegenden am Mittsommerabend Betttücher auf dem Kirchhofe auszubreiten und sie dort liegen zu lassen bis der Thau darauf gefallen ist, worauf sie, so feucht wie sie sind, um die Gliedmaassen an Hautausschlag leidender Patienten geschlagen werden. Andere pflegen kleinere leinene Läppchen auszulegen, welche sie dann am nächsten Morgen aufnehmen, den Thau daraus ringen und diesen in Flaschen aufheben, um ihn bei vorkommenden Fällen zum Baden von Wunden und Hautausschlag anzuwenden [9]).

Am Mittsommerabend wanderte man nach den heiligen Quellen, um Wasser zu medicinischem Gebrauche daraus zu schöpfen oder Geldstücke als Opfer hineinzuwerfen. In Schonen war die St. Olofsquelle die berühmteste von allen, und diese liegt in derselben Gegend wie das Kivikmonument; wo uns ausserdem noch zahlreiche andere Erinnerungen an den Baalscultus begegnen. Auch in anderen Gegenden von Schonen hat es solche heilige Quellen gegeben, wohin das Volk am Mittsommerabend pilgerte um Wasser zu holen, um aus der Quelle zu trinken, und um dort

*) Diodorus Siculus I. Cap. 25: 7, sagt es ausdrücklich, dass Horus, der mit Apollo übersetzt wird, von seiner Mutter Isis die Arzneikunde und die Weissagekunst gelernt und sich dadurch um das Geschlecht der Sterblichen hoch verdient gemacht habe.

9) In Meklenburg (siehe Lisch: Jahrbücher IX. 218) und in Holstein warnt ein Volksaberglaube davor: in der Johanninacht Bett- oder Leibwäsche draussen hängen oder liegen zu lassen, weil sich sonst „der böse Krebs“ darauf setzt. Ein Beweis, dass obengenannte Volkssitte auch hier ehemals geübt worden ist.

Vgl. ferner Grimm Myth. a. a. O. CXIX. 33: „La rosée de la nuit de St. Jean guérit la gale, et le premier seau tiré d'un puits à l'instant du minuit qui commence le jour de St. Jean, guérit de la fièvre. Près Nogent-le-Rotrou il y a une fontaine célèbre pour sa vertu curatrice pendant toute la nuit, veille de St. Jean. Hommes et femmes entrent dans ses eaux et s'y lavent.“ (Aberglaube in Frankreich.)

zu opfern. Kranke, welche nach dem Gebrauche des Wassers genesen waren, pflegten aus Dankbarkeit die Kleidungsstücke zu opfern, welche sie während der Krankheit getragen hatten. Daher findet man solche in der Nähe dieser Quellen in den Büschen und an sonstigen Gegenständen aufgehängt; wie auch Krücken, Stöcke, Läppchen in allen Farben, welche mit dem Quellwasser angefeuchtet und auf die Wunden gelegt worden waren. Derartige Opfer rührt keiner an, weil man glaubt, dass derjenige, welcher sie berührt, dieselbe Krankheit bekomme, welche einmal durch sie vertrieben worden ist*).

An denselben Baalscultus erinnern die sogenannten heiligen Bäume, die man auf solchen Erdhügeln antrifft, in welchen Bronzesachen enthalten sind. Das Fest des Baals wurde, wie wir wissen, auf Anhöhen, in Hainen und unter Bäumen gefeiert.

Dasselbe gilt von dem Druidencultus, welcher mir bloss eine in Gallien entstandene Benennung für den Baalscultus oder vielleicht eine Abart davon zu sein scheint**). Diese Bäume, welche auf den zur Bronzeperiode gehörenden Hügeln wachsen, sind dort, wo sie überhaupt noch vorhanden, alle von derselben Baumart, nämlich: Hagedornsträuche[10]) (Crataegus Oxyacantha Linn). Unsere schonischen Landleute nennen einen solchen Baum: einen Dorn (Torn). Ich kenne im südlichen und westlichen Schonen wohl ein Dutzend Kegelgräber, auf denen noch alte Dornensträuche wachsen, und diese Bäume sind, oder waren wenigstens vor 40—50 Jahren so heilig, dass keine Axt sie berühren, kein Zweig davon

---

*) In den letzten Jahren habe ich freilich an mehr als einem Orte gehört, dass die Bauern, wenn Mittsommer vorüber ist, die Quelle reinigen und sich mit den Opfergeldern ein Mahl herrichten. Folglich wäre es mit diesem Aberglauben vorbei.

**) Es verdient bemerkt zu werden, dass man an der Westküste Europas: in Irland (England?), Dänemark, Scandinavien selten, bei uns niemals, das Wort Druidencultus, sondern Baals- oder Balderscultus hört; wohingegen auf dem gallischen und germanischen Continente die Benennung Druide und Druidencultus vorkommt.

10) Dass auch in Deutschland die Kegelgräber mit Dornsträuchen bepflanzt zu werden pflegten bestätigt Weinhold a. a. O. p. 135: „Eine hessische Urkunde hat haganhouc, Dornhügel, was J. Grimm (über die Verbrennung der Leichen S. 224. Abhdl. d. Berl. Acad. 1849) auf die Bepflanzung der Todtenhauge mit einem Dornstrauche bezieht."

gepflückt werden durfte, und dass den auf dem Hügel spielenden Kindern von den Aeltern streng anbefohlen wurde, einen solchen Baum nicht zu berühren. In den letzten Jahren sind jedoch mehre derselben umgehauen und die Grabhügel planirt und in Ackerland umgewandelt worden. Diese Baumart, welche von sehr hartem Holze ist und sehr alt wird *), hat ausserdem die Eigenschaft, dass von der Wurzel des alten Baumes, bevor er abstirbt, neue Sprossen ausschiessen, welche eine neue Seitenwurzel bilden und anwachsen, wodurch also ein solcher Baum auf dem Hügel, auf dem er einmal gepflanzt wurde, Jahrtausende lang fortdauern kann. Dass aber diese Bäume wirklich gepflanzt sind, lässt sich daraus schliessen, dass sie nur auf solchen Hügeln vorkommen, in welchen Waffen und Geräthe von Bronze angetroffen werden; auf einigen derselben sind sie freilich ausgegangen und desshalb nicht mehr vorhanden. Dass diese Dornen alt sind und auch in früheren Zeiten Aufmerksamkeit erregt haben, geht daraus hervor, dass hier und dort ein Landgut nach einem solchen Baume den Namen Tornagård (Dornenhof) erhalten hat; ein so benannter Hof liegt unter anderm im Kirchspiel Tullstorp im Wemmenshöger District; beim westlichen Karaby steht ein alter gefeiter Dorn, der dem Acker, auf welchem er steht, den Namen Torna-åker (Dornenacker) gegeben hat; noch mehr: ein ganzer District (härad) in Schonen, nämlich das Torna Härad, in welchem die Stadt Lund gelegen ist, hat seinen Namen von einem Dorn erhalten, der auf einem Hügel nahe beim Tornasjö (Dornensee) stand, welcher jetzt in ein fruchtbares Ackerland umgewandelt ist; der Hügel, auf dem der Dorn stand, ist jetzt urbar gemachtes Land und soll der Ort sein, wo jetzt der Hof Oldshög liegt. Das Andenken an den Hügel sowohl, als an den Dorn wird indess im Districtssiegel bewahrt.

Dass Kelto-Kimbrische Völker, welche den Druidencultus (Baalscultus) übten, auf ihre Gräber Bäume zu pflanzen pflegten, ist uns bekannt. Herr Dubois erzählt in seinem: Voyage autour du Caucase 1, pag. 134, dass bei den Tscherkessen, in deren Religion manches von dem Druidencultus (Balderscultus) eingedrungen ist, auf den Kirchhöfen ganze Haine von

---

*) Alte Leute haben mir von diesem und jenem Dorn die Versicherung gegeben, dass sie als Kind von den ältesten Leuten hätten sagen hören, dass diese Bäume schon zu ihrer Kindheit ebenso gross gewesen und ebenso alt erschienen wären, wie jetzt.

Hagedornen, gross wie Birnenbäume vorkommen*). Ossian, der Barde der Schotten, spricht von ästigen Hügeln**), ein treffender Ausdruck für unsere mit vielästigen, riesigen Dornensträuchen bewachsenen Kegelgräber — und wir wissen, dass der Baalscultus sich selbst in älterer Zeit, als der Ossian's, bis nach Schottland erstreckt hat.

Dass unsere Landleute eine so tief eingewurzelte Ehrfurcht vor diesen auf den Grabhügeln wachsenden Dornsträuchen behalten haben, dass sie dieselben auf keine Weise anzurühren wagen, beweist offenbar, dass diese demselben Religionscultus angehören, dem die Vorväter dieser Leute huldigten, bevor die christliche Religion bei ihnen eingeführt wurde, und dass manche von den heidnischen Vätern der heutigen Bewohner Schonens in diesen Grabhügeln schlummern.

Ausser der hier genannten Baumart gehören auch noch andere zum Baalscultus und es scheinen besonders laubreiche und immer grüne Bäume dazu ausersehen gewesen zu sein. In mehren Stellen der Schriften des Alten Testamentes wird gesagt, dass die heidnischen Priester ihre Rauchopfer unter grünen Bäumen darbrachten und es scheint als ob der weibliche Baal, also Baaltis oder Beltis (Aschera, Cybele) Gegenstand dieses Baumcultus gewesen sei***). In Phönicien gehörten die Cypressen, die Pinien u. s. w. zu diesen Bäumen. (Vergl. Movers: Die Phönicier I, pag. 370—380, 381.) Hier im Norden, wo diese Bäume nicht wachsen, scheinen der immer grüne Eibenbaum und die auf der Eiche wachsende ebenfalls immer grünende Mistel Gegenstand dieses Cultus gewesen zu sein.

Aus unseren alten nordischen Sagaen wissen wir, dass der Baalscultus in den Odinschen aufgenommen, und Balder, gleichwie Thor u. s. w. Odin's Sohn genannt wurde. Aus denselben Sagen der Vorzeit wissen wir, dass die Mistel eine wichtige Rolle in diesem Cultus spielte: mit ihr ward Balder durch seinen Bruder Höder getödtet. Dieses Gewächs ist lange Zeit der Gegenstand einer Art von Verehrung bei den Galliern und Kimbern gewesen, welche eigentlich ein und dasselbe Volk sind****) und deren Religion, ob-

---

*) Dubois; Voyage autour du Caucase I, pag. 42.

**) Ossians Gesänge, ins Schwedische übersetzt von N. Arfvidsson, 1ster Theil, pag. 118.

***) Es wird weiterhin dargethan werden, dass es auch im südlichen Schweden nicht an Spuren ihrer Verehrung mangelt.

****) Celtae sive Galli quos Cimbros vocant. Appian.

gleich sie den Namen des Druidencultus trug, im Grunde nichts anderes, als der Baalscultus war. Es heisst, dass diesem Volke nichts so heilig war, wie die Mistel von Eichenbäumen *). „An einem bestimmten Frühlingstage stieg der vornehmste Druide in die Eiche und schnitt das Gewächs mit einem heiligen Messer ab **). In den Ländern, wo noch jetzt kimbrische Abkömmlinge, mehr oder weniger vermischt, leben, z. B. in Wales und in der Bretagne, da spielt auch die Mistel noch in den Volkssitten, bei mancherlei festlichen Gelegenheiten, eine wichtige Rolle." In Wales pflegt man am Weihnachtabend einen Mistelzweig unter den Boden zu hängen. Die Männer führen die Frauen darunter und wünschen ihnen fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neujahr. In Frankreich kommen die Bauerburschen vor die Thüren und rufen ihren Neujahrsgruss mit den Worten: „Au gui l'an neuf!" Gui ist nämlich der keltische Name für die Mistel ***).

Auch bei uns sind, oder waren wenigstens vor 50 Jahren, noch Spuren von dem Mistelcultus bei den Landleuten anzutreffen. Sie kauften die Mistel auf der Apotheke unter dem Namen: flygrönn 11) und wandten sie wohl auch bisweilen als Medicin an, doch hauptsächlich als kräftig wirkendes Mittel bei allerlei Unglücksfällen, die sie für Folgen von Hexerei hielten. Wurde die Milch zähe, so wurde der Milchkuh ein Mistelzweig ins Horn gebohrt; konnte man nicht abbuttern, so wurde die Mistel in die Dauben des Butterfasses gesteckt; desgleichen in den Maischkübel, wenn die Maische nicht gerathen wollte. Bei rheumatischen Leiden, von denen man ehemals glaubte, dass sie durch Hexerei entständen, wurde mit der Mistel geräuchert und in Westgothland glauben sich die Landleute noch jetzt vor Feuersbrunst gesichert, wo der Mistelzweig unter dem Dache steckt ****).

Man sieht wohl ein, dass dies verschwindende Ueberbleibsel eines ehemaligen Mistelcultus sind.

*) Cambd. Brit. pag. 10, 11.

**) Geijer: Geschichte des schwedischen Reiches, p. 330.

***) Geijer a. a. O. pag. 330 Note.

11) Eigentlich nennt man so die Vogelbeerreiser, die zuweilen auf einem alten Weidenstumpfe aufschiessen, auf welchem sich mit der Zeit Humus gebildet und angesammelt hatte, in welchem die Vogelbeeren, die von dem Winde oder von Vögeln dahin getragen wurden, keimen und emporwachsen. Eine wörtliche Uebersetzung von flygrönn würde „Flugvogelbeere" sein.

****) Linné's Reise in Westgothland, pag. 31.

Auch der immer grünende Eibenbaum ist der Gegenstand einer gewissen Verehrung gewesen. Die Druiden (die wohl im Grunde Baalspriester waren) hatten bei ihren Heiligthümern ganze Haine davon. Bei meinem Aufenthalte in London, 1836, ward von der Linean Society eine Säcularfeier zu Ehren unseres unsterblichen Linné begangen, welcher vor hundert Jahren England besucht hatte und damals in einem Garten bei Mill-Hill eine Ceder gepflanzt haben soll, welche nunmehr ein grosser Baum ist. In der Nähe dieses Baumes wurde das Fest gefeiert. In einem nahgelegenen Parke, der jetzt zu einer Schule für Dissenters gehört, standen grosse, sehr alte, von der Zeit mehr oder weniger beschädigte Eibenbäume, von denen ein anwesender Botaniker versicherte, dass sie einst einen, zu dem Druidencultus gehörenden, heiligen Hain gebildet hätten und dass diese Bäume schon zur Zeit der Druiden dort gestanden hätten. Dass in England lebende Eibenbäume von hohem Alter existiren, die gar über Cäsars Zeit hinausreichen, geht hervor aus: A. P. De Candolle's „Physiologie végétale", Tom. II, pag. 1001—2. Bei uns trifft man diese Bäume besonders auf den Inseln in Bohuslän; doch sollen sie auch in den östlichen Scheeren wachsen.

Aus dem, was oben über die Eibenhaine bei den Heiligthümern der Druiden in England gesagt ist, lässt sich auch eine Stelle bei Albert Kranz erklären, in seiner Chronica veterum germ. pag. 204, wo es heisst: „Das weitberühmte schwedische Volk hatte einen Tempel, welcher Upsola hiess — — — Bei dem Tempel stand ein grosser Baum mit dichtbelaubten Zweigen, und ebenso grün im Winter, wie im Sommer; keiner kannte seine Art*)."

Diese Stelle ist von manchem angeführt, aber so viel ich weiss, von niemandem erklärt worden. Dass der Baum, welcher im Winter und Sommer gleich grün war, ein Nadelholz sein musste, ist leicht einzusehen: es konnte jedoch, da niemand seine Art kannte, weder Fichte noch Kiefer sein. Somit musste es ein ungewöhnliches Nadelholz und sicherlich nichts anderes, als der Eibenbaum (Taxus) sein, welcher freilich selten ist, aber doch hier und dort, bis nach Gefle hinauf, wächst. Er wird sehr alt (siehe oben) und ist alsdann ein grosser Baum (arbor ingens); er ist dicht belaubt, er breitet seine Zweige buschartig nach allen Richtungen hin

*) „Arbor juxta templum stabat ingens, patulis diffusa ramis, aestate et hieme juxta virens; genus ejus nemo potuit edicere."

aus, (patulis diffusa ramis) und er ist gleich grün im Winter wie im Sommer.

Dass man in früheren Zeiten diese Holzart, gleich der zu demselben Cultus gehörenden Mistel gewissermaassen für heilig und glückbringend hielt, lässt sich aus einer Benutzung derselben schliessen, von welcher der ausgezeichnete Naturforscher Professor C. U. Ekström mich in einem Briefe vom 21. August 1843 benachrichtigte: „In den östlichen Scheeren wird die Eibe allgemein zu Maschenbrettern beim Netzstricken benutzt, weil man glaubt, dass alle Netze, welche über diese Holzart geknüpft sind, Glück bringen.

Es ist augenscheinlich, dass dieses Vorurtheil in Betreff der Eibe und Mistel: dass beide Glück bringen sollen, in einer alten Verehrung wurzelt, welche mit einem vor Zeiten hier im Norden geübten heidnischen Gottesdienste zusammenhängt.

Dass dieser mit dem Balderscultus in Verbindung stand, lehrt uns der Mythus von Balders Tod, und wir haben bereits gesehen, dass der Balderscultus in Scandinavien derselbe war wie der Baalscultus in Canaan oder dem alten Phönicien.

Nachdem wir uns durch hinlängliche Beweise davon überzeugt haben, dass hier im Norden, gleichzeitig mit der Bronzeperiode, ein phönicischer Religionscultus bestanden hat, dürften wir jetzt auch zu der Erklärung der Figuren an dem Kivikmonumente schreiten. Ich möchte jedoch vorher noch daran erinnern, dass die phönicische Götterlehre in der Gestalt, wie sie sich nach Norden verbreitete, manche fremde Elemente aus den Religionen derjenigen Völker in sich aufgenommen hatte, mit welchen die Phönicier in nähere und dauernde Berührung gekommen waren. Sie waren, theils während ihres Aufenthaltes am persischen Meerbusen, d. h. in dem Babylonischen Theile von Mesopotamien, mit arianischen Stämmen in Berührung gekommen und hatten von deren Religionsbegriffen verschiedene angenommen (Röth a. a. O. pag. 199); theils und besonders war, während ihres fünfhundertjährigen Aufenthaltes in Aegypten, manches von der ägyptischen Lehre in die phönicische eingedrungen. Dieses geschah nämlich zu der Zeit, wo die phönicische Dynastie unter dem Namen Hyksos (Hirtenkönige) über Niederägypten herrschte und ihre Hauptstadt in Memphis hatte; nach Angabe einiger Forscher von 2300—1788 v. Chr.

(Vergl. Röth: Geschichte und Abendl. Philosophie I, pag. 198 u. f.);*) von anderen wird der Zeitpunkt, in dem dieses eintraf, sehr verschieden angegeben (siehe weiter unten); doch bleibt die Hauptsache immer dieselbe. Die ägyptische Königsfamilie hatte sich mit ihrem Hofe und dem Militair nach Ober-Aegypten zurückgezogen und ihren Königssitz in Diospolis oder Theben genommen. Aber das Volk war zurückgeblieben, und eben dadurch wurde der ägyptische Cultus nach und nach auch bei den eingewanderten Phöniciern vorherrschend, besonders seitdem ihre Könige sich offen zu demselben bekannt hatten. Manetho erzählt von Chephren, welcher nach Herodot der dritte Hyksos-König war, dass er anfangs ein grosser Gottesverächter gewesen sei, d. h. den ägyptischen Cultus verboten habe. Später habe er sich jedoch bekehrt und ein heiliges Buch geschrieben. (Röth a. a. O. pag. 204.) Also ist von ihm ab an die ägyptische Religion von den in Aegypten wohnenden Phöniciern angenommen worden, und es musste, von der Zeit, wo die Phönicier wiederum aus Aegypten vertrieben und in verschiedene Gegenden von Europa und Nordafrika zerstreut wurden, manches von dem ägyptischen, und selbst von dem arianischen Cultus in ihre Lehre eingedrungen sein. Und diese Einmischung von ägyptischem Cultus in den phönicischen finden wir wirklich auf den Votivtafeln von Carthago wie auf dem Monumente bei Kivik.

Um factisch darzuthun, dass in die phönicische Götterlehre wirklich ägyptische Elemente eingedrungen sind, und um dadurch ein paar Figuren des Kivikmonumentes erklären zu können, will ich hier die Copie einer jener carthagischen Votivtafeln beilegen, welche ich im British Museum abzeichnen liess, wo unter anderen Antiquitäten von Carthago, mehre derselben aufbewahrt werden. Sie bestehen, gleich den Steinen des Kivikmonumentes, aus Steintafeln mit ungeschliffener, unebener Oberfläche; die Figuren sind kunstlos und roh, vielleicht von demselben Manne eingehauen, der sie als Opfer der Dankbarkeit in dem Heiligthume seines Gottes aufstellte. Der Stein, dessen Inhalt ich hier dargestellt habe, war, so viel ich mich erinnern kann, 3 Fuss hoch und anderthalb Fuss breit. Die Bedeutung der Figuren scheint mir folgende zu sein:

*) Es ist von Einigen behauptet worden, Hyksos sei kein Phönicier gewesen. Ich erlaube mir diese auf Movers: Die Phönicier (I. pag. 37 u. s. f.) zu verweisen, welches allgemein für ein überaus gründliches Werk gilt. Vgl. ferner Brugsch: Hist. d'Egypte a. m. O. und Röth I. pag. 216.



In der Mitte des Steines steht das Bild Baals, welcher bei den Phöniciern auch der Schutzgott der Seefahrer war und in dieser Bezeichnung gleichbedeutend mit dem griechischen Poseidon und dem römischen Neptun. Die Ursache, weshalb er hier mit ausgestreckten Armen und empor gerichteten Händen dargestellt ist, wird weiter unten erklärt werden. Zuweilen kommt er auf punischen Votivtafeln in der Form eines Dreiecks vor, auf dessen Spitze eine kreisrunde Figur sitzt und unter dieser ein horizontaler Balken mit aufwärts gebogenen Enden. (Dr. Redslob, pag. 12.) Hier zeigt er eine mehr menschliche Gestalt. Aber über ihm steht das mystische Dreieck und darüber der Halbmond, das symbolische Bild der ägyptischen Mondgöttin Isis, und über diesem der Sonnenring. Diese drei Figuren zusammengenommen können ebenfalls den Baal mit ausgestreckten Armen bedeuten. Zu beiden Seiten steht nochmals das Bild der Sonne (oder des Vollmondes) und ganz oben die strahlende Sonne*). Unterhalb des Baals steht, umrahmt, eine punische Inschrift, die jedoch, soviel ich weiss, noch nicht gelesen worden ist. Zu beiden Seiten steht ein Schiffsanker, welches den Beruf des opfernden Mannes andeutet.

Eine andere Votivtafel im British Museum stellt die phönicische Astarte mit den Emblemen der ägyptischen Isis dar. Auf dem Fussgestelle, unter dem rechten Fusse, sieht man den Kopf einer Kuh, ganz so wie man ihn auf ägyptischen Bilderwerken abgebildet findet; mitten unter ihr steht das Bild ihres Spiegels und unter dem linken Fusse der heilige Korb, in welchem sie ihre Geheimnisse verwahrt. Darunter sieht man einen Mann im Begriff der Göttin einen Stier zu opfern. (Vergl. Herodot II, 40, 41.) Alles dieses beweiset unwiderleglich, was auch schon oben gesagt wurde, dass

*) Vgl. eine Figur mit derselben Bedeutung in der Grotte bei Dowth, p. 13.

nämlich in den phönicischen Cultus vieles von dem ägyptischen eingedrungen ist.

Wenn alles, was bisher angeführt wurde, wirklich, wie ich es vermuthe, auf historischem Grunde ruht, wenn das Kivikmonument in der Bronzeperiode aufgeführt wurde, während im südlichen Schweden der Baalscultus Religion des Volkes war, so müssen auch von diesem, und zwar allein von diesem Gesichtspunkte, die Figuren erklärt werden können, welche von phönicischen Sonnenanbetern in dies Denkmal der Vorzeit eingehauen wurden. Wir werden jetzt diese Erklärung zu geben versuchen.

Wir treten wie das erste Mal (siehe Abbild. pag. 9) von der Südseite ein und beginnen unsere Untersuchung mit dem ersten Steine zur Rechten. Bei einer flüchtigen Uebersicht sämmtlicher Figuren bemerken wir, dass alle diejenigen, welche uns von No. 1 bis incl. N. 6 entgegen treten, symbolisch und nur die auf No. 7 und 8 befindlichen historisch sind.

Auf dem, mit No. 1 bezeichneten Steine sehen wir zwei Bronzeäxte; die Waffen jenes Volkes vorstellend, welches in dem Kampfe, der weiterhin durch Figuren dargestellt ist, gestritten und gesiegt und darauf das

2.



1.



Monument errichtet hatte. Die Aexte sind mit der Schneide nach innen gewandt und gleichsam der in der Mitte stehenden Figur gewidmet. Innerhalb der Aexte stehen zwei lanzenförmige Figuren, wahrscheinlich Wurfspeerspitzen; denn sie gleichen vollständig solchen Spitzen aus Feuerstein, die in Schonen sehr häufig vorkommen, wohingegen man dort niemals eine

Wurfspeerspitze aus Bronze und selten einen Bronzepfeil gefunden hat. Dahingegen findet man in den Gräbern der Bronzeperiode nicht selten neben Schwertern aus Bronze: Wurfspeer- und Pfeilspitzen aus Feuerstein.

Mitten zwischen diesen Waffen steht das symbolische Bild des Sonnengottes, als desjenigen, welcher ihren Waffen Sieg verliehen hat. Diese merkwürdige Figur verdient eine ausführlichere Erklärung.

Als Herr Badger den phönicischen Tempel auf Gozzo besuchte, sah er dort einen kegelförmigen Stein von etwa drittehalb Fuss Höhe und einem Fuss im Durchmesser, und er zweifelt, wie er hinzu fügt, keineswegs daran, dass derselbe eine der Gottheiten des Tempels sei *). Seite 372 sagt derselbe Verfasser weiter, dass „eine solche Figur bei den Aegyptern gewöhnlich war und von ihnen Ob-El genannt wurde: derselbe Name, den sie der Sonne beilegten, deren Symbol sie auch durch diese Figur darstellen wollten.“ „Daher kommt es auch,“ fährt er fort, „dass bei den Griechen, welche die Aegypter oftmals copirten, jeder Gegenstand, der sich, nach oben verjüngend, in eine Spitze auslief, Obelos**) und schliesslich Obelisk genannt wurde.“ Jn dem ersten Theile von Bryants Mythologie giebt der Verfasser eine Abbildung der Ophis termuthis oder vielleicht des Basiliscus aegyptiacus, nebst einem Priester, der vor ihm das Knie beugt und in der einen Hand die Figur eines Kegels hält.“ — Auch in der Grotte bei New-Grange, welche ebenfalls dem phönicischen Cultus geweiht war, lag ein 5 oder 6 Fuss langer und pyramidenförmiger Stein. (Wilde: Beauties of the Boine. pag. 202.) Bemerkenswerth ist, dass bei vielen Völkern, welche die Sonne anbeteten, das Bild ihres Gottes, als ein steinerner Kegel dargestellt wurde [12]). Es war augenscheinlich ein mystisches Bild, dessen Bedeutung die Sonne war, dargestellt als zeugende Naturkraft.

Als Alexander der Grosse auf seinem Zuge nach Aegypten den

---

*) In this part I observed a conic stone, about two feet and a half high, and one foot in diameter, which, I have no doubt, was one of the deities of the temple. (Badger: Description of Malta and Gozzo. pag. 364.)

**) *Obelos* oder *Obolos* war dasselbe Wort und bezeichnete kleine spitze Stücke Kupfer oder Eisen, welche zuerst als Münze im Tauschhandel vorkamen. (Melin's Griech. Lex. pag. 264.)

12) Vgl. Pfr. Petersen: Der Hausgottesdienst der alten Griechen. S. 14, Note 11—33.

Tempel des Jupiter Ammon in der Wüste besuchte, zeigten ihm die Priester das Bild des Gottes, das in einem kegelförmigen Steine bestand, zusammengesetzt aus Smaragden und Edelsteinen*). „Wenn der Gott um einen Orakelspruch befragt werden soll, wird er von den Priestern in einem goldenen Schiffe herbeigetragen" **). Ferner: in der Historia Herodiani V, 3, ist von einem phönicischen Weibe Namens Maesa die Rede (in der römischen Geschichte kommt sie unter dem Namen Julia Maesa vor), deren Schwester Julia (Domna) die Gemahlin des Kaisers Severus war. Sie hatte zwei Söhne, beide Priester der Sonne. „Die Sonne wurde von den Eingeborenen meistens unter der phönicischen Benennung Heliogabalus angebetet." Nachdem der Verfasser die Pracht, welche in dem Tempel der Sonne ***) herrschte, beschrieben hat, und von den reichen Geschenken erzählt, die alljährlich von den ausländischen Satrapen und Königen daselbst hinströmten, fährt er fort: „Man fand dort keine nach der Sitte der Griechen und Römer verfertigte Bildsäule des Gottes, sondern statt dessen einen grossen Stein, unten rund und nach oben zu schmaler auslaufend, fast in der Form eines Kegels. Sie gaben vor, dass derselbe vom Himmel herabgefallen sei — und versicherten, es sei das Bild der Sonne ****). Anmerk.: „Dasselbe Bild wurde von den Syriern in ihren Tempeln angebetet" — — —

*) Id quod pro deo colitur non eandem effigiem habet, quam vulgo diis artifices accommodaverunt: *umbilico maxime similis est habitus* (forma), smaragdo et gemmis coagmentatus. Curtius IV. 7.

**) Dieses *navigium auratum* ist wahrscheinlich eine Art von Bett gewesen, in der Form eines Bootes und somit den Halbmond darstellend — das Symbol der Isis, welches gewöhnlich dasjenige des Sonnengottes begleitet — obgleich die griechischen Begleiter Alexanders dasselbe für das Bild eines Bootes ansahen.

***) Dieser Tempel der Sonne lag in der Stadt Emesa in Coelosyrien nordöstlich von Sidon. Die Stadt war dieses Tempels wegen berühmt und Heliogabalus, war, bevor er Kaiser wurde, Oberpriester desselben. (Diction. de Biogr. et d'Histoire.) Herodianus erzählt, dass Heliogabalus als Priester der Sonne, bei dem Klange musikalischer Instrumente um den Altar tanzte; auch phönicische Frauen tanzten mit ihm zugleich, mit Cymbeln und Trommeln in den Händen um den Altar laufend. Zuletzt liess er seine Hochzeit mit dem Bilde jener Göttin feierlich begehen, welche die Lybier Urania nennen und die Phönicier Astroarche (Astarte?) die sie für den Mond halten. Dieses Götzenbild wurde in Carthago und in ganz Afrika in hohen Ehren gehalten u. s. w.

****) — — — templum illi maximum — — auro argentoque plurimo — — exornatum. — — Simulacrum vero nullum graeco aut romano more manufactum

— „wenn also Hammon, wie man glaubt, der Sonnengott ist, so ist auch der Sonnendienst zuerst von den Phöniciern ausgegangen".

Wir sehen hieraus, dass der Sonnengott (Baal) in den verschiedenen Ländern, wo sein Cultus bestand, in dem Bilde eines kegelförmigen Steines verehrt wurde. Daher dürften wir es auch nicht unerwartet finden, wenn sein Bild auch in der Darstellung des feierlichen und religiösen Siegeszuges vorkommt, welchen die Figuren des Kivikmonumentes beschreiben wollen.

Unterhalb des Gottesbildes und der Waffen liegt eine Figur, welche Theile eines feindlichen und zerstörten Schiffes darzustellen scheint; und sicher ist, dass der nächstfolgende Stein No. 2 das Bild eines bemannten Schiffes zeigt — das Schiff des Siegers — wie sie bisweilen an den Bronzesachen der Vorzeit vorkommen. Dasselbe scheint anzudeuten, dass das Gefecht zur See stattgefunden hat. Ueber diesem Schiffe stehen einige Striche, welche jedoch in den hundert Jahren, während welcher das Monument allen Wechseleinflüssen der Luft ausgesetzt gewesen ist, so gänzlich ausgelöscht sind, dass man ihre Bedeutung nicht mehr erkennen kann. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass dieselben eine Figur dargestellt haben, welche sonst diesem Monumente fehlt.

Auf dem Steine No. 3 sieht man zwei Pferde, die in dem oberen Felde nach derselben Richtung, in dem unteren aber gegeneinander laufen. Das Pferd kommt öfter auf carthagischen Münzen*) vor, und neben ihm der Sonnenring und die Uräus-Schlange**). Das Pferd ist, gleich dem Rade, ein Sinnbild der Schnelligkeit und daher auch der Sonne. Die Perser waren Sonnenanbeter und bei ihnen wurden weisse Pferde gehalten, die der Sonne geheiligt waren. Herodot VII, 54, 55; ebenda I, 189.***).

Das mittlere Feld wird von einer doppelten Zickzacklinie eingenommen (pag. 5 Fig. 7), welche dieselbe Bedeutung haben dürfte, wie die

ad ejus dei similitudinem, *sed lapis est maximus, ab imo rotundus et sensim fastigiatus, propemodum ad coni figuram.* Niger lapidis color, quem etiam jactant coelitus decidisse — — solis imaginem illam esse affirmant.

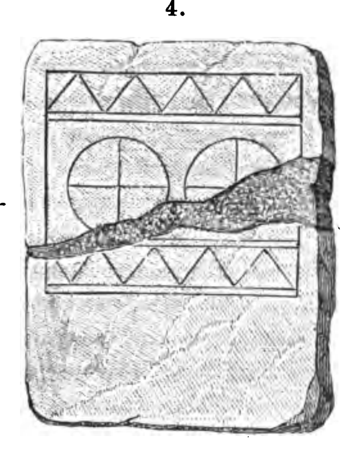
*) L. Müller: Numismatique II, pag. 74—79, 82—104 u. s. w.

**) Müller II, pag. 85, fig. 63; pag. 88, fig. 87, 99; pag. 93, fig. 132, 143, 146 etc. Das Pferd neben dem symbolischen Bilde des Baals pag. 77, fig. 32; 120, fig. 74, welches alles phönicischen Cultus andeutet.

***) An letztgenanntem Orte wird berichtet, wie Cyrus den Strom Gyndes züchtigte, weil er eines der weissen Pferde, das bei der Ueberfahrt über Bord sprang, ins Wasser zog und raubte.

einfache. Diese kommt auf dem nächsten Steine No. 4 vor, und zwar oben und unten. In ihrer einfachsten Form ist sie die ägyptische Hieroglyphe /\/\/\, die so deutlich unter den Figuren in der Grotte bei Dowth

4.



3.



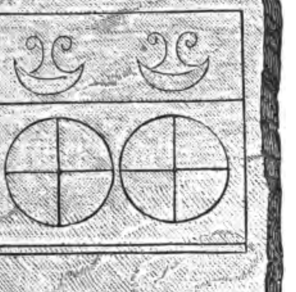
pag. 13 vorkommt*). Diese Hieroglyphe ist das Lautzeichen für N. der Anfangsbuchstabe von noun (Wasser) und kann eine wellenförmige Wasserfläche bezeichnen. In der Bezeichnung von Wasser, soll diese Hieroglyphe auch Neith bedeuten, das zweite göttliche Wesen der Aegypter, als Ur-Wasser und Ur-Materie gedacht, aus der, in Verbindung mit der Einwirkung der Sonne, die ganze materielle Welt hervorgegangen ist. Die Göttin Neith ist also die weibliche schaffende Naturkraft und wird deshalb auch „die grosse Mutter" genannt, Neith genetrix, magna dea, mater. domina coeli u. s. w. (Vergl. Röth a. a. O. pag. 134, Note 87—92.) Als die weibliche hervorbringende Naturgöttin trat sie bei verschiedenen Völkern, und unter verschiedenen Namen auf. — Auf dem vierten Steine, der schon vor langer Zeit zerbrochen und wovon das Mittelstück abhanden gekommen ist, sieht man in dem Mittelfelde zwei Räder mit vier Speichen. Diese Figur kommt unter den ägyptischen Hieroglyphen häufig vor und hat verschiedene Bedeutung. Herr V. Simon sagt in seinen: Observations sur les rouelles pag. 2, dass diese Figur bei den Aegyptern das Emblem

*) Nach Herrn Braun: Deutsches Museum 1860, 2, pag. 129, kommen diese Zickzacklinien auch auf dem Atreus-Monumente (Agamemnons) vor, und werden für urchaldäisch gehalten.

des zukünftigen Lebens gewesen sei. Oftmals bezeichnet sie jedoch die Sonne und kommt auf alten Münzen aus dem mehr phönicischen als griechischen Massilia vor, mit dem Bilde des Sonnengottes (Apollo's) im Avers. (Vergl. Ackermann: Ancient coins XVI, Fig. 1, 2.) — Auf Münzen von Barka sieht man auf der einen Seite einen Mann zu Pferde, auf der anderen ein vierspeichiges Rad. (L. Müller: Numismatique I, pag. 82 nebst Fig.) Wir finden dieselbe Figur auch in späterer Zeit wieder. Bei den Galliern bestand eine ihrer ersten Münzen aus einem Ringe mit einem Kreuze. (Hist. de France par Bordier & Charton, I, pag. 49, Fig.) Vierspeichige Räder kommen ferner auf Münzen von Cyrene vor (L. Müller: Numismatique I, pag. 56, No. 249, 250, auf der einen Seite ein Pferd, auf der anderen ein vierspeichiges Rad.) Die Anzahl der Speichen scheint ebenfalls ihre Bedeutung gehabt zu haben, aber auch ohne sie stellt der Kreis oftmals die Sonne vor, und auch diese Figur findet man unter den ägyptischen Hieroglyphen; sie ist, als Kreisring mit einem Mittelpunkte, das Zeichen der Sonne im Zodiacus, in unsere Almanache eingeführt worden.

Nachdem wir jetzt die Nordseite erreicht haben, wenden wir uns nach links. Auf der Innenseite des Steines No. 5, welcher sehr uneben ist, befinden sich keine Figuren; und da selbst der auf den anderen

6.



5.



Steinen vorhandene Rahmen fehlt, so sind hier wohl auch niemals solche gewesen.

Gehen wir zu dem Steine No. 6 über. Mitten auf demselben stehen dieselben beiden vierspeichigen Räder, und genau von derselben Grösse. wie wir sie auf dem bereits untersuchten Steine No. 4 gefunden haben. und welche ebenfalls die Sonne bedeuten. Ueber diesen beiden Symbolen der Sonne stehen zwei Figuren, welche wir bis jetzt noch nicht auf diesem Monumente angetroffen haben. Man hat geglaubt, dass sie das Blatt einer Axt darstellen sollen, aber diese Erklärung ist ungereimt. Mir scheint es klar, dass jede der beiden Hauptfiguren einen Halbmond darstellt, und somit befinden sich auf demselben Steine das symbolische Bild der Sonne, als Gott des Tages, und der Mond, das Sinnbild der Göttin der Nacht — zwei Bilder, welche oft zusammen vorkommen. Wir haben sie bereits beide auf der carthagischen Votivtafel gesehen, wovon wir pag. 41 eine Zeichnung gegeben haben. Auch bei uns in Schonen und in dem übrigen nördlichen Europa finden wir Spuren von dem Cultus dieser Göttin der Nacht, worüber später ein Mehres mitgetheilt werden soll. Die in Form einer Spirale gebogenen Striche, welche von den Spitzen des Halbmondes auslaufen, haben ebenfalls ihre eigene Bedeutung. Wir sahen genau solche Striche vorn auf der Stirn die Kopfbedeckung der Pharaonen schmücken. Aber wir finden sie auch allein oder mit anderen Gegenständen verbunden. Sie sind der Buchstabe Ra (r = ൭) im ägyptischen Alphabete und sollen Macht und Herrschergewalt bedeuten. Ob der lituus der römischen Auguren seinen Ursprung aus derselben Quelle herleitet, will ich anderen zur Untersuchung überlassen*).

Hier sind die symbolischen Figuren zu Ende und es beginnen die historischen. Auf den beiden folgenden Steinen No. 7 und 8 wird die Erzählung der historischen Begebenheit begonnen und fortgesetzt, um deren Darstellung willen das Denkmal eigentlich errichtet zu sein scheint. Der Sinn derselben liegt so klar zu Tage, dass er nicht wohl missverstanden werden kann. Auch ist dieser Theil des Monumentes schon mehrfach ziemlich richtig erklärt worden.

---

*) Es ist merkwürdig zu sehen, unter wie vielen verschiedenen Formen die Sonnenanbeter den Gegenstand ihrer Verehrung darstellten. Wir haben hier bereits drei symbolische Figuren der Sonne gesehen: den Kegel, das Pferd, das Rad. Wir vermissen eine, nämlich die Schlange, in deren Gestalt viele Völker des Orients, und unter ihnen auch die Phönicier, die Sonne anbeteten. (Vgl. Badger: a. a. O. pag. 370.)

Nach dem Streite, der auf den beiden ersten Steinen angedeutet wurde, folgt hier auf dem 7ten und 8ten Steine das Siegesfest, nach der Sitte damaliger Zeit, mit dazu gehörenden Menschenopfern von Kriegsgefangenen.

8. 7.





Wenn wir unsere Untersuchung in derselben Ordnung fortsetzen, wie wir sie begonnen haben, so finden wir die Figuren nach der natürlichen Folge der Ereignisse.

Zuerst sehen wir auf dem 7ten Steine den Sieger auf seinem Triumphwagen, der von Pferden gezogen wird. Vor ihm schreitet ein Mann mit erhobenem Schwerte einher, die Gefangenen führend, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind. Vor diesen her gehen (auf dem 8ten Steine) Musikanten, auf krummgebogenen Heerhörnern blasend, die ganz von derselben Form sind, wie diejenigen, welche noch jetzt aus dem Bronzealter in den Torfmooren in Schonen gefunden werden und wovon ich eines auf der Tafel I habe abbilden lassen*). Vor diesen geht ein Mann, der in

*) Dieses Heerhorn, welches in meiner ehemaligen Sammlung an der Universität zu Lund aufbewahrt wird, ist von der Form eines Auerochsenhorns, gegossen und aus mehren in einander fassenden Stücken zusammengesetzt. Es scheint mir aus einer älteren Zeit zu stammen, als das Copenhagener, welches man bei Worsaae abgebildet findet: Nordiske Oldsager, Taf. 40, fig. 201. Dieses würde somit andeuten, dass das Kivikmonument in eine ältere Zeit der Bronzeperiode gehört.

der empor gehobenen Rechten einen viereckigen Gegenstand hält, von welchem ich keine genügende Erklärung zu geben vermag; dass derselbe nicht ohne Bedeutung ist, lässt sich jedoch daraus folgern, dass eben eine solche Figur in der untersten Reihe auf dem Steine No. 7 vorkommt. Vor diesem sehen wir einen Baalspriester in weitem Kleide, das durch einen Gürtel zusammengebunden und verkürzt ist; nach der Stellung der Beine zu rechnen, scheint er zu tanzen. Dies ist die erste Figur, die wir mit sichtbar weitem Gewande antreffen, aber zugleich auch die einzige, die kein Krieger ist. Alle anderen sind in kurzen anliegenden Kleidern dargestellt, wie sie in den Kampf zu gehen pflegten. Vor diesem tanzenden Baalspriester sieht man zwei andere Figuren, welche auf ein musikalisches Instrument zu schlagen scheinen, wahrscheinlich ein tympanon [13]), ein mit Leder bespannter kreisrunder Reif, auf das mit einem Stabe geschlagen wurde, wodurch eine schrillende Musik entstand*). Eine etwaige andere

13) Sollte nicht vielleicht das griechische τυμπανον von den Tupim (Kesselpauken) der Hebräer herstammen und in dem Falle mit den Phöniciern nach Griechenland hinüber gekommen sein? Dass dieses Instrument in Aegypten bekannt war, geht daraus hervor, dass auch die Israeliten sich nach ihrem Auszuge aus Aegypten bei ihren Lobgesängen der Tupim bedienten. (2. Mos. 15.) Rich beschreibt in seinem trefflichen Wörterbuch der römischen und griechischen Alterthümer unter dem Tympanum zwei verschiedene musikalische Instrumente: eines, als einen mit Leder bespannten und mit Schellen besetzten hölzernen Reifen (das Tambourin), ein zweites grösseres, als ein mit einer Haut bespanntes Metallbecken. Er führt an, dass Appollodor (Bibl. I, 9, 7) ein solches Instrument beschreibt, dessen sich Salmoneus bediente, um ein donnerähnliches Getöse hervorzubringen und welches der Pauke glich. Es bestand aus einem Kessel (lebes) über den eine Haut gespannt war. — So wurde auch eine Perle, die eine gerade und eine runde Fläche hatte, mit einer Dimunitivform des Wortes Tympanium genannt. — Der Uebers. erlaubte sich diese Anmerk., weil ihm die vorliegende Figur des Kivikmonumentes grössere Aehnlichkeit mit einer Kesselpauke, als mit einem Tambourin zu haben schien. Vielleicht dürfte alsdann der unerklärte viereckige Gegenstand in der Hand der obengenannten Figur ein Tambourin sein, welches auf den Fingern tanzend und von der Seite gesehen, als längliches Viereck dargestellt werden müsste.

*) Durch diese Musikanten und den tanzenden Priester werden wir an eine Stelle bei Movers erinnert, wo er einen Zug der Priester der syrischen Göttin durch die Strassen beschreibt: — — — „sie zögen mehr tanzend, als gehend, unter dem Schalle einer wilden Musik durch die Strasse." Movers I, pag. 682.

Deutung dieser oder der vorigen Figuren, kann nach meiner Ansicht, in der Hauptsache nichts verändern.

Mit den bis jetzt genannten Figuren schliesst dieser Theil des Siegerfestes.

Werfen wir nun einen Blick auf die unterste Reihe auf demselben Steine, so sehen wir, wie die Kriegsgefangenen mit auf den Rücken gebundenen Händen, von schwertbewaffneten Männern aus eingefriedigten Räumen, wahrscheinlich ihren Gefängnissen, die hier in der Gestalt eines liegenden omega O abgebildet sind, weggeführt werden, um über dem Opferkessel, welcher mitten auf dem Steine steht, geopfert zu werden.

Bei der Erklärung der Figuren, welche zu beiden Seiten des Kessels stehen, wie auch der ihnen ähnlichen, die in der untersten Reihe des 7ten Steines vorkommen, habe ich lange geschwankt. Nach weiterem Nachsinnen habe ich jedoch geglaubt, auch von diesen eine Auslegung versuchen zu müssen, die auch mit allem anderen übereinstimmt. Zuvor muss ich jedoch die Gründe darlegen, welche mich zu der Deutung, die ich hier gebe, veranlasst haben:

1) sind diese Figuren offenbar keine symbolische, sondern historische, da sie zwischen anderen rein historischen Figuren stehen; die symbolischen sind mit dem 6ten Steine zu Ende;

2) müssen sie Menschen vorstellen, weil sie von derselben Grösse sind wie der Mann, der auf dem Stein No. 7 vor ihnen steht;

3) wenden diejenigen, welche um den Opferkessel stehen, ihm dieselbe und wie es scheint, die Vorderseite zu. (In der Historia Herodiani V. 3 werden die Priester der Sonne mit langen Röcken und langen Aermeln geschildert, „nach der Art der Phönicier".)

4) konnte eine so feierliche und heilige Handlung, wie ein Menschenopfer zu Ehren der Götter nach gewonnenem Siege, nicht bewerkstelligt werden, und am wenigsten bei einem Volke mit phönicischem Cultus, ohne dass demselben eine grosse Anzahl Opferpriester beiwohnten. Lucianus erzählt in dem §. 42 seiner Abhandlung: De Syria Dea, die er Hera (Juno) nennt, welche aber die Astarte der Phönicier ist, dass er einem Opferfeste beiwohnte und bei demselben über dreihundert Priester zugleich gegenwärtig sah, alle in weissen Mänteln und mit Hüten auf den Häup-

tern*). Dass auch die Opferpriester Baals sehr zahlreich waren, sehen wir daraus, dass bei dem Opfer auf dem Berge Carmel, dessen pag. 21 erwähnt wurde, vierhundert und fünfzig Priester versammelt waren. Ebenso wissen wir aus anderen, hiermit übereinstimmenden Angaben, dass die Baalspriester bei ihren amtlichen Verrichtungen, gleich den ägyptischen, in weisse lange Mäntel gekleidet waren. Das Einzige, was mir bei diesen Figuren lange unklar gewesen ist, ist die Kopfbedeckung, die nach vorn in eine Spitze endigt. Ob selbige zu ihrer Amtstracht gehört, soll später erläutert werden. (Siehe die Note unten.) — Dass die Phönicier Menschenopfer brachten, ebenso wohl und wahrscheinlich auf dieselbe Weise, wie die Kimbern, wissen wir daraus, dass der König Amosis, nachdem sie aus Aegypten getrieben waren, den ägyptischen Cultus von dem Menschenopfer reinigte, welches durch die phönicischen Hyksos-Könige darin eingeführt worden war**). — Aus allen diesen Gründen nehmen wir an, dass diese Figuren Opferpriester darstellen.

Nachdem nun (fast) alle Figuren des Kivikmonumentes erklärt sind, möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers darauf hinrichten, dass sie von rechts nach links gelesen wurden, und, wenn man sie überhaupt verstehen will, in dieser Richtung gelesen werden müssen. Da sie offenbar eine Schrift, wenn auch nicht in Buchstaben, sondern in Figuren darstellen sollen, so beweiset auch dieser Umstand, dass sie semitischen Ursprunges sind und in derselben Richtung gelesen werden müssen, wie jede andere phönicische oder hebräische Schrift.

Bevor wir dieses Monument verlassen, muss ich noch erwähnen, dass dies nicht das einzige seiner Art ist, welches in Schonen angetroffen worden ist. Professor Sjöborg sagt in seiner: „Sammlung für nordische Alterthumsfreunde“ III, pag. 146, dass zwei Meilen von Kivik, auf der Grenze zwischen dem Gebiete von Wallby und Wranarp, im Districte Järrestad, in einer Mauer, ein mit Figuren bedeckter Stein liegt, der aus

*) *Πῖλος*, Filzhut, Reisehut, auch Helm; also vielleicht mit einem hervorstehenden Rande oder einer Krempe nach vorn. Dies würde die nach vorn überstehende Spitze der Figuren erklären können.

**) Eine Reaction — — wenigstens gegen die den Phönikern eigenthümlichen rohen und grausamen Menschenopfer, muss unmittelbar nach der Vertreibung der Phöniker stattgefunden haben etc. etc. Röth, Geschichte und abendländische Philosophie I, pag. 216.

einem nahegelegenen Kegelgrabe, dem sogenannten Willfarahügel stammen soll. — — — „Auf genanntem Steine," sagt Sjöborg, „sieht man in derselben schlechten Zeichnung, wie bei Kivik, einen Wagen mit vier Rädern und von zweien Pferden gezogen. Daneben etwas, was wohl einen Weg, eine Brücke, oder vielleicht die Schranke eines Circus vorstellen soll." Man sieht aus dieser sonderbaren Erklärung, dass dort neben dem Wagen und den Pferden auch die doppelte oder einfache Zickzacklinie vorkommt, die wir auf den Steinen No. 3 und 4 des Kivikmonumentes gesehen haben und dass hier somit von den Ruinen eines zerstörten Monumentes die Rede ist, welches dem bei Kivik gleicht*).

Ein Gegenstück zu obenstehender Erklärung der Figuren auf dem Steine No. 8, wo ein Menschenopfer dargestellt ist, sehen wir in dem Funde bei Peccatel in Meklenburg, welchen der Herr Archivrath Lisch in den Jahrb. IX, pag. 369 beschrieben und mit Abbildungen versehen hat.

Im Jahre 1845 liess Hr. Lisch den grössten der drei neben einander liegenden Hügel öffnen. Inmitten desselben fand man unter einem Steinhaufen eine Begräbnissstätte, wo man eine verbrannte Leiche und daneben eine ganze Menge Bronze-Alterthümer antraf. Ausserdem befand sich in demselben Hügel, ein in der Richtung von Osten nach Westen gelegener, aus mehren Abtheilungen bestehender Opferaltar. Nach Osten hin bestand derselbe aus einer kleinen viereckigen Erhöhung, fünf Fuss hoch und ebenso breit nach allen Seiten; westlich daneben stand eine ebensolche Erhöhung und darauf ein (eingemauerter) runder Kessel, 3 Fuss im Durch-

*) Vielleicht träfen wir — wenn wir dasselbe auffinden könnten — hier auch das Bild der Schlange, welches wir in dem Kivikgrabe vermissen, das sich aber sowohl in der Grotte auf Gozzo (Badger: Description of Malta etc. pag. 370) wie auch in dem Grabe zu Gavr-Innis findet (Hist. de France par Bordier et Charton I, pag. 10—11). Dieses Grab gehört höchst wahrscheinlich ebenfalls dem Bronzealter und demselben Cultus an, wie die bereits erwähnten. Ich habe es nicht besucht; doch scheint mir nach allem was ich davon gehört habe, ausser allem Zweifel, zu welcher Culturperiode und zu welchem Cultus es gehört habe. Prof. Worsaae giebt in seinen: „Meddelelser fra Normandie och Bretagne" pag. 19 an, dass dort in die Steine eingehauene Spirale, Schlangen und Aexte vorkommen; von welcher Form letztere sind, habe ich jedoch nicht erfahren können. Vielleicht dürften in Zukunft noch mehre hierher gehörende Denkmäler aufgefunden werden.

messer, 2 Fuss tief und mit dem Rande einen Fuss über dem Altar emporragend. An diese Erhöhung stiess im Westen eine 10 Fuss lange, ebenso breite und gleichfalls 5 Fuss hohe Tafel, der Altar. Dies alles war aus lehmhaltigem Sande gemacht und der Kessel da, wo er stand, gebrannt, und von Russ und Theer oder Fichtenharz schwarz gebrannt und fest geworden*). Dicht am Altare, nach der Westseite hin, stand am Boden eine 6 Fuss lange, 3 Fuss breite und 1 Fuss tiefe Mulde (oder ein Sarg) von schwarzgebranntem, lehmhaltigem Sande und mit 3 Zoll dicken Wänden. In dieser Mulde lag das Gerippe eines unverbrannten Leichnams, das Haupt nach Westen, die Füsse nach Osten, gegen den Altar gekehrt**). Herr Lisch nimmt gewiss mit Recht an, dass die genannte Erhöhung ein Opferaltar gewesen sei: der grösste, nach Westen gelegene dazu eingerichtet, um das Schlachtopfer darauf zu legen, den Kopf über den Kessel hin. Auf der östlich gelegenen Abtheilung (ἀναβάθρα) stand der Opferpriester (oder die Priesterin) und hielt das Schwert, womit er den Kopf abhieb, so dass das Blut in den Kessel lief. Von der Mulde glaubt man, dass sie zu der Aufnahme der Leiche bestimmt gewesen sei.

Diese ganze Einrichtung stimmt auch, wie Herr Lisch bemerkt, vollständig mit der Weise überein, wie die Kimbern ihre Kriegsgefangenen opferten, nachdem was Strabo darüber erzählt. (Lib. VII. Cap. 2. Paris. Aufl. pag. 244.)***) Ich bezweifle keineswegs, dass derselbe Brauch: die Kriegsgefangenen zu opfern, auch bei den Phöniciern existirte; denn im Grunde hatten sie denselben Cultus, wie die Kimbern, obgleich er verschieden benannt wurde; bei den Letzteren hiess er: Druidencultus, bei den Ersteren: Baalscultus. So finden wir auch, dass der Inhalt des Hügels bei Peccatel und die Zeichnungen in dem Grabe bei Kivik insofern gleichzeitig sind, als sie derselben Culturperiode angehören. Ebensowenig können wir bezweifeln, dass der Bronzewagen aus dem Hügel bei Peccatel und der im südöstlichen Schonen gefundene, einer und derselben Cultur-

*) Nicht vielleicht auch von Blut?

**) Man wird hierdurch an die babylonische Sitte erinnert: den Todten unverbrannt in einen Sarcophag von gebranntem Thon zu legen. (J. Braun, Deutsches Museum, 1860, 2, pag. 583.)

***) Dass Kimbern während der Bronzeperiode im südlichen Schweden gewohnt und Druidencultus (Baalscultus) gepflegt, habe ich schon in der ersten Aufl. meiner „Ureinwohner" Cap. VI erwähnt.

periode und demselben Cultus angehört haben, und gleich den phönicischen in Jerusalem, dazu benutzt worden sind, die gewöhnlichen Brandopfer abzuwaschen: denn sie opferten nicht immer Menschen.

Mit Rücksicht auf das, was ich pag. 48 über die Auslegung der Mondfiguren auf dem 6ten Steine angeführt habe, will ich noch Folgendes hinzufügen: Wenn diese Deutung richtig ist, so müssen im südlichen Schweden noch jetzt Spuren sowohl von dem Namen, als von der Verehrung der Mondgöttin vorkommen; und dies ist in der That der Fall. Was ihren Namen betrifft, so kam sie in alten Zeiten an solchen Orten, wo Baal verehrt wurde unter dem Namen Baltis, Beltis vor (der weibliche Baal oder Bel). Dieser Name klingt uns in dem: Baltischen Meere wieder (mare balticum)*) (die Ostsee); in dem grossen und kleinen Belt; auch Belteberga und andere Localnamen in Schonen erinnern an diese Beltis. Und was ihre Verehrung betrifft, so wissen wir, dass dort, wo diese Naturgöttin angebetet wurde (sei es, als Beltis, Aschera, Mylitta, Kybele, Neith, welche auch Magna mater, oder Mater deûm etc. genannt wird: die weibliche Zeugungskraft in der Natur) und wo sie ihren Tempel nebst Priestern hatte, diese letzteren Eunuchen waren. Darum wurden die Priester der syrischen Göttin Galli genannt; und hier verdient bemerkt zu werden, dass dieses Wort noch jetzt in der Volkssprache in Schonen vorkommt und zwar in derselben Bezeichnung, als sterilis. Es wird sowohl von Gewächsen, als Thieren gebraucht: gallhampa, gallhöna, gallko.

Es giebt sogar ein Verbum von diesem Stammworte. Ausser diesem Worte hat man in der schonischen Volkssprache noch ein anderes: sigg, sigge, welches dieselbe Bedeutung hat, aber nur von Menschen und Thieren männlichen Geschlechtes gebraucht wird.

Der Umstand, dass die ägyptische Neith auch mater deorum genannt wurde (vgl. Röth a. a. O. I, pag. 134 nebst Anmerk. 89—91) erinnert uns daran, dass Tacitus in seiner Germania Cap. 45 erzählt, dass die Aestyer die mater deorum anbeten und als heiliges Wahrzeichen: Wildschweinsbilder führen. Er fügt hinzu, dass „dieses Wahrzeiehen einen Verehrer der Göttin ohne Waffen noch Vertheidigung, selbst zwischen Feinden, sicher stellt.“ Sie trugen also dies Wahrzeichen oben auf den

*) Der Name ist alt; wir treffen ihn schon als Name einer Insel (Baltis) bei Xenoph. Lamps. vor etwa 2000 Jahren.

Kleidern und nach der Aeusserung des Tacitus sollte man glauben, dass es auch, wenn nicht gar allein, von Männern getragen wurde. Die Aestyer trugen somit zu Ehren der mater deûm, der Mondgöttin, das Bild des Schweines und nach Herodot 2, 47 opferten die Aegypter das Schwein derselben Mondgöttin als der Selene. Es gab also noch zur Zeit des Tacitus eine ägyptische Göttin, die von den Aestyern verehrt wurde. Wo dieselben wohnten, wollen wir weiterhin untersuchen.

Im Zusammenhange mit Obigem verdient bemerkt zu werden, dass wir bei uns häufig eine Art von Spangen finden, mit denen wahrscheinlich die Kleider zusammengeheftet wurden und die deutlich die Form eines Schweinskopfes haben. Sie kommen in verschiedenen Gegenden des Landes vor und wir werden in der Abhandlung über das Eisenalter auf sie zurückkommen. Dass sie dem Verehrer der grossen Naturmutter, mater deorum, als Schmuck gedient haben, leidet keinen Zweifel. Aber: Wie wurde sie hier genannt? Wo hatte sie ihren Tempel? Ihr symbolisches Bild haben wir auf dem 6ten Steine des Kivikmonumentes gesehen.

Tacitus nennt dieselbe Göttin, die er in der oben citirten Stelle als mater deûm bezeichnet hat, an einer anderen Stelle Hertha, Terra mater; aber sie ist allerorts dieselbe magna mater und genetrix d. i. die hervorbringende Naturkraft. Was Tacitus über diese Terra mater anführt, ist höchst merkwürdig, da es uns zugleich über manche alte bei uns fast gänzlich erloschene Spur Aufschluss giebt.

Nachdem Tacitus in dem 40sten Capitel seiner Germania verschiedene Völker aufgezählt hat, sagt er schliesslich, dass von ihnen nichts Bemerkenswerthes zu erzählen sei, als dass sie gemeinschaftlich die Hertha, d. i. die Mutter Erde anbeten*) [14]. „Sie glauben, dass sie sich der Angelegenheiten der Menschen annimmt und von einem Volke zum andern

*) Hertha ist ein latinisirtes Wort, welches in allen nordischen Sprachen Erde bedeutet. — Der römische General Sempronius that das Gelübde, dieser Göttin einen Tempel zu bauen. Florus L. I, c. 19. — Der Gott, der die Luft und die Elemente regiert (die Sonne) wurde, als der Vater, die Erde als die Mutter von allem, was da ist, angesehen. Lucret. IV, 251.

14) Statt Hertha wird die Lesart der Handschriften Nerthum nom. Nerthus jetzt allgemein vorgezogen, seitdem Grimm in der Mythol. Ausg. I S. 152: Ausg. II S. 230 nachgewiesen hat, dass dies im Deutschen auch eine weibliche Form sein kann.

führt. Auf einer Insel im Ocean ist ein heiliger Hain, in dem ein geweihter, mit einer Decke verhüllter Wagen steht, den nur der Priester berühren darf. Er merkt es auch, wenn die Göttin in diesem ihrem Heiligthume anwesend ist und folgt dann mit vieler Ehrfurcht ihrem Wagen, der von Kühen gezogen wird. An allen Orten, wo die Göttin sich aufzuhalten geruht, giebt es fröhliche Tage und Festlichkeiten. Da zieht man nicht in den Krieg, da greift man nicht zu den Waffen: alle Schwerter werden eingeschlossen. Da kennt und liebt man nur Ruhe und Frieden, bis der Priester die Göttin, nachdem sie des Umganges mit Menschen überdrüssig geworden ist, in ihren Tempel zurück führt. Gleich darauf werden der Wagen, die Decke und, wenn man es glauben will, auch die Göttin selbst in einem geheimen See gewaschen. Sclaven halten hierbei Wache, die aber sofort von demselben See verschlungen werden. Daher das stumme Grausen und die heilige Unkenntniss dessen, was man nicht erfahren darf, ohne das Leben einzubüssen. So weit Tacitus.

Man hat nach dieser „Insel im Ocean," wo das Heiligthum der Hertha stand, lange gesucht und selbiges nach sehr verschiedenen Gegenden verlegt.

Endlich glaubt Herr Dr. v. Maack dasselbe auf der Insel Oldenburg-Fehmarn gefunden zu haben, wo, seiner Ansicht zufolge, die Hertha ihren Tempel und ihre Priester hatte. Herr v. Maack *) führt unter anderm als Grund zu dieser seiner Ansicht an, dass sich auf der Insel ein Hof und ein nunmehr trocken gelegter See befindet, der jetzt Siggen heisst, in alten Urkunden aber unter dem Namen Sygghem oder Sigghem vorkommt, welches im Schwedischen recht gut mit „des Siggen" — oder noch richtiger — „der Siggen Heim oder Wohnsitz" wiedergegeben werden könnte. In Wahrheit eine characteristische Benennung für den Tempel einer Naturgöttin! Der Verfasser vermuthet, dass dies Wort von signet (gesegnet) oder signe (segne) herzuleiten ist, mit Bezug darauf, dass der Priester das Volk segnen solle; aber das Wort sigge ist ein Nomen Substantivum und bedeutet spado.

Von demselben ägyptisch-phönicischen Ursprunge sind gewiss auch die wenigen Spuren von der Verehrung der Kuh hier in Scandinavien, wovon unsere alten Geschichtsbücher erzählen. König Augvald Rognvalds-

*) Das urgeschichtliche Schleswig-Holstein. Kiel, 1860 pag. 28.

son, der auf Augvaldsnäs in Norwegen wohnte, hatte eine Kuh, die sogenannte Augvaldskuh, zu deren Ehre er grosse Opfer herrichtete, und die er auf allen seinen Heerzügen mit sich führte; denn er glaubte, dass er alle Schätze und allen Kriegsruhm, den er erntete, ihrem Schutze und ihrer Hülfe verdankte. Zuletzt fiel er in einem Streite gegen einen anderen Unterkönig Varin, und wurde alsdann mit sammt seiner Kuh, in einem Hügel nahe bei dem Königshofe, bestattet (J. K. Christie: Urda 2tes B. pag. 327). Dieselbe Geschichte wird in Sturleson's Königssage erzählt (Uebers. von J. Aall, pag. 155, 156) doch heisst es darin, dass Augvald und seine Kuh in zweien neben einander liegenden Hügeln bestattet wurden. — König Eisten Beli in Schweden besass auch eine Kuh, die er heilig hielt und auf allen seinen Heerzügen mit sich führte und von welcher man glaubte, dass ihr Gebrüll den Feinden Schrecken einjage und ihm dadurch den Sieg verschaffe.

Mit Bezug hierauf verdient bemerkt zu werden, was Herodot über die Verehrung der Kuh in Aegypten sagt: „Die Kühe sind heilig und gehören der Isis; denn das Bild der Isis stellt eine Frau mit Kuhhörnern dar — — — und von allen Thieren werden die Kühe von den Aegyptern am höchsten geehrt." Herod. 2tes B. 41.

Ferner war die Kuh den Philistern heilig — eine Art Phönicier, welche sich jedoch durch verschiedene Religionsgebräuche von den übrigen unterschieden. Sie waren hochgewachsen und grobgebaut. Es waren jene Cyclopen (Steinmetze), welche den salomonischen Tempel bauten. — Von den Philistern wird erzählt, 1. Sam. 4: 10 u. f., dass sie dereinst in einer grossen Schlacht die Israeliten schlugen und auch die „Lade Gottes" wegführten und brachten sie gen Asdod in das Haus des Abgottes Dagon: aber Dagon fiel von seinem Gestelle herab und zerbrach, worauf die Lade von Ort zu Ort geführt wurde; aber wohin sie kam, da brachen unter den Philistern schreckliche Krankheiten aus. Da riethen ihnen die Priester, dass sie die Lade auf einen Wagen setzeten, „bespannt mit zweien jungen Kühen, die noch kein Joch getragen hatten," und dieselben mit der Lade gehen liessen, wohin sie wollten. Auf diese Weise führten die Kühe die Lade an die Grenze der Israeliten, wo sie auf einem Acker stehen blieben.

Ein ähnliches Ereigniss hat, nach einer alten Volkssage, in Schweden stattgefunden. In der antiquarischen Topographie über Dal, von dem Probsten Lignell (die als Manuscript in der Bibliothek der königl. Acad.

aufbewahrt wird) wird pag. 7 erzählt, dass man in Dal an zwei verschiedenen Orten eine christliche Kirche zu bauen versuchte; aber was man am Tage gebaut hatte, ward in der Nacht von unsichtbaren Händen wieder niedergerissen. Zuletzt gab ein sog. „kluger Mann“ den Rath: zwei weisse Ochsen (wahrscheinlich Kühe) zu nehmen, auf die noch kein Joch gekommen war, und von diesen einen Stein dahin fahren zu lassen, wo sie aus eigenem Antriebe stehen bleiben würden. So geschah es: die Ochsen (Kühe), blieben stehen, wo jetzt die Bolstädter Kirche gelegen ist.

Alles dieses deutet auf dunkle Spuren von dem Cultus der Naturgöttin hin. In Aegypten wurde sie Isis genannt; doch hatte sie in anderen Ländern auch andere Namen.

Eine andere, wiewohl ebenfalls dunkle Spur von der Verehrung einer heidnischen Naturgöttin hier im Norden, scheint mir in dem sogenannten Walpurgisfeuer zu liegen, welches weiter hinauf in Schweden am Abend von dem 30sten April auf den 1sten Mai angezündet wird. Dass der Name in den irgend einer christlichen Heiligen umgeändert worden, beweiset nicht, dass derselbe nicht ursprünglich ein heidnischer gewesen sei. Dergleichen ist sehr gewöhnlich und die ersten christlichen Priester haben es sich, wie es scheint, angelegen sein lassen, die heidnischen Namen nach der Vorschrift des Papstes zu ändern, damit das Volk sie desto schneller vergässe. Es ist indessen kein Grund zu der Annahme vorhanden, dass mit dem Anzünden der Feuer auf den waldigen Höhen ein christliches Fest begangen wurde. Lucianus erzählt dahingegen, dass das grösste Fest der syrischen Göttin im Frühlinge gefeiert wurde, mit einem grossen Feuer, worin Thiere, Vögel, Kleider und Schmucksachen verbrannt wurden. (De Syria Dea, §. 49.) Ich kann hinzufügen, wenn dieses Fest, wie ich glaube, ursprünglich ein heidnisches war, so hat dasselbe einen christlichen Frauennamen bekommen, weil es vorher einer heidnischen Göttin gewidmet war. Auch unser Maibaum hat, nach der Ansicht mehrer Gelehrten, denselben Ursprung.

Ich habe geglaubt alle diese, wiewohl dunklen und fast verwischten Spuren von dem Cultus einer Göttin anführen zu müssen, einem Cultus, der ohne Zweifel während der Bronzeperiode, zugleich mit dem Baalscultus, bei uns eingeführt wurde, und noch in dem Eisenalter fortdauerte, bei dessen Abhandlung ich wieder hierauf zurückkommen werde.

Bevor wir in unseren Forschungen weiter gehen, wollen wir noch ein-

mal auf die schon durchschrittene Untersuchungsbahn zurückblicken und nachsehen, ob wir wirklich einige sichre Resultate auf derselben gewonnen haben und welche diese sind. Nach meinem Dafürhalten haben wir gefunden:

1) Dass die sogenannten Verzierungen an unseren Bronzesachen nicht dem Norden entstammen, sondern bis nach dem alten Phönicien und Aegypten zu verfolgen sind, wo wir sie an Bronzegeräthen und Gebäuden wiederfinden.

Man hat gesagt, dass sie in den verschiedenen Ländern des westlichen Europa, wo überhaupt Bronzesachen aus alter Zeit vorkommen, sowohl der Anzahl als der Art nach, von einander verschieden sind. Dieses bliebe somit zu erklären; und es wird desto leichter geschehen können, da diese Ansicht ganz mit denen übereinstimmt, welche wir bereits über die Verhältnisse, unter welchen das Erz bei uns verbreitet wurde, gefasst haben.

Man hat ferner gefunden, dass in den verschiedenen Ländern des westlichen Europa auch die Mischung von Kupfer und Zinn in der Bronze nicht immer dieselbe ist. Auch dieses wird, der bereits gefassten Ansicht gemäss, erklärt werden.

2) Dass ägyptisch-phönicischer Sonnendienst in unserem Norden existirt und tiefe, unverkennbare Spuren hinterlassen hat in allen Gegenden, wo in der Erde Bronzealterthümer angetroffen werden.

3) Dass dieser Sonnendienst gleichzeitig mit der Bronzeculturperiode bestanden, haben wir beweisen sehen durch die Figuren in den Grotten zu Gozzo, in Irland, und noch näher in dem Monumente bei Kivik, wo auf einem Steine (No. 1 zur Rechten des Einganges) das symbolische Bild des Sonnengottes steht: der Kegel*) und daneben unverkennbare Abbildungen von Bronzeäxten.

---

*) Vielleicht hat die Pyramide dieselbe Bedeutung. In J. G. Haas' Griech. Deutsch. Wörterbuche 2, pag. 1074 heisst es, dass das Wort Pyramide nicht von dem griechischen Worte πῦρ hergeleitet wird — denn die Aegypter nannten ihre Producte nicht mit griechischen Namen, sondern mit Wörtern aus ihrer eigenen Sprache — sondern von pira die Sonne und mye ein Strahl.

Anmerk. Es dürfte Manchen sonderbar scheinen, dass das Alterthum die Sonne in der Gestalt eines Kegels oder einer Pyramide anbetete. Dieses scheint mir daher einer Erklärung zu bedürfen. Das Alterthum stellte sich die Sonne, als die männliche, die Erde, als die weibliche zeugende Kraft vor, von der die ganze Natur (alles Geschaffene) ausgegangen war. (Vgl. Seite 56 unten.) Der Kegel und

4) Dass hier sowohl in Localnamen, als im Volksdialecte unverkennbare, wenngleich dunkle Spuren von einem Cultus der Naturgöttin vorhanden sind, der aus dem Süden: aus Aegypten, Phönicien oder Syrien herstammt.

Aber abgesehen von allem diesem, scheint mir, dass man bei der Betrachtung der Bronzealterthümer, mit ihren äusserst geschmackvollen Formen und den einfachen hübschen Verzierungen, die mit den schönsten Fabrikerzeugnissen der Gegenwart wetteifern können, aber beweislich aus einer übrigens hier im Norden rohen und barbarischen Zeit herrühren — schwerlich ihren orientalischen, dem Norden durchaus fremden Ursprung wird verleugnen können; besonders, da man weiss, dass diese schöne technische Bildung sich hier nicht behaupten konnte, sondern in sich selbst zerfiel, sobald ihre Zuflussquelle versiegte. Sowohl hierdurch, als durch die Formen und Verzierungen selbst, muss es, wie mir scheint, jedem unparteiischen Menschen klar werden, dass diese Cultur ein fremdes, vom Süden eingeführtes und auf nordischen Boden verpflanztes Gewächs war, auf dem es nur so lange gedieh, als es vom Mutterlande aus sorgfältig gepflegt wurde. Wir werden sehen, wie es allmälig hinschwand und schliesslich ausstarb.

Der Ordnung gemäss, müsste hier die Beantwortung nachstehender Fragen folgen: Auf welchen Wegen und durch welche Mittel sind der Baalscultus und die Bronzegeräthe nach unserem scandinavischen Norden hinauf gedrungen? Sind sie durch dazwischenwohnende Völkerschaften hier eingeführt worden oder haben die Phönicier selbst unseren Norden besucht und sie hergebracht? Der Leser dürfte die Beantwortung dieser Fragen für minder wichtig halten; ist es erwiesen, dass die Bronzegegenstände, die sich bei uns anfinden, aus dem Oriente herstammen, so ist die Nachforschung, auf welche Weise sie hierher gekommen sind, von untergeordneter Bedeutung. Ist die W i r k l i c h k e i t erwiesen, so braucht die M ö g l i c h k e i t kaum dargethan zu werden. Ich werde es dennoch versuchen, auch diese Fragen zu beantworten.

---

die Pyramide bezeichnen also die zeugende Kraft der Sonnenstrahlen, wenn sie, gleichsam in einer Spitze von der Sonne ausgehend, sich über die Erde ausbreiten, diese g r o s s e M u t t e r Terra mater, magna genetrix, etc. (Vgl. Seite 46). — Der Obelisk dahingegen scheint eine beschränktere, wenn auch ähnliche Bedeutung zu haben. Auch in Scandinavien vermögen wir Spuren von einem Phallus-Cultus aufzuweisen.

Wir wissen aus der Geschichte, dass die Phönicier das reichste und mächtigste Handelsvolk des Alterthums waren. Wenn wir nun mit ihnen die reichsten und mächtigsten Handelsvölker der Jetztzeit vergleichen, so dürften wir dadurch auch einen deutlichen Begriff von der Handelsbetriebsamkeit der Phönicier in dem europäischen Norden gewinnen.

Gleich den Ersteren, sandten auch Letztere ihre Handelsflotten nach allen Richtungen aus, um neue Quellen von Rohstoffen für ihren Handel zu suchen und neue Verkaufsplätze für ihre Fabrikate zu gewinnen. Diese Seefahrer waren, nach der Sitte damaliger Zeit, auch zugleich Kaufleute und Eigenthümer von Schiff und Ladung. Sie gelangten an bis dahin unbesuchte Küsten und legten, wo es ihnen passend schien, Factoreien oder kleine Colonien an; und von diesen Stammsitzen aus, sandten sie Missionaire unter die wilden oder halbwilden Einwohner des Landes, mit denen sie Tauschhandel zu treiben gedachten; denn schon zu jenen Zeiten sah man ein, dass es leichter sei mit den rohen Barbaren in Handelsverbindungen zu treten oder gar sie zu unterjochen, wenn es gelänge die eigene Religion bei ihnen einzuführen. Dass es sich so verhalten hat, und dass es ihnen wirklich geglückt ist, sehen wir aus den zahlreichen Spuren von phönicischem Cultus und phönicischer Cultur in allen Ländern, die ihre Götter, wie es heisst, durchzogen und sich unterworfen haben.

Von der Ostküste des Mittelmeeres aus, wo sie in Tyrus und Sidon ihren Hauptsitz hatten, legten sie ihre Colonien zuerst auf den Inseln und Küsten der Osthälfte des Mittelmeeres an, bis nach dem südlichsten Theile von Italien, Sicilien und der gegenüber liegenden Spitze von Afrika, wohin sie anfangs die Grenze dieses Meeres verlegt haben sollen*). Sie haben jedoch in sehr alter Zeit, bevor noch irgend eine Geschichte zu uns gedrungen ist, die Strasse von Messina durchsegelt und ihre Thätigkeit auch auf die Westhälfte des Mittelmeeres ausgedehnt und an den Küsten von Nordafrika, Spanien und Frankreich ihre Colonien angelegt. Um ihre Fahrt durch die schmalen Meerengen und den oftmals schwierigen Einlauf

---

*) G. M. Redslob: Thule pag. 2, 6. Wenn es sich so verhält, dass diese Gegenden für sie den äussersten Westen bildeten, d. h. ihr Hesperien, ein Localname, der sich in das Dunkel der Sage verliert, so scheinen auch die Gärten der Hesperiden auf Sicilien gelegen zu haben und ihre goldenen Aepfel dieselben gewesen zu sein, die uns noch jetzt alljährlich unter dem Namen: Apfelsinen und Pomeranzen zugeführt werden.

zu ihren Küstenstädten zu erleichtern, haben sie Wacht- und Leuchtthürme erbaut, deren Andenken noch in die geschichtliche Zeit hineinreicht, und die uns vielleicht noch jetzt behülflich sein können bei der Auffindung des Weges, den diese Seefahrer genommen haben. Wir werden deshalb in aller Kürze etwas bei diesem Gegenstande verweilen.

Solcher Wachthürme (Leuchtthürme) giebt es, nach Redslobs Untersuchungen, zweierlei Art: entweder sie dienen dazu den Schiffer bei Tage richtig zu leiten und bestehen dann in einer weissen aus Marmor gebauten oder mit Kalk übertünchten Steinsäule; oder sie dienen dazu bei Nachtzeit den Weg zu weisen; diese letzteren sind Thürme, auf welchen das Bild Baals stand, mit ausgestreckten Armen, um, wie man sagte, dem Schiffer den Weg zu bezeichnen; und mit empor gerichteten Händen, auf denen, wie bei dem Coloss zu Rhodos, Fackeln brannten, um zwischen Untiefen und Klippen hindurch zu leuchten. Wir haben Seite 41 eine Abbildung von einer carthagischen Votivtafel gegeben, den lichttragenden Baal mit ausgestreckten Armen und empor gerichteten Händen darstellend, und wollen der an betreffendem Orte gegebenen Erklärung hier nur hinzufügen, dass der Geber ohne Zweifel ein Seefahrer war, der bei dunkler Nacht, durch die Leitung des lichttragenden Gottes vom Schiffbruch gerettet, diesem hierdurch seine Huldigung darbringt. Obgleich diese Tafel von roher Arbeit ist, zeigt sie doch, dass das punische Volk, dem dieser Seefahrer angehörte, eine Religion besass, dass es an eine höhere schützende Macht glaubte und dass es dieser Macht, die es in Bildern anbetete, dankbar war*).

*) Wenn wir mit diesen von den Baalsdienern eingehauenen, freilich der Ausführung nach rohen, aber hinsichtlich des Inhaltes, religiös schönen Bildern die ebenfalls rohen Felsenbilder vergleichen, die in der Wikingerzeit von Odins- oder Thorsanbetern in unsere Felswände geritzt wurden, so sehen wir dort ganz andere Auftritte: wilde Kämpfe, Mord und Raub, Verbrechen der verletzendsten Art, und Darstellungen der grössten thierischen Rohheit. (Vergl. Skandinaviens Hällristningar af A. E. Holmberg.) Da werden wir es vielleicht nicht auffällig finden, dass Balder im Vergleich mit den übrigen Göttern Walhallas: „Der fromme Gott" genannt wird. Wir wollen hinzufügen: Balder wird in der Sage „der weisse Gott" genannt, weil seine Priester weiss gekleidet waren. Der fromme Gott heisst er auch deshalb, weil seine Verehrer nicht so grausam waren, wie die unendlich viel roheren Anhänger des Odinscultus, welche das Adlerzeichen auf den Rücken des gefallenen Feindes schnitten und ihre Gefangenen auf spitze

Derartige Thürme mit der Bildsäule des Baal hiessen bei den Griechen Herakles-Säulen, bei den Römern Hercules-Säulen, denn der phönicische Hercules d. i. Baal war der Schutzgott von Tyrus. Spuren dieser Thürme finden sich sowohl bei griechischen, als bei römischen Schriftstellern. Strabo*) sagt, dass die Einwohner von Rhegium mitten in die Meerenge von Sicilien eine Säule (eine Art kleiner Thurm) stellten, dem Peloros-Thurm gerade gegenüber. Dies ist, wie Dr. Redslob (Thule pag. 7) gezeigt hat, ein punischer Name; das b ist, wie dies oft geschieht, in ein p verwandelt und die griechische Endung os angehängt worden. Der Thurm hiess also eigentlich Bel-or oder Baal-or, welches auf phönicisch Herr des Lichtes bedeuten soll. — Ebenso erwähnt Strabo a. a. O. der Altäre der Philaenen (φιλαίνων βωμοί) unter den Syrten. — Plinius erwähnt (Lib. II, Cap. 73) der Hannibalsthürme (wahrscheinlich stand da Herculesthürme) in Afrika und Spanien, und sagt, dass um die sechste Tagesstunde Feuer auf denselben angezündet wurde.

Herr Dr. Redslob hat gefunden, dass derartige phönicische, sogenannte Herculessäulen von dem arabischen Geographen Ibn-el-Wardi beschrieben worden sind. (Margarita mirabelium ed. Tornberg.) Es kommen darin an mehren Stellen solche Bildsäulen vor, welche Abraha Dhulmenar auf dem Wasserspiegel (auf blinden Klippen) erbaut haben soll. Die eine streckt die Hand aus, den Schiffer gleichsam zur Umkehr aufzufordern; die andere zeigt auf sich selbst, um den Schiffer zum Halten aufzufordern u. s. w.**).

Holzstäbe warfen um sie langsam zu tödten; oder wie die grausamen Thorsanbeter, welche neben ihrem Gotteshause den unheimlichen Thorstein hatten, gegen den den Menschen, die geopfert werden sollten, der Rücken gebrochen wurde. (Islands Landnama etc.) Die Baalsverehrer brachten freilich auch Menschenopfer, aber es geschah auf solche Weise, dass sie rasch getödtet wurden ohne sie vorher zu quälen. Von einem Molochscultus habe ich in Scandinavien keine Spur angetroffen.

*) Lib. III, Cap. 5. Paris edit. I pag. 142.

**) Siehe ferner Redslob pag. 7—8, wo dieser Gegenstand ausführlicher behandelt ist. Professor Tornberg's Uebersetzung habe ich nicht zur Hand; daher glaube ich, der Deutlichkeit halber, eine hierher gehörende Stelle aus Redslob pag. 9 anführen zu müssen: „Ibn-el-Wardi sagt es ausdrücklich, dass sie (die Bildsäulen) auf die Säulen gestellt worden sind, um den Seefahrern die nöthigen

Solche phönicische Leuchtthürme wie in der Strasse von Messina, existirten auch bei dem Einlaufe in phönicische Häfen an der Küste des Mittelmeeres. Wir wollen in dieser Beziehung Marseille anführen, weil diese Stadt für unseren Gegenstand in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Strabo erzählt, dass die Massilier auf einer, durch die Rhonemündungen gebildeten Insel einen Tempel zu Ehren der ephesischen Diana errichtet haben, und ebendaselbst zwei Thürme, um den Seefahrern bei der häufig nebligen Luft, längs der sumpfigen Küste, den rechten Weg in den schwierigen Einlauf der Rhone zu zeigen. Die Thürme hält Redslob (pag. 20), und wie es scheint mit Recht, für ebensolche Herculessäulen, wie die obengenannten. Auch an der Westküste Europas werden wir Spuren einer solchen Herculessäule finden, und wir können mit Sicherheit annehmen, dass solche Plätze, an welchen derartige Bildsäulen gestanden haben, unzweifelhaft andeuten, dass daselbst phönicischer Handel betrieben worden ist.

Ausser Massalia besassen die Phönicier noch eine grosse Anzahl anderer Häfen an dem Mittelmeere und auf den darin liegenden Inseln, und besondere Aufmerksamkeit verdient für unseren Stoff der Umstand, dass fast bei jeder Stadt, unter ihren Merkwürdigkeiten genannt wird: erstens, ob sie einen guten Hafen hat, und zweitens, ob daselbst mehr oder weniger grosse Einrichtungen zum Salzen der Fische vorhanden sind. So z. B. äussert sich Strabo (L. III, cap. 4, pag. 130) über Malaga, dass dort bedeutende Salzereien sind, (*Ταριχείας μεγάλας*), und pag. 131 über das von Hasdrubal gegründete Carthago nova, dass es sowohl in der Stadt wie in der Umgegend, viele Salzereien giebt. Ferner pag. 132, dass hinter Carthago nova die Insel des Hercules liegt, Scombroaria genannt, weil dort Makrelen gefangen wurden, von denen das beste „garum" bereitet wurde*). Derselbe Schriftsteller beschreibt mehre Inseln mit dem Namen *Ταριχείαι* bei Libyen in der Nähe von Tharsus; auch diese waren phöni-

Winke und Fingerzeige zur Vermeidung der Gefahr zu geben. Geschehen soll dieses sein durch die bedeutungsvolle Weise, in welcher sie ihre Arme ausgestreckt gehalten haben. —— Und hier liegt nichts näher, als dass sie, wie der Rhodische Coloss, sie ausgestreckt haben, weil sie ehedem bei Nacht Seeleuchten in denselben trugen, und insofern mit den ausgestreckten Armen den Schiffern die nöthigen Winke gaben." (Vergl. ferner pag. 10.)

*) Ueber das *γάρον* s. Plin. III, 144, b; I, 271, b. Haas, Griech. Deutsch. Wörterb. I, pag. 884.

cisch. (Strabo Lib. XVII, pag. 708, 16.) Gleich darauf ist von dem Promontorium Bailthonis die Rede, auf dem ein Thurm stand *πρὸς Θυννοςκοπίαν*, ein Wort, welches gleichbedeutend mit Lachs-Observatorium ist, und letzteres davon eine Uebersetzung, wie sie den verschiedenen Fischarten (Scandinavische Fauna, 4. Theil, pag. 392) und dem Lachsfange der Strilen (pag. 393) angepasst ist. Ich werde dies näher erklären, wenn späterhin von den phönicischen Handelsexpeditionen an der scandinavischen Westküste die Rede sein wird. Hier will ich nur darauf aufmerksam machen, dass die Phönicier sich viel mit Fischfang und mit dem Einsalzen und Räuchern der Fische beschäftigten, und dass deshalb an der fischreichen Westküste Scandinaviens auch in dieser Hinsicht viel für sie auszurichten war.

Auf welchem Wege die Phönicier von der Küste des Mittelmeeres nach der Westküste Europas gelangt sind, darüber haben verschiedene Meinungen geherrscht. Einige haben angenommen, dass sie durch die Strasse von Gibraltar gegangen sind und dann längs Spanien und Frankreich hinauf bis nach England etc. etc. Andere nehmen dahingegen an, dass die Handelsstrasse der Phönicier von dem Mittelmeere an die Westküste, längs den Flüssen von Spanien und Frankreich gegangen sei. Man kann sich zum Beleg beider Ansichten auf verschiedene Schriftsteller berufen. Für unseren hier vorliegenden Stoff ist dies von geringem Belang; viel wichtiger ist es zu wissen, dass die Phönicier schon in ältester Zeit den grösseren Theil von Spanien inne gehabt haben, welcher bei den Griechen unter dem Namen Iberien vorkommt. Strabo berichtet (III, 2, 14, pag. 125) dass die Phönicier schon vor Homers Zeiten den besten Theil von Iberien besassen und denselben so lange behaupteten, bis ihnen die Herrschaft von den Römern genommen wurde. Mit „dem besten Theile" meint Strabo das silberreiche Turditanien mit Tharsis, woher man Edelsteine und edle Metalle bezog. Movers äussert sich hierüber in seinem classischen Werke: „Die Phönicier" II, 2, pag. 592: „Die älteste Spur von diesem für die Culturgeschichte des alten Orients so überaus wichtigen Handel (mit Spanien) findet sich in dem Edelsteine Tharsis, welcher in dem oberpriesterlichen Orakelschilde sich befand*). Dieser Orakelschild, die Urim und Thummim gehört dem höheren israelitischen Alterthum

*) Der Edelstein Tharschisch (תַּרְשִׁישׁ) sass zu vorderst in der 4. Reihe von Urim. Exod. 28, 20—30; 39, 13.

an und ist ebenso gewiss, wie nur irgend eine andere priesterliche Einrichtung ein Werk aus mosaischer Zeit. Da nun der Name des Edelsteines Tharsis d. i. Chrysolith, welcher in Spanien gefunden wurde, dem berühmten Handelslande entlehnt wurde, so muss demnach die Tarsis-Schifffahrt und der Tarsis-Handel der Phönicier schon in vormosaischer Zeit die reichen Güter des südwestlichen Spaniens nach Aegypten und Palästina gebracht haben."

Mit Bezug auf obige Angabe, dass die Phönicier schon vor Moses Zeit Handel mit Spanien trieben, will ich an das erinnern, was pag. 40 über die Vertreibung der phönicischen Hirtenkönige aus Aegypten gesagt worden ist, die, nach Röths Forschungen, 1788 v. Chr. stattfand, und worauf sie nach verschiedenen Gegenden von Europa und Nordafrika zerstreut wurden und bei der Gelegenheit auch nach Spanien kamen. (Vergl. Röth a. a. O. I, pag. 93. Not. 39; ebenso pag. 89 u. s. f.) Ich erwähnte damals auch, dass der Zeitpunkt von verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden angegeben werde. Der gelehrte C. B. J. Bunsen ist in seinem bekannten Bibelwerke pag. CCXII u. s. w. zu dem Resultate gekommen, dass die nomadischen Israeliten (durch den Israeliten Joseph, welcher nachmals Staatsminister wurde) zu der Zeit nach Aegypten gekommen sind, als die Nomadenfürsten, Hyksos, daselbst regierten; und dass sie dort Freiheit genossen, so lange diese — er nennt sie ein arabisch-palästinisches Volk und stammverwandt mit den Israeliten — noch mit einer ungeheuren Heeresmacht Avaris (Pelusium) behaupteten. Nachdem aber diese im Jahre 1540 v. Chr. (nach Bunsen) unter Thutmôsis III. vertrieben waren, da begann der Druck und die Leibeigenschaft der Israeliten bei den grossen Bauten, welche damals bei Karnak, Medinet-Habu etc. errichtet wurden. — An einer anderen Stelle sagt Bunsen, dass die Unterdrückung der Israeliten 1535 begann, also fünf Jahre, nachdem die Hyksos zum Auszuge nach Palästina vermocht waren. — Moses ist, nach Bunsen's Angabe, 1368 geboren; im Jahre 1320 führte er unter Pharao Menephthah die Israeliten aus. Also zogen die Israeliten 220 Jahre nach den Hyksos aus und ihre Sklaverei hatte 215 Jahre gedauert. Ferner berichtet Bunsen, dass man in dem Grabe eines Beamten des Thutmôsis ein Bild gefunden, welches ziegelstreichende asiatische Gefangene darstellt, in welchen man schon durch die Eigenthümlichkeit ihrer unverkennbaren Physiognomie Israeliten erkennt.

Nach Bunsen konnten daher die Phönicier, nachdem sie 1540 aus Aegypten vertrieben waren, danach in Spanien einfallen und von dort (Turditanien und Tharsis) aus lange vor dem Auszuge Mosis 1320, Handel nach Aegypten treiben.

Strabo nennt jedoch die Phönicier, welche Spanien inne hatten, Tyrer, und erzählt (L. XVII, 3, 15, pag. 706) dass es ihnen mit der Anlage ihrer Colonien sowohl in Iberien, als jenseits der Herculessäulen (also auch am Atlantischen Ocean) so gut gelungen sei, dass „sie noch jetzt den besten Theil von Europa besitzen, auf dem Festlande wie auf den Inseln.“ Movers glaubt (2, 2. pag. 620) dass Strabo diese Mittheilung von Posidonius hat und dass sie zuverlässig ist. Varro erzählt ebenfalls, dass die Phönicier in ganz Spanien eingewandert sind. — Dr. Redslob erwähnt in seiner Abhandlung über Thule (Cap. 2) Verschiedenes, was hierauf Bezug hat. Er nimmt an, dass die Handelsreisen der Phönicier von den Küsten und Inseln des Mittelmeeres gerade durch Iberien und Gallien gegangen sind und zwar längs den grossen Flüssen, welche theils in das mittelländische, theils in das atlantische Meer münden, so dass die Waaren nur kurze Strecken zu Lande nach diesen Flüssen geführt zu werden brauchten. Dieses stimmt auch mit dem überein, was Strabo anführt (B. V. Cap. 1), nämlich, dass „Gallien von schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, auf denen die Handelswaaren leicht von einem Meere zum anderen geführt werden können; so dass sie nur kurze Wegestrecken über Land zu machen hatten, die längsten aber hin und zurück längs den Flüssen zurücklegten. In dieser Hinsicht hat Rhodanus den Vorzug.“ Unweit der Mündung dieses Flusses (Rhone) liegt Marseille, welches von den Griechen Massalia, von den Römern Massilia genannt wurde. Dort hat auch ein Baalstempel*) gestanden, und ausser diesem ein der Diana zu Ephesus, d. h. Astarte, geheiligter, und Strabo bezeugt, dass sie in Massalia in ebenso hohem Ansehen gestanden habe, wie in Ephesus. Man sieht also deutlich, dass dort vor der griechischen eine phönicische Ansiedelung bestanden hat. — Dr. Redslob nennt ferner unter den phönicischen Niederlassungen auch Tortosa an der Mündung des Ebro. Der Verfasser sucht darzuthun, dass der Handelsweg auf diesem Flusse bis

*) Es giebt in Massalia geprägte Münzen, welche auf der einen Seite das Bild des Sonnengottes Apollo (also Baals), auf der andern ein vierspeichiges Rad zeigen. (Siehe Akerman: Ancient coins XVI fig. 1. 2.)

nach Viana gegangen sei, an der Grenze von Navarra und Castilien, und dass dieser Ort ehemals Diana geheissen habe, nach einem dieser Göttin geweihten Tempel, der dort gestanden haben soll. Der Verfasser nimmt ferner an, dass für solche Waaren, die von England kamen und nach dem Mittelmeere bestimmt waren, an der Küste bei Santander und Bilbao Stapelplätze gewesen seien. Als in der Nähe des letztgenannten Ortes belegen erwähnt er des alten Hafen Amanus, den er für den phönicischen Hamman (Sonnenbildsäule) hält, und dass der Name Bilbao auf keltischen Münzen vorkommt. Redslob pag. 18.

Wir wissen also, dass die Phönicier sich lange in Spanien aufgehalten haben und treffen sie sogar an der Nordküste dieses Landes. Von dieser Küste Spaniens und von der Westküste Frankreichs war es ihnen ein Leichtes nach den Scilly-Inseln hinüber zu kommen, von woher sie schon in ältester Zeit Zinn für ihren Handel geholt hatten.

Dass sie mit den Scilly-Inseln, die von den Griechen Zinn-Inseln genannt wurden (*Κασσιτερίδες νῆσοι*), wirklich in Handelsverbindungen gestanden haben, erfahren wir aus mehren Stellen des Strabo, der in diesen Dingen für zuverlässig gehalten werden darf, besonders da ihm griechische und vielleicht auch punische Quellen zu Gebote standen, die uns verloren gegangen sind. Er berichtet, dass die Phönicier die Ersten waren, welche die Kassiteriden besucht haben (pag. 146, 2), und da er zugleich erwähnt, dass sie in der offenen See liegen, nördlich von dem Hafen von Artabrum, und auf einer anderen Stelle, dass sie Artabrum gegenüber liegen, so scheint es höchst wahrscheinlich, dass die Phönicier, wenn sie diese Inseln besuchten, von dem Hafen von Artabrum ausliefen. Es dürfte daher von Interesse sein, zu erfahren, wo dieser Hafen gelegen war. Die Artabrer wohnten in dem nordwestlichen Lusitanien, um das ins Meer hinausragende Vorgebirge Nerium, das heutige Cap Finisterre, die nordwestlichste Spitze von Spanien. Von hier aus segelten sie hinüber nach den Zinn-Inseln. Die Gaditaner waren die Ersten, welche diese Fahrt unternahmen. Es waren die Einwohner von Gades (*Τὰ Γάδειρα*), einer Stadt, die von Tyrus aus gegründet war und zwar in uralter Zeit, die sich ins Sagendunkel verliert. Sonst wird die Gründung von Gades, dem heutigen Cadix, auf das Jahr 1048 v. Chr. verlegt*).

*) Strabo erzählt L. III, cap. 5, §. 5, pag. 141, dass die Tyrer durch einen Orakelspruch aufgefordert wurden, eine Niederlassung bei den Säulen des Hercules

Obigen Angaben zufolge, könnten also die Phönicier von Gades aus ihre Handelsthätigkeit in England und dem übrigen westlichen Europa schon ungefähr tausend Jahre vor Christi Geburt begonnen haben. Es sind übrigens Gründe für die Annahme vorhanden, dass sie schon viel früher mit dem westlichen Europa in Handelsverbindungen standen. Wir haben pag. 66 durch den Edelstein Tarsis dargethan, dass sie schon in vormosaischer Zeit in Spanien ansässig waren, und pag. 40 ist erwähnt worden, dass die Phönicier, als sie aus Aegypten vertrieben wurden, in viele Gegenden zerstreut wurden und dadurch auch nach Spanien kamen. Vgl. S. 62. Ausserdem muss ich daran erinnern, dass Professor Movers gelehrte Untersuchungen zu dem Resultate geführt haben, das alles Zinn auf sämmtlichen Handelsgebieten am Mittelmeere bis nach dem Innern Asiens und nach den Küsten des Rothen Meeres aus den Ländern des westlichen Europa gekommen ist. (Movers III, pag. 62.) Man hat dies bestritten, weil das griechische Wort für Zinn (*Κασσίτερος*) im Sanscrit vorkommt, wo das Zinn Kastira genannt wird. Andere haben wiederum bewiesen, dass dieses Wort durch den griechischen Handel nach Indien, und auf die Weise auch in die Sanscritsprache gedrungen ist. (Vgl. Movers 63 und Weber: „Indische Skizzen.") Wenn man nun ferner weiss, dass alle Bronze aus einer Mischung von Kupfer und Zinn besteht, und dass man unter den Ruinen des alten Theben und anderer ägyptischer Städte Hausgeräth von Bronze mit einem starken Zusatze von Zinn gefunden hat; so muss der Handel zwischen Aegypten und den europäischen Zinnländern viel weiter in das Alterthum hinein reichen, als wir es uns vorstellen. Noch mehr: Leyard hat bei den Ausgrabungen von Ninive nicht allein Bronze von der gewöhnlichen Legirung d. h. mit zehn Theilen Kupfer und einem Theile Zinn gefunden; er hat auch beobachtet, dass man es verstanden hat, der Glockenspeise 14% mehr Zinn zuzusetzen, um das Erz härter und heller klingend zu machen; was eine langjährige Erfahrung und Uebung im Bronzegiessen voraussetzt. Wenn nun auch das Zinn in der Bronze von Ninive und Aegypten, Movers Forschungen zufolge, eine Bekanntschaft mit den Zinnländern im Westen voraussetzt, und ebenso

---

zu gründen. Die Ausgesandten konnten jedoch bei der Meerenge, der heutigen Strasse von Gibraltar, keine Säulen finden, die auch wahrscheinlich niemals da gestanden haben. Als sie zum dritten Male ausgesandt waren, passirten sie die Meerenge und legten jenseits derselben die Stadt Gades an.

unsere Bronze aus diesen Ländern herstammt — denn wir selbst haben kein Zinn — so können diese Bronzesachen uns allerdings zugeführt sein in einer Zeit, von der wir uns keine klare Vorstellung machen können. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, unseren Untersuchungen etwas vorzugreifen und an ein Factum zu erinnern, welches, obschon es nicht genügend erwogen ist, doch unsere besondere Beachtung verdient nämlich, dass ungeachtet der grossen Menge von Bronzesachen, welche bei uns aus der Erde aufgegraben werden, und die auf eine Culturperiode hindeuten, welche in ihrer höchsten Blüthe gestanden und erst nach und nach abgenommen hat, und folglich lange Zeit hindurch bestanden haben muss — dennoch in keinem unserer Geschichtsbücher, woran doch Scandinavien so reich ist, ein einziges Wort anzutreffen ist, welches auf ein Bronzeschwert oder irgend eine andere Bronzewaffe hingedeutet hätte. Dies dürfte doch wohl beweisen, dass die Bronzeperiode in einer sehr entfernten Zeit zurück liegt und dass sie hauptsächlich einem fremden Volksstamme eigen war, der verschwunden ist, ohne irgendwelche mündliche Traditionen zu hinterlassen. Die einzigen Erinnerungen an diese entlegene Zeit, welche noch in dem Volke fortleben, sind die religiösen, die ihrer Natur nach stets die zähesten und dauerndsten sind.

Dahingegen fehlt es uns nicht an Beispielen, dass in unseren Sagen von Pfeilen aus Feuerstein die Rede ist, die man doch für viel älter gehalten hat, als die Bronze. Es hält nicht schwer zu beweisen, dass das sogenannte Steinalter durch das ganze Bronzealter, bis in das Eisenalter hineinreicht. Doch hierüber mehr an betreffendem Orte.

Wir sind somit den Phöniciern bis nach den Zinn-Inseln, südlich von England gefolgt. Wir können ihnen jedoch noch weit länger gen Norden nachspüren, an der Westküste Europas hinauf bis in die Nordsee. Tacitus berichtet (Germ. XXXIV.), dass einem gangbaren Gerüchte zufolge, noch zu seiner Zeit an irgend einem Orte des Oceans, Herculessäulen gestanden haben sollen. Wir sind bereits in vorstehenden Blättern davon überzeugt worden, dass allerorten, wo überhaupt Herculessäulen standen, dieselben von Phöniciern errichtet waren zur Erleichterung der Schifffahrt längs den Küsten und bei dem Einlauf der Flüsse. Daher ist es für unseren Stoff sehr wichtig, dass wir, wenn irgend möglich, den Ort zu bestimmen suchen, wo die noch zu Tacitus Zeiten vorhandenen Herculessäulen standen. Wir merken aus dem Zusammenhange, dass Tacitus von der Gegend der Rheinmün-

dung spricht. Er zählt mehre Völkerstämme auf und darunter die Friesen, welche um den Rhein herum wohnen, bis an den Ocean und unermessliche Binnenseen einschliessen, die die römischen Flotten durchschifft haben. Nun wissen wir, dass mit den damaligen unermesslichen Binnenseen hauptsächlich der See Flevus gemeint ist, welcher durch den Einbruch des Meeres, der durch eine entweder nach und nach, oder stossweis geschehene Senkung der Westküste verursacht worden, durch eine breite Oeffnung nach dem Meere hin in einen tiefen Meerbusen verwandelt worden war: der Zuydersee. Um nun mit seinen Schiffen in diesen See Flevus zu gelangen, liess Drusus Germanicus, der diesen Zug gegen die Germanen anführte, einen Canal von dem Rhein bis dahin graben, und von dort aus führte er eine Flottille in die Nordsee, die sich zum Kreuzen in dem seichten Wasser längs der Küste eignete. Mit dieser Flottille führte er seine Truppen bis an die Mündung der Ems, wo er zu landen beabsichtigte (im Jahre 12 v. Chr.), aber die unerwartet eintretende Fluth, die den Römern ganz unbekannt war, nöthigte ihn umzukehren. Die Mündung der Ems war also der nördlichste Punkt der Westküste, den Drusus besuchte. „Es fehlte dem Drusus nicht an Kühnheit," fährt Tacitus in seiner Erzählung fort, „aber der Ocean hinderte ihn daran, sowohl ihn, als Hercules zu untersuchen; und nachdem hat es Niemand versucht."

Man sieht hieraus, dass Tacitus der Meinung war, dass Drusus, wenn er nicht durch den Ocean verhindert, sondern weiter gen Norden hinauf gedrungen wäre, dort auch die Herculessäulen gefunden haben würde*).

*) Er gelangte freilich drei Jahre später (im Jahre 9 v. Chr.) bis an die Elbe, aber nicht längs der Küste, sondern über Land. Als er an das Elbufer kam und über den Fluss setzen wollte — so wird erzählt — da trat ihm ein Weib von übermenschlicher Grösse†) entgegen und rief ihm zu dass er umwenden möge: „Wohin eilst du, unersättlicher Drusus? Das Geschick hat dir nicht bestimmt alles dieses zu schauen. Ziehe hin! denn deiner Thaten und deines Lebens Ende ist nahe herbeigekommen." Er kehrte wirklich um, stürzte auf dem Rückzuge mit dem Pferde und starb an den Folgen dieses Unfalles, bevor er den Rhein erreichte.

†) Dass die kleingewachsenen Römer die Germanen für Riesen ansahen, erfahren wir aus der Erzählung J. Cäsar's von dem panischen Schrecken, der das römische Heer ergriff, als es zufällig durch reisende Kaufleute von der ungeheuren Körpergrösse der Germanen erfuhr. Caes. bell. gall. 1. 6, 39. — Dass die Römer abergläubisch waren, haben wir bereits in der Anmerk. pag. 25 erwähnt. Die germanische Weissagerin, welche dem Drusus zurief, er möge umwenden, war eine Wala oder Veleda, die stets im Gefolge der germanischen Kriegsheere waren und vor jeder Schlacht von dem Anführer befragt wurden, ob er sich in einen Kampf einlassen sollte. Die Römer sahen eine solche Veleda unter Vespasian. (Tac. Germ. cap. 8.)

Da nun diese Thürme von keinem anderen Volksstamme, als den Phöniciern errichtet wurden, so beweiset ihr noch zu Tacitus Zeiten fortbestehendes Andenken, dass die Phönicier in einer schon damals längst entschwundenen Vorzeit ihren Handel getrieben, ihre Wachtthürme und vielleicht die Bildsäulen ihrer Götter errichtet hatten, um längs der Westküste Europas, wenigstens bis an die Ems, und eigentlich noch weiter hinauf nach Norden, das richtige Fahrwasser anzugeben. Dies scheint unbestreitbar, obschon es sich vor so langer Zeit zugetragen hatte, dass es zu Tacitus Zeiten nur noch ein Gerücht war, dessen eigentliche Bedeutung ihm, nachdem was er darüber äussert, selbst nicht recht klar war. Selbst hierin liegt kein geringer Beweis für das hohe Alter der Bronzeperiode hier im Norden — und darauf habe ich auch in den vorstehenden Blättern die Aufmerksamkeit hinzuleiten versucht.

Nachdem nun erwiesen worden ist, dass die Phönicier längs der europäischen Westküste Handel getrieben haben, wollen wir auch die uns zugänglichen Beweise darlegen, um zu erfahren, welcher Art der Handel gewesen ist, mit dem sie sich dort beschäftigt haben.

Von Strabo erfahren wir (III, 5, Paris. Aufl. I. pag. 145, 11), dass die Zinn-Inseln (*Κασσιτερίδες*) ihrer Anzahl nach, zehn waren und nahe bei einander gelegen; eine derselben war unbewohnt; auf den anderen wohnten Leute, die lange, bis auf die Fersen reichende schwarze Röcke trugen, einen Gürtel um den Leib und einen Stock in der Hand. Sie nährten sich von Viehzucht (waren Nomaden) und hatten meistens keine feste Wohnplätze. Die Tyrer von Gades tauschten sich von diesen halbwilden Insulanern Zinn, Blei und Rauchwerk (Pelzwerk), für Töpferwaaren, Salz und Bronzegeräth ein.

In Irland tauschten sie sich, wahrscheinlich für diese und andere Kurzwaaren, ebenfalls Zinn ein — welches, wie ich höre, dort vorhanden gewesen ist — aber vor allem Gold, wovon die Berge und Flüsse in mehren Gegenden damals noch reicher gewesen sein sollen, als jetzt.

In England trieben sie ohne Zweifel denselben Tauschhandel, obgleich wir nicht wissen, was für Waaren sie dorther bezogen. Längs der Westküste aber, zum wenigsten nördlich von der Elbe, war es der Bernsteinhandel, den sie am lebhaftesten betrieben und der ihnen den meisten Gewinn gebracht haben soll. Man fand diese Handelswaare hauptsächlich an der Küste von Schleswig und Jütland und an der Küste der dänischen

Inseln und von Schonen. Dass die Phönicier diesen Bernsteinhandel auch an den preussischen Küsten betrieben haben, bezweifle ich um so mehr, da ich sicher bin, dass die Süd- und Südostküste der Ostsee damals keineswegs dieselbe gewesen ist, wie heutigen Tages. Die physische Geographie der Ostsee hat seitdem bestimmt grosse Veränderungen erlitten, und die Westküste von Europa ging damals, wenigstens von Belgien bis nach Skagen hinauf, viel weiter ins Meer hinaus und hatte grössere und kleinere Inseln, die seither gänzlich verschwunden sind. (Vergl. v. Maack: Das urgeschichtliche Schleswig-Holstein. Land.) In Betreff des Bernsteinhandels verweisen wir auf E. C. Werlauffs treffliche Schrift: „Bidrag til den Nordiske Ravhandels Historie. Kjöbenh. 1835," worin dieser Gegenstand ausführlich behandelt ist*). Es ist ganz natürlich, dass die Phönicier besonders an solchen Orten, wo sich gangbare Handelsartikel in grösseren Quantitäten fanden, überall Handelsfactoreien anlegten; und daraus lässt sich auch erklären, dass sich in Irland und Dänemark die phönicischen Bronzegeräthe in grösserer Menge vorfinden, als in anderen umliegenden Ländern. Vielleicht kann Irland in dieser Beziehung mit Dänemark wetteifern, indem sich die Traditionen dort besser erhalten haben, als in irgend einem Lande des westlichen Europa**), welches seinen Grund zum Theil darin haben mag, dass Irland mehr isolirt lag. und nicht so oft von einwandernden fremden Volkshaufen oder Kriegsheeren heimgesucht wurde, als die meisten anderen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Phönicier sich hier im Norden, ausser dem Bernstein, auch schöne Pelzwaaren verschafften, worauf von jeher im Oriente grosser Werth gelegt wurde***), und dass sie sich solches aus Schweden geholt haben, können wir aus den stumpfen Bronzepfeilen

*) Herodot widerspricht diesem nicht. Er sagt, dass er nicht wisse, woher der Bernstein komme. Wie alle Alten, nennt er auch Bernstein und Zinn stets zusammen. Der Zinnplatz am Westmeere war bekannt.

**) Wie es sich in dieser Hinsicht mit Spanien verhält, ist mir nicht bekannt.

***) Dass die Reichen und Vornehmen im Oriente von Alters her grossen Werth auf schönes Pelzwerk legten, glaube ich unter anderm aus einer Fresco-Malerei aus Theben schliessen zu dürfen, die im „British Museum" aufbewahrt wird, und die Rameses III d. i. den Sesostris der Griechen darstellt; auf einem Throne sitzend, während die besiegten Stämme ihm demüthig als Siegesbeute das Kostbarste darbringen, was sie an Landesproducten besitzen und darunter schönes Pelzwerk, welches über Stangen gehängt, von zwei Aethiopiern herbei getragen wird.

schliessen, die bisweilen bei uns in der Erde gefunden werden und offenbar dazu gedient haben, solche Thiere zu erlegen, deren Haare nicht mit Blut beschmutzt werden durften. Zwei solche bronzene Pfeile, beide im südlichen Schonen gefunden, werden in meiner ehemaligen Sammlung zu Lund aufbewahrt. Dass zu damaliger Zeit auch spitze Jagdpfeile aus Bronze und Feuerstein gebraucht wurden, unterliegt keinem Zweifel.

Dass die Phönicier ferner auch die West- und Nordküste von Norwegen besucht haben, glaube ich factisch darthun zu können. Wir haben bereits Seite 66 gesehen, dass sie grosse Fischer waren und sehr begehrlich nach guten Fischsorten. Nachdem sie nun einmal nach dem Norden hinauf gekommen waren, mussten sie auch leicht herausfinden, dass die Westküste von Norwegen äusserst fischreich war und besonders reich an einer trefflichen Fischart, dem Lachse, welcher sowohl der Grösse, als der Gestalt nach, und gewissermaassen auch in der Lebensweise, ihrem Thynnos (dem Thunfische) ähnlich war, auf den sie grossen Werth legten. Nachdem wir dies wissen, werden wir es ganz natürlich finden, dass sie an der Küste von Norwegen dieselbe Methode für den Lachsfang einrichteten, wie sie ihn am Mittelmeere für den Thunfisch gehabt hatten, und wir werden sehen, dass es sich wirklich so verhielt.

Wir haben bereits Seite 66 bei mehren phönicischen Städten des Mittelmeeres von einer Art Gebäude gesprochen, die man Θυννοσκοπεῖον, nannte, d. h. ein Wartthurm, in welchem ein Mann sitzt, um den Thunfisch zu beobachten. Ein solcher Ausbau befand sich bei der Stadt Pelonion in Etrurien (Strabo V. 2, pag. 186, 13) von der Höhe einer vorspringenden Landzunge herab, und auf der nächstfolgenden Seite ist (ganz unten) von einem ebensolchen, gleichfalls von einer Anhöhe ausgebauten Fischobservatorium die Rede, um darin den Thynnus zu fangen. Bei Aristoteles sucht man über diesen Fischfang vergebens Aufschluss. Er berichtet nur H. A. Lib. I, cap. 10, §. 4, dass diese Thynnoskopoi den Fisch bisweilen fingen, wenn er schlief. In den Beiträgen zur Geographie von Fr. Vierthaler heisst es (Thl. II, pag. 131), wahrscheinlich nach einem griechischen Autor: „Hoch auf einer Warte, die sich weit über das Meer hinausdehnte, stand der Thynnoscopus. Er gab bei dem Herannahen der schwimmenden Schaar das Zeichen und leitete das ganze Geschäft.“ Diese alte phönicische Weise des Thunfanges wird noch jetzt am Bosphorus und wahrscheinlich auch in anderen Gegenden des Mittelmeeres fortgesetzt. Berg-

gren beschreibt in seiner: „Reise im Orient" I, pag. 81, diesen Fischfang am Bosphorus auf folgende Weise: „An dem Gestade hat man hohe Wachtposten von Holz (talian) errichtet, wo der Fischer auf der Lauer liegt, um beim Herannahen des Fisches, das mit langen Leinen ausgespannte Netz um ihn zusammen zu ziehen." Von einem englischen Schriftsteller wird diese Fangmethode am Bosphorus auf folgende Weise beschrieben: „Man hat etliche Pfähle in den Grund eingerammt und darauf eine Hütte von einfachster Art errichtet. Die Netze sind quer über den Strom von Ufer zu Ufer gespannt, und die Durchsichtigkeit des Wassers ist so gross, dass die Fischer in ihren Hütten, den Fisch in (über) dem Netze stehen sehen. und dasselbe, ohne weitere Mühe, über ihm zuziehen können." Der Verfasser giebt auch Abbildungen dieser Fischerhütten dabei. (Siehe Illustrated London News 1853, No. 639, pag. 140)*). Aus diesen und den vorhergehenden Beschreibungen sehen wir, dass das Fischnetz unten am Grunde mit langen Leinen ausgespannt war, die oben in dem Wächterhäuschen zusammenliefen, so dass die Fischer, wenn sie in das klare Wasser hinunter und einen Fisch über dem Netze stehen sahen, selbiges um ihn her zusammen, und ihn mittelst der langen Leinen hinauf zogen.

Dieselbe Fangmethode wird noch jetzt an der Westküste von Norwegen, von den in der Umgegend von Bergen wohnenden Strilen angewandt. Sie bauen an solchen Stellen der Küste, wo der Boden nicht allzu tief und einigermaassen eben ist, ein Lachs-Observatorium und zwar auf folgende Weise. Von den Klippen werden, in horizontaler Richtung zwei oder mehre lange Föhrenbalken ausgelegt, so, dass die zu äusserst liegenden, mehre Ellen von einander entfernt sind. An den Enden werden sie durch andere, am Meeresgrunde befestigte Föhrenbalken gestützt, die nach unten zu, etwas breiter auseinander stehen. Ueber diese horizontal liegenden Balken werden einige Querhölzer geschlagen und darauf ein Brett gelegt; am äussersten Ende aber wird ein Schoppen (eine Wächterhütte) gebaut, in welcher beständig ein oder mehre Fischer sitzen, die senkrecht ins Wasser hinunter sehen können. Auf den Boden werden weisse Muschelschalen gestreut, damit sie den Fisch leichter gewahr wer-

*) Es hat jemand diese Fischobservatorien mit den Pfahlbauten vergleichen wollen, von denen man in den Schweizerseen und auch andererorts Ueberreste gefunden hat. Dazwischen besteht jedoch kein Zusammenhang; letztere sind Wohnhäuser gewesen.

den. Hier wird nun ein grosses, starkes Netz ausgespannt, das an den Seiten (oder an den Enden) mit Leinen versehen ist, die nach dem Wächterhäuschen hinauflaufen, so dass der Fischer, sobald er einen Lachs darüber stehen sieht, dasselbe, fast wie einen Beutel, zusammen und in die Höhe ziehen kann. Diese Fischerei kann nur bei Tage bewerkstelligt werden und wird auch nur von den Strilen getrieben, welche in der Gegend von Bergen wohnen und überhaupt mancherlei eigenthümliche Gebräuche haben sollen. Ihre, hier beschriebene Fischfangmethode ist, so eigen sie hier im Norden erscheint, ganz dieselbe, wie sie, griechischen Autoren zufolge, ehemals von den Phöniciern an mehren Stellen des Mittelmeeres betrieben wurde, und noch jetzt von ihren Nachkommen am Bosphorus betrieben wird.

Vermöge dieses Vergleiches glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, dass die Phönicier an der Westküste von Norwegen, in der Gegend von Bergen Lachsfang getrieben haben; und dass sie sogar die weltberühmten Fischereien von Lofoden gekannt haben, glaube ich durch verschiedene Spuren des Bals und des Balscultus bestätigen zu können, welche uns in jenen Gegenden entgegen treten. In dem Pfarrhofe zu Lödingen auf Hindoe, das nur durch einen schmalen Sund von Lofoden getrennt ist, war es auch, wo v. Buch das Baalsfest feiern sah, und einige Meilen weiter nordöstlich, südlich von Tromsöe, finden wir eine Balself und einen Balsfjord, Namen, die hier kaum für zufällig gehalten werden dürften. In Schonen haben wir im Christianstad-Län ein Balsberg und im Malmö-Län ein Baldringe.

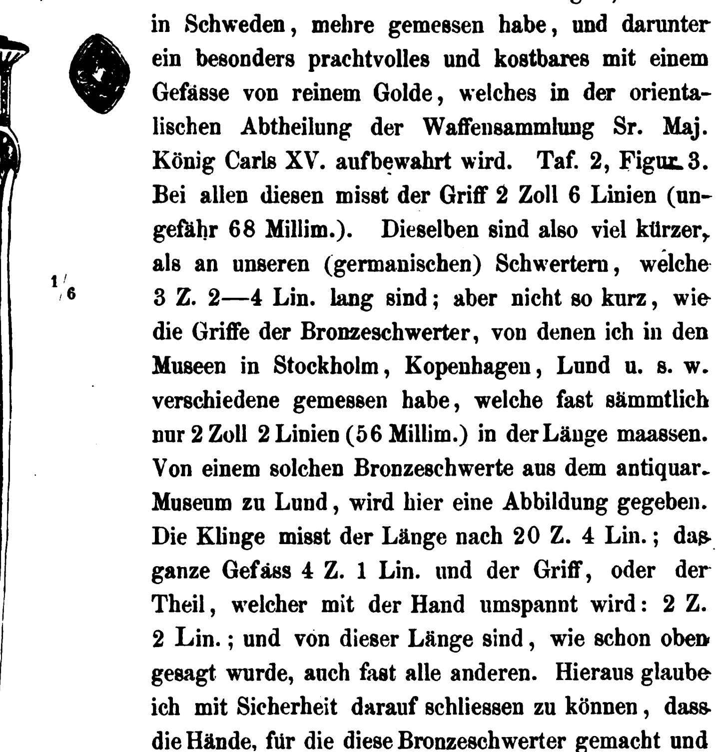
Nachdem wir nun, wie mir scheint, durch hinlängliche und sichere Beweise dargethan haben, dass die Phönicier in den südlichen, westlichen und nördlichen Gegenden Scandinaviens Spuren von ihrem Religionscultus, von ihren Fabrikaten und von ihrer Fischfangsmethode u. s. w. hinterlassen haben, so dürfte jetzt auch, der Ordnung gemäss, eine Antwort auf die Frage folgen: ob die Phönicier selbst unseren Norden besucht haben, oder ob die Sachen, die von ihnen herrühren, durch andere zwischenwohnende Völker von germanischem, nicht von semitischem Stamme, zu uns herüber geführt sind. Um diese Frage zu beantworten, muss ich den Leser bitten, irgend ein antiquarisches Museum aufzusuchen, wo Bronzesachen aus der Vorzeit aufbewahrt werden. Man findet dort unter anderen Sachen, auch Armbänder von Bronze oder Gold; entweder einfach,

breit und ganz rund, so dass sie nicht geöffnet werden können, oder spiralförmig, von runden dünnen Goldstangen gebogen. In beiden Fällen sind sie so klein, dass kein Frauenzimmer von dem Menschenstamme, der jetzt das westliche und nördliche Europa bewohnt, dieselben über die Hand bis an das Handgelenk zu schieben vermöchte. Sie müssen folglich für andere Hände, als von germanischem Stamme gemacht und von diesen benutzt worden sein. In denselben Sammlungen finden wir Bronzeschwerter mit so kurzen Griffen, dass sie von einer ausgewachsenen Hand eines der Völker, die jetzt das westliche oder nördliche Europa bewohnen, unmöglich gefasst und gebraucht werden könnten. Sie sind gemeiniglich nicht über $2^1/_4$ Zoll (55 Millim.) lang und können von einer gewöhnlichen Männerhand höchstens mit drei Fingern gefasst werden; folglich können sie von dem Volksstamme, der jetzt das Land, wo sie in der Erde gefunden werden, bewohnt, niemals gebraucht worden sein. Wir müssen daher anderswo ein Volk mit so schmalen Händen aufsuchen, dass es dieselben hier in früherer Zeit benutzt haben könnte. Das Einfachste wäre allerdings dasselbe unter den Phöniciern zu suchen, von denen, wie wir wissen, der Baalscultus und manches Andere hierher gekommen ist. Dieser Volksstamm ist jedoch, so viel ich weiss, nach allen Richtungen hin zerstreut und mit anderen Nationen verschmolzen worden. Möglicherweise würde man nachweislich phönicische Schwerter auf irgend einem Schlachtfelde auffinden können. Dr. Wilde sagt, dass auf dem Felde bei Cannae, wo die Römer eine grosse Niederlage von dem carthagischen Feldherrn Hannibal erlitten (216 v. Chr.), derartige kurze Bronzeschwerter angetroffen werden, die den bei uns gefundenen vollkommen gleichen. Dieselben mögen wohl Hannibals Soldaten gehört haben, da die Römer damals gewiss schon eiserne Waffen hatten, man hat jedoch die Handgriffe bei diesen punischen Schwertern nicht beachtet. Wir wollen aber versuchen, in wie fern der Vergleich uns auch in diesem Falle näheren Aufschluss zu geben vermag.

Zuvor will ich flüchtig erwähnen, dass ich Erkundigungen über die Handbreite der alten Aegypter eingezogen habe, welche mit den Phöniciern in nähere Berührung kamen, und obschon in entferntem Grade, mit ihnen stammverwandt waren.

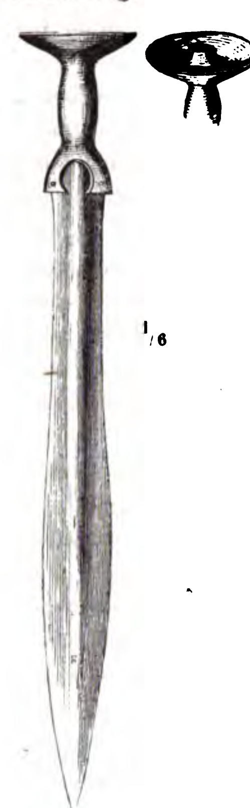
Ich habe hier vor mir die Hand einer ägyptischen Mumie, die unter den Ruinen von Theben gefunden wurde. Diese Hand, welche nach Aussage der Anatomen diejenige eines erwachsenen Menschen ist, misst quer

über die Fingerwurzeln nicht mehr, als 2 Zoll 1 Lin. (ungef. 53 Millim.) Aber da es möglicherweise eine Frauenhand sein kann, wünschte ich nähere Aufklärung über diesen Punkt. Ich wandte mich zu diesem Zwecke nach Berlin, wo, wie ich vermuthete, reichlicher Vorrath von ägyptischen Mumien sein musste und von Herrn W. Peters erhielt ich die Nachricht, dass bei einer Mumie, die 5 Fuss 3 Zoll in der Länge maass, die Breite über die Handwurzel 65 Millim. d. i. 2 Zoll 5 Linien betrug; also ungefähr gleiches Maass mit den Handgriffen der ostindischen Schwerter, von denen ich sowohl in ausländischen Sammlungen, als hier in Schweden, mehre gemessen habe, und darunter ein besonders prachtvolles und kostbares mit einem Gefässe von reinem Golde, welches in der orientalischen Abtheilung der Waffensammlung Sr. Maj. König Carls XV. aufbewahrt wird. Taf. 2, Figur 3. Bei allen diesen misst der Griff 2 Zoll 6 Linien (ungefähr 68 Millim.). Dieselben sind also viel kürzer, als an unseren (germanischen) Schwertern, welche 3 Z. 2—4 Lin. lang sind; aber nicht so kurz, wie die Griffe der Bronzeschwerter, von denen ich in den Museen in Stockholm, Kopenhagen, Lund u. s. w. verschiedene gemessen habe, welche fast sämmtlich nur 2 Zoll 2 Linien (56 Millim.) in der Länge maassen. Von einem solchen Bronzeschwerte aus dem antiquar. Museum zu Lund, wird hier eine Abbildung gegeben. Die Klinge misst der Länge nach 20 Z. 4 Lin.; das ganze Gefäss 4 Z. 1 Lin. und der Griff, oder der Theil, welcher mit der Hand umspannt wird: 2 Z. 2 Lin.; und von dieser Länge sind, wie schon oben gesagt wurde, auch fast alle anderen. Hieraus glaube ich mit Sicherheit darauf schliessen zu können, dass die Hände, für die diese Bronzeschwerter gemacht und von welchen sie benutzt wurden, nicht über 2 Zoll 2 Linien breit waren.


1/6

Wir werden folglich zu der Annahme gezwungen, dass die Männer, von welchen diese Waffen geführt wurden, nicht dem indogermanischen Stamme angehörten, zu dem wir auch die Kelten und Kimbern rechnen,

sondern einem vom Oriente hierher gekommenen semitischen Stamme; und, dass dies sich wirklich so verhält, wollen wir auch noch auf anderem Wege nachzuweisen suchen.



$^1/_6$

Wir haben gesehen, dass alle Verzierungen, die an Bronze- und Goldsachen aus dem eigentlichen Bronzealter vorkommen: die Spirale, die Zickzacklinie u. s. w. bis nach dem Oriente verfolgt werden können, wo sie folglich ihren Ursprung haben. Nun möchte ich die Aufmerksamkeit auf ein für unseren Gegenstand wichtiges Factum hinlenken, das, wie mir scheint, einen schlagenden Beweis in sich fasst, dass nämlich: an allen Bronzeschwertern mit kurzen Handgriffen (Heften) diese orientalischen Verzierungen vorkommen; während an allen Bronzeschwertern mit langen Handgriffen diese Verzierungen fehlen. Es giebt nämlich in unseren Sammlungen aus dem Alterthum auch Bronzeschwerter mit langen Handgriffen (Heften) von 3 Zoll, bis 3 Zoll 4 Lin. lang, so dass sie vortrefflich für unsere Hände passen. Aber diese sind immer von schlechterer Arbeit, und soviel ich bis jetzt habe erfahren können, niemals mit den Verzierungen geschmückt, die dem eigentlichen Bronzealter angehören. Bisweilen findet man in Betreff der Länge dieser Griffe eine Art von Uebergang. Dieser Umstand hat für mich grosses Interesse; wesshalb ich hier die Abbildung eines solchen Schwertes beifolgen lasse, welches in Nerike gefunden wurde und jetzt der Waffensammlung Sr. Maj. des Königs Carl XV. einverleibt ist. Die Länge der Klinge beträgt beinahe 20 Zoll; die des Gefässes 4 Z. 7 Lin.; die Länge des Griffes 2 Z. 6 Lin. und die grösste Breite der Klinge etwas über 2 Zoll. — Der Griff ist also länger, als bei den mit orientalischen Verzierungen versehenen, und kürzer, als bei den meisten ohne Verzierungen, von denen die meisten 3 Z. 2 Lin., einige sogar 3 Z. 4 Lin. messen. Alle diese Schwerter sind

offenbar von späterer Fabrik und hier im Lande gemacht; wenn sie irgendwelche Verzierungen haben, so zeigen diese einen Uebergang zum Eisenalter,[15]) ja man findet bisweilen bei denen in der Erde, irgend einen Theil, der aus Eisen gemacht ist, welches ich in Nachstehendem durch Beschreibung und Abbildung darlegen werde.

Diese Schwerter sind also nicht für die Hände derjenigen gemacht, welche die Bronzesachen zu uns herüber brachten; sie sind gemacht, um von einem Stamme mit grösseren Händen gebraucht zu werden. Das ist handgreiflich. Mehre Abbildungen von Schwertern mit langen Griffen werden folgen.

Aber auch von den Schwertern mit kurzen Griffen und orientalischen Verzierungen, ist ein Theil hier im Norden angefertigt worden, welches unter anderen auch Professor Worsaae in seiner Abhandlung bewiesen hat, unter der Rubrik: „Fund af en Metalarbeiders Forraad fra Broncealderen. Kjöbenh. 1854." Solcher Funde bedurfte es, um über die Sache vollkommen klar zu werden.

Wir haben jetzt eine ganze Menge vorliegender unbestreitbarer Facta, die einer Erklärung bedürfen. Aber bevor ich diese Erklärung zu geben versuche, muss ich die Aufmerksamkeit auf noch ein paar hierher gehörende Umstände hinlenken. Der erste ist: dass das Material, woraus die Bronzesachen gemacht werden, vom Auslande zu uns kam: denn hier gab es weder Kupfer noch Zinn. Aber damit ist es noch nicht genug: Zinn und Kupfer waren bereits zusammengeschmolzen, bevor sie herüber geführt wurden, welches deutlich daraus hervor geht, dass man, obwohl hier in Schonen und noch häufiger in Dänemark Gusskuchen und grössere oder kleinere Stücke von Metallblöcken gefunden sind, doch niemals ein einziges Stückchen von einem Zinn- oder Kupferblocke getroffen hat. Dies beweist nach meinem Dafürhalten auch, dass diese Culturperiode nicht so durchaus einheimisch und allgemein gewesen ist, wie man es sich hat vorstellen wollen; und die Feuersteinsachen, die man häufig neben den Bronzesachen antrifft, und zwar allem Anscheine nach in den Gräbern vor-

15) In einem Grabhügel (Kegelgrabe) in Steiermark, bei dem Dorfe Klein-Glein fand man unter anderen zahlreichen Beigaben von Eisen, Urnen, Kessel, Panzer und Schüsseln etc. aus Bronzeblech, die zum Theil mit eingeschlagenen Spiral-, Ring- und Bandverzierungen, zum Theil auch mit Menschen- und Thierfiguren verziert sind. S. Weinhold a. a. O. pag. 146.

nehmer Personen, beweisen ebenfalls, dass die Bronzewaffen doch immer Luxusartikel geblieben sind, deren sich die Volksmasse niemals bedient hat. Diese konnte recht wohl die eingeführte Religion annehmen, ohne Theil an dem Luxus zu haben.

Der andere Umstand, welcher unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der, dass, nach den darüber vorhandenen Angaben, die Legirung etwas anders ist in den verschiedenen Ländern, wo überhaupt Bronzesachen gefunden werden, und desgleichen die Verzierungen. Dieses beweiset nicht, was man damit hat beweisen wollen, dass nämlich diese ganze Culturperiode nicht ursprünglich von demselben Lande ausgegangen sei; sondern dass sie sich bei ihrer Entwicklung nach dem ungleichen Geschmacke, der sich in den verschiedenen Ländern geltend macht, auch ungleich gestaltet hat.

Und, dass zum wenigsten unsere scandinavische Bronzeculturperiode, die ich hier zu behandeln suche, sich aus dem Oriente herleitet, lässt sich, wie schon oft gesagt, daraus schliessen, dass wir den Verzierungen bis nach Phönicien und Aegypten nachspüren können. Nun aber taucht die Frage auf: Wo standen die Schmelzöfen, in denen das Kupfer und das Zinn zu Bronze zusammengeschmolzen wurden? Dass sie nicht in Scandinavien standen ist klar aus dem, was oben gesagt wurde, dass nämlich das Metall bereits zusammengeschmolzen und gemischt war, bevor es hierher kam. In Britannien haben sie ebenso wenig gestanden: denn Cäsar sagt ausdrücklich, dass die Bronze, die noch zu seiner Zeit in Britannien benutzt wurde, vom Auslande eingeführt wurde. Bell. gall. V. 12. Aber woher sie kam, sagt er nicht. Kam sie von Gades, oder einem anderen Orte aus Spanien? Kam sie von Massilia? Wir wissen es nicht; aber es dürfte nicht unmöglich sein es zu erfahren, seitdem die Frage einmal geweckt ist.

Bevor wir zu einer Erklärung aller vorliegenden Facta schreiten, will ich noch an Folgendes erinnern. Wir können uns vorstellen, dass die Phönicier von Tyrus, welche sich in Gades und an anderen Plätzen in Spanien niederliessen, Handelsexpeditionen längs der Westküste von Europa hinauf aussandten und, dass diese sich an solchen Orten, wo sie es für passend hielten, ansiedelten und Factoreien daselbst anlegten. Dies ist wohl kaum zu bestreiten. Aber jetzt entsteht die Frage: Auf welcher Stufe der Bildung standen die Einwohner Scandinaviens in dem Zeitpunkte, als

die Fremdlinge hier erschienen? Auf diese Fragen vermögen wir Antwort zu geben. Wir wissen, dass vor der Bronze kein anderes Metall hier im Lande bekannt war, und nach dem Nachlasse der damaligen Einwohner zu urtheilen, hatten sie keine anderen Geräthschaften und Waffen, als aus Stein, Bein und Holz. Folglich standen sie auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe und waren, wie wir zu sagen pflegen, Wilde oder Halbwilde. Dies ist wohl ebenfalls unwiderleglich.

Wenn wir nun aus Reisebeschreibungen und von glaubwürdigen und erfahrenen Schiffscapitainen Erkundigungen einzuholen suchen über wilde Völkerschaften und deren Benehmen, wenn ein fremdes Handelsschiff an ihre Küsten anlegt, so erfahren wir, dass die Wilden in Stämme gesondert, in grösseren oder kleineren Horden unter einem Häuptlinge leben, der diese Horde mit untergeordneten Häuptlingen oder allein, mit unbeschränkter Macht beherrscht. Wir erfahren ferner, dass die Wilden, wenn ein Handelsschiff zuerst an ihrer Küste ankommt, anfangs misstrauisch sind und sich nur vorsichtig aus der Ferne zeigen; aber sobald sie merken, dass die Fremden in friedlichen Absichten kommen, sich bei kleinem nähern und auf Tauschhandel eingehen. Wenn nicht ausschliesslich, so sind es doch hauptsächlich die Häuptlinge, mit welchen die Fremden in nähere Berührung kommen und den Tauschhandel bewerkstelligen; der grösste Theil der Horde besteht so zu sagen aus Sclaven*). Wenn nun die handeltreibenden Fremdlinge, nachdem sie auf solche Weise in ein freundschaftliches Verhältniss zu den Einwohnern getreten sind, sich an den Küsten festsetzen und daselbst eine Handelsfactorei anlegen, so finden sich auch die Einwohner nach und nach häufiger ein, um Tauschhandel zu treiben. Zu Anfang bestehen die Waaren, welche die Fremden gegen die Landesproducte austauschen, wahrscheinlich aus bunten und grellfarbigen Zeugen, Glasperlen**) und dergleichen Kurzwaaren, worauf die

---

*) Bemerkenswerth ist, dass diese Verhältnisse selbst da obwalten, wo das Staatsleben schon mehr geordnet ist, z. B. in Gallien, wo nach Cäsars Aussage (VI, 13) das eigentliche Volk, welches er „plebs" nennt, als „paene servorum loco" gehalten wurde.

**) Noch jetzt findet man in den alten Torfmooren Schonens, zwischen Steingeräthschaften, die den wilden Ureinwohnern des Landes gehört haben, nicht selten solche Perlen von roher Arbeit, die nach Aussage von Sachkennern, auf den Anfang der Glasblaserei hindeuten, aber dennoch nicht von den Wilden selbst ver-

Wilden immer grossen Werth legen *). Die Fremden hüten sich wohl ihre Waffen in die Hände der Einwohner kommen zu lassen. Wo eine durch grössere Bildung und bessere Waffen überlegene Colonie sich unter roheren Völkern niederlässt, da geschieht es fast immer, dass die Machthabenden unter letzteren bald darin wetteifern, die Freundschaft der Fremden zu gewinnen und deren Schutz gegen ihre Feinde; denn die wilden Stämme liegen fast immer in Krieg mit einander **). Hierdurch werden die Fremdlinge leicht ihre Beherrscher: sie werden ihre Anführer im Kriege; ihre Rathgeber im Frieden, vorzüglich nachdem es ihnen geglückt ist, unter den Barbaren ihre eigene Religion einzuführen, deren Vorstand sie oder ihre Missionaire fortdauernd bleiben ***). Sie werden die Unterkönige des Landes; sie übernehmen die Pflicht das Land zu beschirmen und heben dafür Steuern vom Volke. Diese Steuern wurden in solchen Producten des Landes bezahlt, welche den Fremden am wünschenswerthesten waren ****).

Was jetzt allezeit eintrifft, muss auch, unter ähnlichen Verhältnissen, im Alterthum eingetroffen sein; denn der Mensch zeigt sich immer gleich auf gleicher Bildungsstufe. Wenn wir nun unsere Betrachtungen fort-

---

fertigt, sondern von auswärts hierher gekommen sind. Wir wissen, dass die Erfindung der Kunst Glas zu machen den Phöniciern zugeschrieben wird.

*) Wir haben Seite 73 gesehen, dass die Phönicier, wie Strabo berichtet, Salz von Gades nach England führten. Dieselben Waaren konnten sie nach der Bernsteinküste bringen. Aber woher bekamen die Küstenbewohner in Norwegen ihren Bedarf an Salz? Und woher bezogen die Phönicier selbst, was zur Fischerei erforderlich war? Ich werde dies später zu erklären suchen; hier will ich nur an die „Salzbrenner“ an den Küsten erinnern, die in den Sagaen vorkommen.

**) Die hier angeführten Verhältnisse beruhen auf den Erfahrungen von Reisenden. Ausserdem habe ich noch sehr genaue, ausführliche Berichte von unserem ausgezeichneten Schiffscapitain Werngren erhalten, einem der erfahrungsreichsten Capitaine der schwedischen Handelsflotte. Capitain Werngren hat viele Jahrelang Tauschhandel mit den Wilden der Südseeinseln getrieben. Unsere naturhistorischen und ethnographischen Museen in Stockholm und Lund haben unschätzbare Zeugnisse aufzuweisen von Herr Werngrens Eifer den Wissenschaften zu nützen und sie nach Kräften zu fördern.

***) Nach der Sagann af Frithiofe Fraekna, befand sich ein Balstempel am Sognefjord, den ich 1826 besuchte, und worüber später ein Weiteres.

****) Dass solches öfter geschehen ist, lehrt uns die Tradition, und sogar die alte und neue Geschichte. Man denke nur an Asa-Oden in Schweden, an Rurik in Russland u. s. w.

setzen, werden wir es ohne Zweifel, wenn nicht gewiss, doch wenigstens höchst wahrscheinlich finden, dass die eingewanderten Phönicier, nachdem die mitgebrachten Waffen abgenutzt und unzureichend wurden, aus ihrem Heimathslande (Spanien?), mit dem die Communication noch immer offen stand, Bronzegiesser kommen liessen, welche Waffen anzufertigen verstanden. Diesen wurde alsdann die eingekaufte Bronze übergeben, die das Metall nicht allein zu Waffen umschmolzen, sondern auch dieselben Verzierungen darauf gravirten, welche sich an den vorigen befunden hatten. Ob sie dazu stählerne Grabstichel anwandten oder von einer, durch starken Zusatz von Zinn gehärteten Bronze, ist uns nicht bekannt; doch unterliegt es keinem Zweifel, dass ein grosser Theil der Bronzesachen mit dem Grabstichel ciselirt wurde*).

Als später im Laufe und Wechsel der Zeiten, die Communication mit dem Heimathslande durch politische Verhältnisse abgebrochen ward, da musste auch die verhältnissmässig geringe Anzahl der Fremdlinge sich, selbst durch eheliche Verbindungen mit den Reichen und Mächtigen unter den Eingeborenen des Landes mehr und mehr vermischen, wodurch ihre Sprache in der Landessprache aufging und ihre semitischen Formen mit jeder neuen Generation mehr verschwanden**). Ich bin der Ansicht, dass unter solchen obwaltenden Umständen, auch jene Bronzeschwerter mit langen Griffen gemacht worden sind, die für europäische Hände passen und aller orientalischen Verzierungen baar sind. Diese Schwerter, welche wahrscheinlich gemacht wurden nachdem die Communication mit dem Heimathslande aufgehört hatte, und daher keine Bronze mehr von dorther bezogen wurde, sind am häufigsten von alten abgenutzten und zerbrochenen Bronzesachen***) gemacht worden, die zu neuen Waffen umgeschmolzen

---

*) Die Bronzegiesser haben gleich den Zinngiessern in anderen Ländern und zu anderen Zeiten, ihre Werkstatt von einem Orte zum anderen verlegen können, wo man ihrer Arbeit bedurfte. Ich glaube, dass man durch solchen Umstand auch zu den Bronzesachen gekommen ist, die in Hr. Worsaaes Abhandlung aufgenommen sind: „Fund af en Metalarbeiders Forraad."

**) Die Erinnerung an ihre orientalische Abkunft und Stammverhältnisse haben sich hier und dort durch Tradition von Vater auf Sohn lange Zeit erhalten können, wie dies auch in Irland der Fall zu sein scheint.

***) In dem Museum der königl. Academie in Stockholm findet man eine ganze Menge solcher zerbrochener Bronzesachen, welche alle auf einer Stelle in Dahlsland gefunden sind und gewiss zum Einschmelzen bestimmt waren. — Der-

wurden, wie sie für die Hände der damaligen Einwohner passten. — Die fremden Colonisten sind entweder auf diese Weise mit den Eingeborenen des Landes verschmolzen, oder sie sind hier oder dort angegriffen und ausgerottet worden. Die Geschichte anderer Länder liefert uns Beispiele von beiden Fällen.

Ich habe Seite 71 geäussert, dass das Steinalter bei uns durch das ganze Bronzealter geht und sich weit in das Eisenalter hineinstreckt, und glaube diese Ansicht mit Gründen belegen zu müssen, besonders, da man zu glauben scheint, dass diejenigen Gräber, in welchen man Sachen aus Bronze und Feuerstein neben einander trifft, der ältesten Bronzeperiode angehören und einen Uebergang von dem Steinalter andeuten. Man scheint hierbei jedoch vergessen zu haben, dass, wenn auch in diesem oder jenem Bronzegrabe die Steinsachen fehlen, diese doch ganz gewiss dermalen aussenvor vorhanden gewesen sind, wenn sie auch nicht in dem Grabe selbst gefunden worden. Man wird nämlich zu der Annahme gezwungen, dass Leute mit so zierlich gearbeiteten Waffen: Schwertern, Schilden und Lanzen etc. und Frauen mit so herrlichem, kostbarem Geschmeide, nicht in Erdhöhlen, sondern in wohlgezimmerten Häusern gewohnt haben. Dies lässt sich wohl kaum bestreiten. Wir dürfen ferner annehmen, dass Leute, welche auf ihren Messern Schiffe abbilden liessen, auch solche in ihren Häfen bauen liessen, besonders, da noch soviel von ihrem phönicischen Seemannsleben in ihnen steckte, dass sie sogar nach dem Tode an so hochgelegenen Orten ruhen wollten, dass man von dort auf das Meer hinaus sehen konnte; und an solchen Orten trifft man auch am häufigsten ihre Gräber*). Aber Häuser und Schiffe baut man nicht ohne dazu erforderliche Werkzeuge, und wir finden keine solche aus Bronze. Aus Stein, und besonders aus unserem schonischen Feuerstein finden wir dahingegen nicht selten solche, die zu derartigen Verrichtungen recht wohl brauchbar, ja ebenso zweckmässig sind, als wären sie aus Bronze. Ausserdem zeigen ihre

artige Sammlungen hat man an mehren Orten gefunden und daneben liegen die Gusskuchen, die an den Bronzegiesser erinnern.

*) Dieser unersättliche Hang zum Seemannsleben ist merkwürdig. Mir fällt hierbei ein junger Mann ein, welcher aus wirklicher Neigung Seemann geworden war, aber eines Sommers durch irgend eine Ursache gezwungen wurde daheim zu bleiben bei den Aeltern auf dem Lande. Tag für Tag kletterte er auf einen hohen Baum, um wenigstens den Anblick des Meeres zu geniessen. — Das war ihm Trost und Bedürfniss.

Formen deutlich, wozu sie gebraucht worden sind. Wir finden darunter die Holz- oder Zimmeraxt, die Queraxt, den schmalen und den breiten Meissel (das Stemmeisen), den Plattmeissel und den Hohlmeissel, den Hammer, den Bohrer u. s. w. Ebenso wahrscheinlich ist es, dass hier zu damaliger Zeit Ackerbau getrieben ist, aber von den dazu gehörenden Geräthen findet man keines aus Bronze, nichts was zu einem Pflug, zum Spaten oder zur Hacke gehört haben könnte. Das Einzige wäre vielleicht die Sichel; aber was wir so nennen, kann auch ebenso gut das Messer gewesen sein, womit die Mistel von der Eiche geschnitten wurde. Der Umstand, dass diese öconomischen Werkzeuge niemals mit den Bronzeschwertern zusammen in Gräbern angetroffen werden, obschon sie augenscheinlich zu derselben Zeit vorhanden gewesen und benutzt worden sind, liefert einen wichtigen Beitrag zu unserer Kenntniss der socialen Verhältnisse jener Zeit. Es beweiset offenbar, dass die Bronzewaffen nur den Häuptlingen, der Aristocratie, gehörten, welche sich weder mit dem Bau von Schiffen und Häusern noch mit dem Ackerbau befassten, sondern nur das Kriegs- und Jagdhandwerk trieben; weshalb auch nur diese Attribute bei ihren Skeletten in den Gräbern ruhen. Und sogar diese Attribute waren nicht ausschliesslich von Bronze, denn oftmals liegen bei dem Skelette Pfeile und Wurfspiessspitzen aus Feuerstein neben einem stattlichen Bronzeschwerte. Dieses kann um so weniger zufällig oder symbolisch sein, als der Wurfspiess zu ihrer Rüstung gehören musste, aber man findet diesen niemals und Pfeile nur höchst selten von Bronze verfertigt. Also sind Waffen aus Feuerstein zu derselben Zeit wie die Bronzewaffen hier im Norden gebraucht worden. Hierüber ein Weiteres in der Abhandlung über das Steinalter.

Ich habe versucht und werde noch ferner versuchen, die Spuren von dem Vorschreiten der ältesten eigentlichen Bildung gen Norden aufzusuchen; ich werde ferner versuchen, diese Spuren bis nach ihrem Ursprunge zurück zu verfolgen und dadurch beweisen, dass sie nicht, wie man früher glaubte, nach Indien und dem von dort ausgegangenen indogermanischen Stamme führen, sondern ganz deutlich zu dem semitischen Stamme, der während seines vieljährigen Aufenthaltes in Aegypten ein gut Theil jener Cultur erwarb, die er später zu anderen europäischen Völkern hinüber trug.

Je mehr man diesen Gegenstand vorurtheilsfrei untersucht, desto zahl-

reicher stellen sich die Beweise heraus, dass sich in allen denjenigen Gegenden, wo die Phönicier ehemals ihre Colonien angelegt haben, auch Spuren von semitischen Gebräuchen vorfinden; wohingegen diese gänzlich fehlen in allen solchen Gegenden, wo die Phönicier sich niemals niedergelassen und wo nur Völker von indogermanischem Stamme gewohnt haben.

Ich bitte den Leser sich diese Sätze einzuprägen, welche ich vollständig beweisen zu können glaube. Doch muss ich vorher einiges wieder aufnehmen und gründlicher darthun, was vorher nur flüchtig genannt worden ist.

Es ist in der vorhergehenden Abtheilung gesagt worden, theils dass das Steinalter sich bei uns durch das Bronzealter hindurch und weit in das Eisenalter hineinerstreckt (pag. 71) und theils, dass die Bronzewaffen sich nur in den Händen der Reichen und Mächtigen befanden, während die Volksmasse fortfuhr, steinerne Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen (pag. 87). Und da die Richtigkeit dieser Angaben in Frage gestellt ist, halte ich mich für verpflichtet sie factisch zu beweisen.

Erstens findet man, wie schon pag. 71 gesagt wurde, oftmals verschiedenartige Wurfwaffen aus Feuerstein in derselben Steinkiste, in welcher neben dem Skelette des ehemaligen Eigenthümers zierliche Bronzewaffen liegen; und dergleichen kommt nicht allein bei uns vor, sondern, wie ich glaube, in allen solchen Ländern, wo man Bronzealterthümer antrifft. Die beiden Wurfspiessspitzen, welche hier Taf. II, Fig. 20, 21 abgebildet sind, lagen in einer Steinkiste im Kirchspiel Skifwarp, neben einem zierlich gearbeiteten sogenannten Paalstabe (Fig. 19) und einem hübschen Bronzeschwerte, von welchem mir jedoch nur zerbrochene Stücke eingeliefert sind. Nebst diesen Waffen befanden sich in der Kiste zwei Skelette. — Nach der Description of the Tumulus opened at Gristhorpe near Scarborough by Will. Williamson. Scarb. 1836, (mit einer Kupfertafel) fand man in einem hölzernen, aus einem Eichenstamme gemachten Sarge, nebst dem Skelette, einen Bronzedolch derselben Art wie er hier Tafel 2, Fig. 12 abgezeichnet ist; eine Wurfspeerspitze aus Feuerstein und zwei Pfeilspitzen derselben Steinart. In dem Museum zu Hannover zeigte mir Professor Grotefend sieben kleine Pfeilspitzen aus Feuerstein, welche mit einem Bronzeschwerte beisammen liegend gefunden waren.

Dieselbe Vermischung von Bronze und Stein finden wir auch vielfach in Thomas Bateman's: „Vestiges of the Antiquities in Derbyshire," beschrieben. Z. B. pag. 23 einen bronzenen und einen beinernen Nagel, und einige Stücke Feuerstein unter gebrannten Knochensplittern. Pag. 48 eine Pfeilspitze aus Feuerstein, ein paar Hundszähne und einen kleinen Bronze-Celt. Seite 63 giebt die Abbildung und Seite 64 die Beschreibung von einem Bronzedolche und einer mit durchgebohrtem Schaftloche versehenen Steinkeule, die neben dem Skelette des ehemaligen Eigenthümers gelegen hatten. Seite 66 einen hübschen Bronzedolch, und in demselben Hügel zwei Werkzeuge aus Feuerstein. Seite 68 einen grossen Bronzedolch etc. und damit Seite 69 zahlreiche Bruchstücke von calcinirtem Feuersteine. Siehe ferner Seite 74, 96, u. s. w.

Ich könnte noch viele Data anführen, doch scheinen mir diese hinlänglich für den Beweis, dass die Steinwaffen neben den Bronzewaffen gebraucht worden sind; ja, wir finden hier in Schweden, mit Ausnahme einzelner Bronzepfeile, nicht eine einzige Wurfwaffe aus Bronze*). Diese bestanden immer aus Stein und wir finden deren, wie wir gesehen haben, neben zierlich gearbeiteten Bronzewaffen, welche augenscheinlich einem

*) Dies kommt daher, weil die Bronze äusserst kostbar war. Und die Ursache hierzu war wiederum die, dass man keine Bronze machen konnte ohne Zinn und wir wissen aus sicheren Angaben von alter Zeit her, dass das Zinn sehr hoch im Preise stand, gerade weil es, zu einer Zeit, wo man das Eisen noch nicht zu Stahl zu härten verstand, das einzige Mittel war sich Schnittwaffen und andere scharfe Werkzeuge zu verschaffen; denn das Kupfer taugte dazu nicht, bevor es nicht durch eine Legirung mit Zinn gehärtet war. Dazu kam noch obendrein, dass die Phönicier, die allen Handel nach Westen, von woher man das Zinn holte†), in Händen hatten, dasselbe meistens nach Indien führten, wo sie für dieses Metall Perlen und Juwelen eintauschten. Movers III: 1 pag. 64 n. 169; p. 65 n. 74, nach Plin. L. XXXIV. 48 (letzte Zeile).

†) Seite 70 ist nach Movers: „die Phönicier" III, 1, p. 62 angeführt worden, dass im Alterthum alles Zinn aus dem westlichen Europa kam, dass es durch die Phönicier in den Welthandel eingeführt und bis nach Indien hin verbreitet wurde. Später sind über diese Angaben des Dr. Movers Bedenklichkeiten in mir aufgestiegen, die ich der Prüfung der Gelehrten unterbreiten möchte. Bei Strabo XXV 2, 10. Paris. Aufl. 1 p. 616, b. 10 heisst es, dass es in der Landschaft Drange in Indien, Zinn giebt; und in Brugsch's „Histoire d'Egypte", pag. 101, wo von der Beute die Rede ist, die Tothmoses in dem Lande Tounep (Phönicien?) nahm, heisst es, dass sie auch in Zinn bestand; Seite 103 ist von Zinnblöcken etc. etc. die Rede, als von dem Producte Assyriens. Seite 104 sagt der Verfasser, dass diese in Asien, d. h. in Phönicien und Assyrien geholten Schätze, Zeugniss ablegen von der hohen Bildung, welche schon damals, 3400 Jahre vor unserer Zeit, herrschte. Dieses ändert jedoch nichts an der von uns ausge-

Häuptlinge gehört haben. Wenn nun sogar die Ausrüstung der Häuptlinge zum Theil aus Steinwaffen bestand, so liegt es klar zu Tage, dass die Mannschaft ausschliesslich mit Waffen aus letztgenanntem Material ausgerüstet war.

Was nun die Behauptung betrifft, dass das Steinalter, nachdem es das ganze Bronzealter hindurch gedauert hatte, sich auch noch weit ins Eisenalter hinein erstreckte, so vermögen wir auch dieses zu beweisen. — Wenn wir zuerst die Felsenbilder in Bohuslän *) betrachten, welche offenbar aus dem Eisenalter stammen und rohe, barbarische Scenen aus dem Wikingerleben des 8. und 9. Jahrhunderts darstellen, so finden wir in den Händen der Kämpfenden neben unzweifelhaften eisernen Waffen, ebenso unzweifelhafte Steinwaffen. Beispiele von ersteren sehen wir in jedem abgebildeten Schwerte; für letztere beweisen die Beile und Keulen am sichersten. Solche sehen wir unter anderen, in den Streitäxten, welche die beiden zur Linken stehenden Kämpen auf der Tafel 6 und 7, Fig. 17 gegen einander erheben, (in der mittlern Gruppe). Auf dieselbe Weise ist auch der hier abgebildete Kämpfer bewaffnet. Er trägt ein Schwert an der Seite und ausserdem eine Streitaxt in jeder Hand, welches Holmbergs Ansicht zu unterstützen scheint, dass dies sogenannte Wurfbeile**) sind. Wir finden mitunter Steinbeile von derselben Form, welche augenscheinlich mit einem Centrumbohrer, höchst wahrscheinlich mit einem stählernen, gebohrt sind, und jetzt, wo wir hier vor unseren Augen einen Mann mit einem Schwerte und ebensolchen Beilen bewaffnet sehen, können

sprochenen Ansicht; denn es ist jedenfalls gewiss, dass das Zinn zu der Bronze, die unserem Norden zu Gute kam, von Westen herstammte, und dass sie auch dort hoch im Preise stand, weil sie nach vielen Ländern hin ausgeführt wurde, die selbst kein Zinn hatten, aber der Bronze bedurften.

*) Ich habe einen grossen Theil derselben in Gesellschaft von A. E. Holmberg besehen, welcher später ein verdienstvolles Bilderwerk darüber herausgegeben hat: „Scandinaviens hällristningar, Stockholm 1848".

**) Wenn solche Wurfbeile wirklich benutzt worden sind, so musste auch das Schaftloch, wie bei diesen, in der Mitte sitzen; nicht wie bei meinen Schaftkeilen, wo es ganz hinauf am obern Ende sitzt und die gewiss nicht als Wurfbeile angewandt werden konnten, sondern als Keile, die mittelst Keulenschlägen in das Holz getrieben wurden; von solchen Schlägen sind auch wirklich Zeichen vorhanden.

wir es uns auch erklären, wie letztere mit einem stählernen Bohrer gebohrt werden konnten. Die Spuren eines Centrumbohrers sehen wir überdies nur bei solchen, wo das Schaftloch nicht ganz fertig geworden ist; bei solchen, wo es ganz fertig ist (selbstverständlich die meisten) kann man nicht sehen, mit welcher Art von Bohrer es gemacht ist. — Einen ferneren Beweis hierfür liefert uns die Beschreibung eines Kampfes, in welchem, noch in einer viel späteren Periode des Eisenalters, ebenfalls Steinwaffen angewandt wurden, nämlich in der Schlacht bei Hastings, wo bekanntlich Wilhelm der Eroberer im Jahre 1066 einen entscheidenden Sieg über Harold davon trug. In der Beschreibung dieses Kampfes heisst es unter anderem: „Jactant Angli cuspides et diversorum generum tela, saevissimasque secures, et lignis imposita saxa.“ (Siehe Caumont: Cours d'Antiquités 1 T. p. 221.) Hieraus sieht man ja deutlich, dass Streitwaffen wie z. B. mit hölzernen Schaften versehene Steinbeile und steinerne Wurfspeerspitzen, noch im 11. Jahrhundert im Gebrauch gewesen sind und wer sich die Mühe geben will, die Urkunden des Mittelalters zu durchsuchen, wird gewiss vielfältige Beweise dafür finden, dass nicht allein bei den Angelsachsen sondern auch bei anderen Völkern, Steinwaffen noch mitten im Eisenalter gebraucht wurden.

Der Leser dürfte somit der Ansicht sein, dass ich jetzt durch unwiderlegliche Data bewiesen habe, dass steinerne Waffen sowohl im Bronzealter, als weit ins Eisenalter hinein, gebraucht worden sind.

Im Zusammenhange mit dem, was weiter oben über die Waffen des Bronzevolkes gesagt worden, ist ebenfalls geäussert, dass die Anführer des hierher übergesiedelten orientalischen Volksstammes sich ausser dem Handel am meisten, wenn nicht gar allein, mit dem Kriegs- und Jagdhandwerke (vielleicht auch mit der Fischerei) beschäftigten, und wir werden später den Beweis liefern, dass sie nicht nur solche Waffen bei uns einführten, wie sie im Oriente gebräuchlich waren, sondern auch die Art der Kriegsführung und verschiedene sonstige Dinge, die dort Brauch waren.

Was Viehzucht, Ackerbau und Gewerbe betrifft, so scheinen diese von dem niederen Volke betrieben worden zu sein, und es sind Gründe für die Annahme vorhanden, dass die Morgenländer Untergebene (Sclaven) mit sich führten, von denen die halbwilden Nordbewohner in solchen Gegenden, wo das Korn gedeihen konnte, auf dieselbe Weise das Land be-

stellen und die Saat einernten lernten, wie es bei ihnen im Süden üblich war. Wir haben Ursache anzunehmen, dass der erste Ackerbau in Scandinavien von diesen Morgenländern herrührt.

Um aber darzuthun, dass dieses und manches andere Ueberreste sind von den Colonisationen der Morgenländer, nicht allein in unserem scandinavischen Norden, sondern auch in anderen europäischen Ländern, wo die Phönicier nachweislich ansässig gewesen sind, glaube ich den Leser an folgende aufschlussgebende Umstände erinnern zu müssen. In vorstehenden Blättern ist Seite 40 erwähnt worden, dass die Phönicier, als sie aus Aegypten vertrieben wurden, sich nach vielen Gegenden Europas und Nordafrikas hin zerstreuten. Wir wollen daher in aller Kürze nachsehen, welche Länder es waren, nach welchen sie sich begaben, und dabei den gründlichen Forschungen folgen, welche Dr. Röth uns mittheilt in seinem gelehrten Werke: Geschichte unserer abendländischen Philosophie. 1 B. pag. 90 und folgende, wobei wir erst versuchen wollen die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, was schon Seite 40 gesagt ist, nämlich, dass während der Zeit von mehr als einem halben Jahrtausend, in welcher die Phönicier in Aegypten wohnten, sowohl in ihre Gottesverehrung, als in ihre übrigen Sitten und ihre Lebensweise sich viel ägyptisches gemischt hat; und dass „dieses von ihnen zu allen den Völkern, mit welchen sie in Verbindung kamen, verpflanzt wurde." (Röth pag. 90, Zeile 26.) Dasselbe bezeugt der gelehrte Movers, besonders rücksichtlich ihrer Religion und ihrer priesterlichen Einrichtungen. Diese Anmerkung ist für unseren Stoff von höchster Wichtigkeit und darf nicht vergessen werden; wir werden später dazu kommen dieselbe anzuwenden. Aber aus derselben Ursache ist es auch von Wichtigkeit zu wissen, welche Länder es waren, in denen die zerstreuten Phönicier sich niederliessen. Es waren zunächst die von ihren Stammverwandten schon bewohnten Landstriche: Phönicien, Cypern und Cilicien u. s. w. (Vergl. hiermit Movers: „die Phönicier" 1, p. 43—44.) Später aber mussten sie sich haufenweise andere Wohnplätze suchen, unter denen einer der ersten Creta war, als deren älteste Bewohner: Phönicier, Karer und Pelasger genannt werden. „Der Name Pelasger" sagt Dr. Röth, „ist durchaus von demselben Stamme, wie Philister, was für jemand, der die orientalischen Sprachen kennt, kaum nachgewiesen zu werden braucht." Von Creta aus verbreitete sich dieser phönicische Stamm von Karern und

Pelasgern über ganz Griechenland, bis nach Italien. (Seite 91.) — — — Auch in den griechischen Berichten kommt dieser Stamm am häufigsten unter dem Namen Pelasger vor. An manchen Orten des griechischen Festlandes werden ferner die Pelasger als die älteren Bewohner genannt, z. B. in Arcadien, Achaia, Athen*), Boeotien, Epirus, besonders bei Dodona, in Thessalien u. s. w. Sie werden ausdrücklich Barbaren, d. h. Nichtgriechen, genannt. In späterer Zeit verschmolzen sie grösstentheils mit den Griechen und sprachen auch griechisch; aber noch zu Herodot's Zeit wurde an den wenigen Orten, wo sie sich unvermischt erhalten hatten, eine den Griechen unverständliche Sprache geredet. Dass aber diese pelasgische Sprache keine andere, als die phönicische war, geht aus einzelnen Ueberresten davon in Orts- und Stammnamen hervor, wie z. B. Dodona, Dodan oder Dedan, welches oft bei den Phöniciern und Hebräern z. B. bei Sanchoniaton, als Name eines phönicischen Volksstammes vorkommt; und im Alten Testamente, als Name einer Insel am persischen Meerbusen, der alten Wohnstätte für Phönicier. Der Name Jonier, bei Homer Jaoner, gehörte, nach Herodot's Zeugniss, ursprünglich einem pelasgischem Volksstamme an, der erst in späterer Zeit griechische Sprache und griechische Sitte annahm. Die Jaoner, Jonier, heissen bei den Hebräern Javan, und dies Wort kommt auch als Name einer Stadt in Südarabien vor. (Vergl. Röth pag. 92.)

Es ist also, mit dem Zeugnisse der Geschichte übereinstimmend, dargethan worden, theils dass die Phönicier überall, wo sie sich niederliessen, auch zu Anfang ihre Gebräuche und ihre Gottesverehrung verbreiteten, weil sie gewöhnlich, wenn nicht immer, mehr Bildung besassen, als die älteren Bewohner der Länder, wo sie sich ansiedelten; theils, dass an den meisten Orten, wo sie ansässig wurden, sowohl sie selbst, wie ihre Sprache allmälig mit der der älteren Einwohner verschmolzen.

Diese beiden Resultate, die wir den Untersuchungen gründlicher Forscher verdanken, sind für unseren Gegenstand ganz besonders wichtig;

*) Es ist merkwürdig, dass Herodot, der sein Werk 456—444 v. Chr. schrieb, recht wohl wusste, dass die Athener ein pelasgisches Volk von ionischem Stamme waren (Herod. 1 Cap. 56), aber nicht, was für eine Sprache die Pelasger redeten. (Cap. 57.) Er wusste nur, dass es eine barbarische d. h. nicht griechische sei und dass sie bei ihrem Uebergange zu den Hellenen auch deren Sprache erlernten.

denn, wenn es wirklich Thatsache ist, dass die Phönicier sich nach Griechenland, Italien und den westeuropäischen Küstenländern hin zerstreuten, so dürfen wir uns auch nicht mehr wundern, wenn wir dort orientalische Gebräuche wiederfinden, welche wir nicht an solchen Orten antreffen, wo nur Völker von indogermanischem oder arianischem Stamme gewohnt haben. Und dies trifft wirklich ein. — Hierdurch lässt sich also das sonst unerklärliche Factum erklären, wie in so weit vom Oriente entlegenen Ländern orientalische Gebräuche auftreten können. Solche orientalische Gebräuche finden wir nicht blos in Griechenland zu der Zeit Homer's, sondern auch längs der europäischen Westküste und auf den dazu gehörenden Inseln; z. B. der orientalische Gebrauch der Streitwagen, das Einernten der Saat nach orientalischer Weise u. s. w., welches weiterhin factisch bewiesen werden soll.

Nun dürfte, der Ordnung gemäss, folgen: durch Abbildungen und Beschreibungen von Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen zu bekräftigen, was wir bereits geäussert haben, dass es ein, dem Norden und dem übrigen Europa fremder Volksstamm war, welcher die Bronze zuerst hier im Norden bei uns einführte. Wie auch ferner dadurch erlernt werden kann, auf welcher Stufe materieller und technischer Bildung diese Colonisten damals standen, sammt, insofern sich dies erforschen lässt, welche Körperformen sie hatten, und endlich sogar, welche physische Veränderungen sie im Wechsel der Zeit und in der langen Dauer des Bronzealters nach und nach erlitten.

Da es jedoch allzu weitläufig werden würde, wenn man hier Abbildungen von allen verschiedenen Formen der Bronzesachen geben wollte, die in scandinavischer Erde gefunden sind, so sind dazu hauptsächlich solche gewählt worden, die für die Erörterung der Sache am aufklärendsten sein dürften.

Zuerst liegt es uns ob, vollständiger als bisher zu beweisen, dass das Volk, welches die Bronze hierher brachte, einem dem Norden und dem Westen fremden Stamme angehörte. Hiervon können wir uns leicht überzeugen, wenn wir vorurtheilsfrei eine Sammlung von Bronzeschwertern untersuchen und die Länge ihrer Griffe betrachten; denn es muss doch wohl einem Jeden klar sein, dass diese Griffe derartig sind, dass sie von den Leuten, für die sie gemacht wurden, auch benutzt werden konnten. Von den Schwertern, mit ganzen Griffen

(Heften), welche hier auf den Taf. 1 u. 2 abgezeichnet sind, haben die Fig. 1, 2, 3, 4 und 13, Hefte von 2 Z. 2 Lin. (56 Millim.) Länge, dagegen hat Fig. 5 ein 3 Z. 2 Lin. (80 Millim.) langes Heft und Fig. 6 desgleichen. Bei näherer Betrachtung finden wir, dass alle Schwerter, die kurze Griffe haben, mehr oder minder mit solchen orientalischen Verzierungen geschmückt sind, wie wir sie Seite 2 und 3 in dieser Arbeit abgebildet sehen, wohingegen alle solche Schwerter, die dreizöllige und noch längere Griffe haben, aller solcher Verzierungen baar sind und ausserdem einem geübten Auge eine schlechtere Fabrikation andeuten. Dieses bereits in der ersten Abtheilung dieser Arbeit angeführte Sachverhältniss habe ich noch wiederum bei einer Untersuchung bestätigt gefunden, die ich neuerdings in den Museen in Stockholm, Lund und Copenhagen anzustellen Gelegenheit hatte. Es kann folglich kein zufälliges sein. Die Länge der Schwertgriffe muss ohne Widerrede die Breite der Hände nachweisen, für die sie gemacht und von denen sie gebraucht worden sind.

Wenn wir nun darüber nachdenken, welche dieser beiden Arten von Schwertern es war, die zuerst von den fremden Colonisten hier eingeführt wurde, so müssen wir sofort einsehen, dass es die mit kurzen Heften und mit orientalischen Verzierungen geschmückten sein mussten, besonders da wir diese Verzierungen an Bronzegeräthen und sonstigen Schöpfungen der Kunst, bis nach Phönicien und Aegypten*) verfolgen können und somit bestimmt nachweisen, dass sie nicht in Europa entstanden, sondern vom

*) Ich habe in den vorstehenden Blättern einige der an unseren Bronzewaffen vorkommenden Figuren zu erklären versucht. Hinsichtlich der Spirale, die an den hübschesten Waffen und Schmucksachen am häufigsten vorkommt, verweise ich auf die Fig. 70—73 auf der Taf. 5. Figur 73 ist nach dem Bruchstücke eines in Sandstein gehauenen Säulenkopfes gezeichnet, der zwischen den Ruinen des alten Theben in Aegypten gefunden wurde und wahrscheinlich vor etwa 4500 Jahren geformt worden ist. Von Aegypten und ägyptischen Monumenten verbreitete sich die Spiralfigur nach Griechenland und wir finden sie dort, aus der Zeit vor dem trojanischen Kriege, in der Schatzkammer des Atreus in Mykenae. Atreus war bekanntlich der Vater von Agamemnon und Menelaus. Das Original zu der obenerwähnten Fig. 73, ist mir nebst der Seite 78 erwähnten einbalsamirten Hand, von dem Herrn Commandeurcapitain C. B. Lilliehöök verehrt worden, welcher sie selbst aus Aegypten mit heimgebracht hat. Genannte Spirale hat 2 Z. 6 Lin. im Durchschnitt. Die 3 anderen Verzierungen Fig. 70, 71, 72 sind Fragmente von Säulenverzierungen. S. Kuglers Gesch. d. Baukunst, p. 143.

Oriente hierher gekommen sind. Ich sehe nicht ein, wie es möglich wäre sich die Sache anders vorzustellen. Denn, wenn wir versuchen wollen zu denken, dass die ersten mit der Bronze hierher übersiedelnden Colonisten Schwerter mit langen Griffen und keine Verzierungen an ihren Waffen und Schmucksachen hatten, sondern dass sie es hier lernten, sie mit den orientalischen Figuren zu schmücken, wie wir deren heut zu Tage antreffen; so ist es mir unmöglich zu fassen, von wem sie diese orientalische Kunst hier gelernt haben sollten. Und, was noch widersinniger wäre: ihre Hände, die erst breit wie die unseren und wie die gewöhnlichen germanischen waren, hätten alsdann nach und nach einschrumpfen und immer schmäler werden müssen, so dass sie die Griffe der schön verzierten Schwerter zu fassen vermochten. Man dürfte bei dem geringsten Nachdenken finden, dass eine solche Annahme ungereimt wäre. Dahingegen ist es sehr leicht einzusehen, dass die Colonisten, welche unvermischt, mit ihren orientalischen Körperformen und für dieselben passenden Waffen und mit ihren schön geformten mit Verzierungen bedeckten Schmucksachen hierher kamen, sich im Laufe der Zeit und nach mancherlei politischen Veränderungen mit (den Mächtigeren unter) den Eingeborenen haben vermischen können und müssen, und dass ihre Nachkommen, in Folge dieser Vermischung, bei kleinem mehr und mehr, und in einem entfernten Verwandtschaftsgrade, ganz und gar die Körperformen der Eingeborenen bekommen mussten. Dass diese Veränderung allmälig geschah, ist leicht begreiflich und wir finden deswegen Uebergänge von beiden Arten von Schwertern. Wir treffen nämlich theils solche: mit Verzierungen, die sich durch die Länge des Heftes den langgriffigen nähern: theils solche ohne Verzierungen, die sich durch die Kürze des Griffs den mit Verzierungen geschmückten nähern. Dieser Ansicht gemäss können wir bei der Betrachtung einer antiquarischen Bronzesammlung fast immer die Sachen aus der ältesten Periode des Bronzealters, von denen der mittleren oder jüngsten unterscheiden, selbst dann, wenn der Handgriff nicht vollständig ist. Die Erstgenannten sind meistentheils hübsch geformt und geschmackvoll verziert. Hierzu gehört unter anderen das schöne Schwert, Taf. 2, Fig. 10, 10 a. mit ungewöhnlich schönem, glänzendem, dunkelgrünem aerugo nobilis, und mit krummgebogenen, zackigen Figuren geschmückt, die in gewissen Gegenden nicht selten auf Bronzewaffen vorkommen. Auch auf Bronzegeräthen aus anderen Gegenden findet man

ähnliche, z. B. auf den Rasirmessern Taf. 36 in den „Nordiske Oldsager.‘ Dahingegen halte ich das Schwert, Fig. 9, für eines der später fabricirten, denn es ist schlechter gemacht und hat dicht an der Griffzunge einen losen Bronzering (siehe Taf. 5 Fig. 60), der sich an dem oberen Ende der Scheide befunden hat; und an dieser hat sich etwas unterhalb des Ringes, mit einem Nagel befestigt, die eiserne Oese mit ihrem eisernen Bügel befunden, welche nebst dem Ringe in Fig. 61 abgebildet ist. Durch den Bügel ist das Gehänge gegangen, welches entweder an einem Gürtel um den Leib getragen, oder über die Schulter des Kriegers gehängt wurde.

Im engsten Zusammenhange mit den kurzgriffigen Schwertern stehen die kleinen Armbänder aus Bronze und Gold, welche ebenfalls dem eigentlichen Bronzealter angehören. Diese Armbänder oder Armringe sind oft so klein, dass sie von einem ausgewachsenen Frauenzimmer des Stammes, welcher jetzt das westliche und nördliche Europa bewohnt, unmöglich über die Hand bis auf den Arm geschoben werden können; sie beweisen somit, dass die Frauen, welche sie ehemals getragen haben, verhältnissmässig ebenso schmale Hände gehabt haben müssen, wie die Männer, welche die kurzen Schwertgriffe gebrauchen konnten. Die hier Taf. 3 Fig. 26 u. 27 abgezeichneten sind etwas grösser, und haben an der Innenseite einen Durchmesser von 2 Z. 4 Lin. Das spiralförmige Armband Taf 5 Fig. 68 hat ungefähr denselben Durchmesser.

Aus dem, was oben über die allmälig eingetretene Veränderung der Bronzewaffen gesagt worden, geht hervor, dass die Phönicier hier lange Zeit hindurch wohnhaft gewesen, und schliesslich auch hier mit den älteren Bewohnern des Landes verschmolzen sind; ganz so, wie wir es an allen anderen Orten beobachtet haben, wo die Phönicier sich unter einem fremden Volke niederliessen, und wo sie ebenfalls schliesslich aufhörten ein eigenes Volk zu sein, während ihre Sprache in der Landessprache aufging. Vergl. Seite 93.

Da nun solches an allen anderen Orten, wo die Phönicier sich niedergelassen haben, wirklich eingetreten ist, so wäre es doch auffallend, wenn es nicht auch im westlichen und nördlichen Europa eingetreten wäre*).

*) Ein ausgezeichneter Philologe in Dublin erklärte sich fest davon überzeugt, dass niemals Phönicier in Irland gewesen wären, weil er in der alten Landessprache keine semitischen Wörter gefunden hätte. Ich achte die Ueberzeugung eines Jeden, aber diese vermag ich nicht zu theilen. In Griechenland trifft man

Es soll jemand die Einwendung gemacht haben, dass es freilich ein Volk mit schmalen Händen gewesen sei, welches die Bronze hier eingeführt habe, aber dass es auch ein ostindisches Volk habe sein können. Hierauf antworte ich, dass die Verzierungen an den Waffen und Schmucksachen seinen Ursprung verrathen. Wir finden diese bei keinem ostindischen oder indogermanischen Volke; bei den Phöniciern und Aegyptern aber können wir sie bis in die älteste Zeit verfolgen, so weit die Erinnerung des Menschen hinreicht.

Meines Erachtens ist jetzt mehr als hinreichend bewiesen worden, dass die Bronze durch die Phönicier hierher nach dem Norden gekommen ist; dass sie selbst sie hergebracht haben, und dass sie lange Zeit durch hier wohnhaft gewesen sind.

Da wir nun im Begriff sind, das relative Alter der phönicischen Kunstgegenstände zu bestimmen, so wollen wir auch das relative Alter des Kivikmonumentes anzugeben suchen, von welchem unsere Untersuchungen ausgegangen sind. Dass es dem Bronzealter angehört, geht auf den ersten Blick deutlich aus den Bronzeäxten hervor, welche auf dem ersten Steine zur Rechten abgebildet sind. Sie gleichen vollkommen der Bronzeaxt, welche ich (nach den „Nordiske Oldsager“ Fig. 112) hier auf der Taf. 3, 34 habe abbilden lassen; dieselbe ist der Fig. 113 in Nord. Olds. am ähnlichsten und diese hat wiederum grosse Aehnlichkeit mit einer anderen aus Schonen, die ich hier Taf. 3 Fig. 35 habe abzeichnen lassen. Aber niemand wird bezweifeln können, dass alle diese drei Aexte aus der ältesten Zeit der Bronzeperiode hier im Norden herrühren, welches sowohl die Form, als die Verzierungen deutlich beweisen. Auch die anderen Figuren zeugen von dem hohen Alter des Monumentes: die Zickzackfiguren, die Räder mit vier Speichen, welche zeigen, dass man sich die Räder, die man so darstellte, als aus Metall gegossen denken musste.

die einzigen Spuren von der Sprache der Phönicier in Localnamen und auch in Irland soll es deren viele geben, die an die Phönicier und deren Cultus erinnern. — wir finden sogar einzelne davon bei uns in Schweden und Norwegen. In der Nähe von Marseille findet man weder im Italienischen, noch im Französischen semitische Wörter, und doch weiss man jetzt, dass an letztgenanntem Orte phönicische Priester gewesen sind, die in phönicischer Sprache ihren Gottesdienst gehalten haben. Ob in solchen Ländern, wo lange Juden wohnhaft gewesen sind, semitische Wörter in die Landessprache eingedrungen sind, ist mir nicht bekannt.

denn hölzerne Räder mit nur vier Speichen würden nicht zum Fahren taugen, was jeder Stellmacher bezeugen kann; Opferpriester in ägyptischem Priestergewande, mit dem Capuchon, welches in einer Spitze über die Stirn hervorsteht; die krummen Heerhörner, die wir Taf. 4 Fig. 50 abgebildet finden, und endlich das symbolische Bild des Sonnengottes in der Gestalt eines Kegels oder einer Pyramide. Alles dieses scheint mir das hohe Alter des Monumentes hinlänglich zu beweisen. Aber es ist noch ein anderer unwiderleglicher Beweis vorhanden. Es liegt nämlich klar zu Tage, dass dieses Monument mit seinen Opferpriestern u. s. w. derselben Zeitperiode angehört, als der für die Opfer bestimmte Kesselwagen, der in derselben Gegend des Landes gefunden wurde und hier pag. 28 abgebildet ist. Niemand wird bezweifeln wollen, dass dieser derselben Zeit angehört, wie der zu Peccatel in Meklenburg gefundene, der diesem überdies sehr ähnlich ist. In demselben Hügel, in welchem jener Wagen gefunden wurde, lag auch das Bronzeschwert, welches hier Taf. 2 Fig. 11 nach Herrn Lisch's Zeichnung in den Meklenb. Jahrb. IX Fig. 5 abgebildet ist; und dieses Schwert stammt ohne Widerrede, wegen seines kurzen 2 Zoll. 2 Lin. messenden Heftes, und wegen seiner schönen Form, aus der ältesten Zeit des Bronzealters hier im Norden. Nach allen hier dargelegten Beweisen kann kein unparteiischer Mann daran zweifeln, dass das Kivikmonument aus der ältesten Zeit der Bronzeperiode hier im Norden herrührt.

Aber jetzt dürfte man fragen: Wann war denn die älteste Zeit für die Bronzeperiode hier im Norden? Diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten ist bis jetzt unmöglich und wird auch vermuthlich hinfort unmöglich bleiben. Es sind bereits Seite 69 und 71 mehre Beweise dafür angeführt worden, dass die Bronzeperiode viel frühzeitiger hier im Norden begonnen hat, als man es sich bis jetzt vorgestellt zu haben scheint. Ausser den in der obengenannten und mehren anderen Stellen niedergelegten Beweisen, dass die Phönicier schon in uralten Zeiten Handel mit Westeuropa trieben, haben wir noch andere untrügliche Beweise dafür, dass sie auch im südlichen Schweden in einer sehr entfernten Zeit ihre Stationen hatten und ihren Handel trieben. In unseren ältesten Torfmooren in Schonen, denselben, in welchen Skelette von Auerochsen und Schildkröten liegen, und die folglich auf eine Zeit hindeuten, die nicht fern von derjenigen liegt, in welcher die schonische und die preussische Küste

noch ein zusammenhängendes Land bildeten, treffen wir nebst Geräthschaften aus Feuerstein, auch Schmucksachen aus Bernstein und mit diesen vermischt, auch Glassperlen*), welche somit Zeugniss von dem Tauschhandel der Phönicier mit den Wilden ablegen und zwar zu einer Zeit, wo hier im Lande noch Auerochsen und Schildkröten lebten. Vergl. Nilss. Scand. Fauna I pag. 531, III pag. 10. Dass die hier im Lande ansässigen Morgenländer die Hörner der Auerochsen, welche also damals noch in den Wäldern lebten, vielfältig zu ihren Kriegstrompeten benutzten, geht aus dem hier Taf. 4 Fig. 50 abgezeichneten Heerhorne aus Bronze hervor, welches unbestreitlich nach dem Modelle eines Auerochsenhornes gemacht ist. Dieselbe krummgebogene Form sehen wir an den Heerhörnern, welche auf dem Steine No. 8 des Kivikmonumentes abgebildet sind.

Aus allem diesem lässt sich, wie mir scheint, unbestreitbar folgern, dass der Beginn der Bronzeperiode oder, was damit gleichbedeutend ist, der Anfang von dem Handel der Phönicier hier im Norden, so weit in der Vorzeit zurückliegt, dass wir uns davon keine eigentliche Vorstellung gemacht haben. Soviel dürften wir also, wie es scheint, festsetzen, dass der Handel der Morgenländer mit unserem Norden schon von den Tyrern betrieben wurde, und seinem Beginne nach, viel älter ist, als Carthago, welches ungefähr 800 v. Chr. gegründet wurde. Er wurde jedoch von den Car-

*) Ich möchte mir erlauben hier anzuführen, was ich in den: Ureinwohnern des Nordens I, pag. 46 über die Glassperlen geäussert habe, von welchen man Taf. IX, Fig. 118, 119 mehre Abbildungen findet. „Sie sind von sehr roher Arbeit. Das Loch darin ist nicht gebohrt, sondern entweder geblasen oder mit einem härteren Instrumente aus Metall oder gebranntem Thon durch die geschmolzene Masse gestochen. Von Schleifung findet man keine andere Spur, als dass die an der einen Seite des Loches hervorstehende Kante bisweilen abgeschliffen ist. Sie weisen also auf die Kindheit der Glassschmelzerei hin; aber es ist dessenungeachtet kaum anzunehmen, dass sie von demselben Volke fabricirt seien, welches steinerne Aexte und Meissel führte. Sie deuten ohne Zweifel auf ein fremdes Volk hin, das mit den wilden Ureinwohnern Scandinaviens in Handelsbeziehungen stand und von ihnen für Glassperlen u. dgl. Sachen, Bernstein, Rauchwerk und andere Producte eintauschte, auf dieselbe Weise, wie noch jetzt der Tauschhandel zwischen Europäern und den Wilden der Südseeinseln oder in Nordamerika getrieben wird.“ Ich schrieb dieses vor 20 Jahren, und habe trotz der seitdem fortgesetzten Untersuchungen keine Veranlassung gefunden etwas daran zu ändern.

thagern, und später von den Massiliern fortgesetzt. Wie lange diese Periode gedauert, und zu welcher Zeit sie hier im Norden aufgehört hat, können wir nicht bestimmen; doch sind viele Gründe für die Annahme vorhanden, dass sie sehr lange Zeit hindurch gedauert hat.

Aber wenn es sich nur darum handelt, blos relativ d. h. im Verhältniss zu den anderen Culturperioden, den Beginn und das Ende dieser höchst merkwürdigen und dem Norden ursprünglich fremden Culturperiode zu bestimmen, so müssen wir, wie mir scheint, zuerst genau bestimmen, was wir darunter verstehen; und um so viel wie möglich zu vermeiden, dass man mich missverstehe, will ich hier auseinandersetzen, was ich, meinestheils, unter einer jeden der drei vorliegenden Culturperioden verstehe. Ich verstehe also unter

1) dem Steinalter, die Zeit in dem Culturzustande eines Volkes, wo es nur Stein, Holz und Bein u. s. w. zu Waffen und Werkzeugen benutzte.

2) unter dem Bronzealter, die Zeit, wo Schnittwaffen und andere scharfe Geräthschaften von Bronze waren und

3) unter dem Eisenalter, die Zeit, wo alle Schnittwaffen und andere scharfe Geräthschaften von Eisen, alle Bronzewaffen aber abgelegt waren.

Man dürfte hieraus leicht ersehen, dass ich meinestheils nicht annehme, dass Homer oder seine Helden in dem Eisenalter gelebt haben, obgleich in seinen Schriften das Eisen oftmals genannt wird; denn die meisten Schnittwaffen, von denen die Rede ist und so viel ich mich erinnern kann, alle beschriebenen Waffen: Schwerter, Lanzen, Pfeile, waren von Bronze, und der Form nach ganz gleich mit denen, die bei uns in der Erde gefunden werden.

Die Zeit für die Benutzung dieser Waffen von den Griechen wird sehr verschieden angegeben. Die Zerstörung Troja's wird von einigen auf 1270, von anderen auf 1183 v. Chr. festgesetzt, und zwei oder drei Jahrhunderte später, ungefähr 900 v. Chr. soll Homer gelebt haben.

Später treffen wir die Bronze bei den Massageten, einem scythischen Volksstamme, der in einer weitgedehnten Ebene östlich vom kaspischen Meere wohnte. Herodot, welcher sie beschreibt, sagt, dass sie zu allem Gold und Bronze anwandten. Zu ihren Speeren, Pfeilspitzen und Streitäxten gebrauchten sie nichts anderes als Bronze, zu dem Geschmeide Gold.

Herod. I Cap. 215. Der Leser wird sich erinnern, dass es Tomyris, die Königin dieser Scythen, war, gegen welche Cyrus in den Krieg zog. Nachdem er ihre Armee geschlagen und ihren Sohn gefangen genommen hatte, der sich aus Gram selbst entleibte, sammelte sie abermals ein Heer, schlug die Perser und tödtete Cyrus. Dieses soll sich 530 Jahre v. Chr. zugetragen haben. Wir lernen somit hieraus, zu welcher Zeit die Bronze von den Massageten benutzt wurde.

Noch später spüren wir Bronzewaffen bei den Carthagern in der Schlacht bei Cannae, 216 v. Chr. — Strabo, welcher im Jahre 50 v. Chr. geboren wurde und im Jahre 20 n. Chr. starb, erzählt, dass Kaufleute Bronzesachen nach den Zinninseln führen (Strobo I p. 145 unten); und an einer anderen Stelle sagt er, dass Zinn von Britannien nach Massilia ausgeführt wurde; (Strabo I p. 122, 18;) aber hieraus lässt sich nicht folgern, dass alles dies noch zu Strabo's Zeiten geschah, denn er hat seine Berichte von weit älteren Schriftstellern: Polybius, Posidonius etc. und diese vielleicht von noch älteren gesammelt. Hierdurch erhalten wir somit keine Anleitung, um das Bronzealter hier im Norden zu bestimmen. Dass es in sehr früher Zeit begonnen, haben wir mit mehren Gründen zu belegen gesucht, und wir werden deren noch mehre anführen; und dass es früher geendet, als man es sich gewöhnlich vorstellt, dürfte gleichfalls zu beweisen sein. Mittlerweile geht aus den hier angeführten Gründen deutlich hervor, dass es hier während eines sehr langen Zeitraumes bestanden; und es scheint mehr als wahrscheinlich, dass es wenigstens bis zu 3 bis 400 Jahren vor Chr. Geburt fortgedauert hat.

Um diese Zeit traf hier im Norden ein Reisender mit Namen Pytheas ein, von dessen: „Reise nach Thule" wir hier einige der noch vorhandenen Bruchstücke zu erklären und zu zeigen versuchen wollen, dass unsere hier ausgesprochenen Ansichten über den Aufenthalt der Phönicier hierorts dadurch noch mehr bestätigt werden.

Pytheas, welcher aus dem altes Masilia, dem heutigen Marseille, gebürtig war, unternahm seine Reise nach Norden um das Jahr 350 v. Chr. also vor etwa 2200 Jahren*).

Es ist bekannt, dass über diese merkwürdige Reise nur einzelne

*) Bessel (Ueber Pytheas von Massilien, pag. 8) nimmt als wahrscheinlich an, dass Pytheas zwischen 366 und 327 v. Chr. reiste. Da das Jahr nun doch auf keinen Fall genau zu bestimmen ist, so habe ich die runde Zahl 350 ange-

Bruchstücke vorhanden sind, angeführt von diesem und jenem griechischen und römischen Schriftsteller, und zwar nicht selten in der deutlichen Absicht, den Verfasser lächerlich zu machen und darzuthun, dass das Meiste, was er erzählt, reine Erdichtung sei.

Dieses unmilde Urtheil hatte seinen Grund darin, dass weder Grieche noch Römer ihn verstand, denn keiner von ihnen hatte zu damaliger Zeit die Polargegenden besucht, die Pytheas beschrieb. Daher mussten auch verschiedene Naturerscheinungen, die er dort gesehen haben wollte, und nach der Heimkehr seinen Landsleuten zu beschreiben versuchte, von diesen für Fabel und Grosssprecherei gehalten werden. Sie haben dieselben in der That bisweilen in ihren Schriften auf eine Weise dargestellt, die uns deutlich zeigt, dass sie sie weder verstanden noch verstehen wollten. Um dieses zu beweisen, brauchen wir nur folgende Stelle des Strabo anzuführen: „Danach erzählt er (Pytheas) von der Gegend um Thule, dass es dort weder Land noch Meer, noch Luft mehr giebt, sondern eine aus diesen zusammengesetzte Masse, einer Meerlunge ähnlich, worin, wie er sagt, Erde und Meer und alles schaukelt" u. s. w. Dieses Referat ist offenbar falsch, indem er (Strabo) erst den Pytheas sagen lässt, dass bei Thule weder Land noch Meer noch Luft da sei, und gleich darauf, dass in dieser einer Meerlunge ähnlichen Masse Erde und Meer und alles schaukele.

Strabo wollte das ihm Unerklärliche in der Erzählung des Pytheas, noch unerklärlicher und geradezu ungereimt darstellen, um zu zeigen, was für ein Lügenheld Pytheas sei. Und die einzige Ursache zu diesem geheimen Grolle liegt darin, dass es gegen das geographische System des Strabo stritt, dass die Erde soweit hinauf nach Norden noch von Menschen bewohnt sein solle. Was Pytheas hier erzählt, ist trotz dem unrichtigen Referate sehr leicht zu verstehen: er hat die nordische Naturerscheinung, von der er Zeuge war, nach der Natur geschildert, welches weiterhin factisch bewiesen werden soll.

Aber die späteren Erklärer des Pytheas, und unter diesen unsere eigenen Zeitgenossen; haben ihn nicht viel besser verstanden, als Polybius und Strabo. Wie sie das Phänomen bei Thule, welches Pytheas mit einer Menge von Medusen vergleicht, für im Polarmeer schwimmende Eisberge,

nommen; wobei doch erwähnt werden muss, dass wir zum wenigsten das mit voller Gewissheit wissen, dass diese Reise im 4. Jahrhundert vor Chr. stattfand.

oder für Sanddünen an der Küste von Jütland erklären konnten; oder die übertriebenen Angaben des Plinius über Ebbe und Fluth (aestus maris) bei England, für den Geiser auf Island etc., das ist mir zum wenigsten durchaus unbegreiflich *). Ebenso auffällig dürfte es erscheinen, dass, obwohl man deutlich einsieht, dass verschiedene Naturerscheinungen des hohen Nordens von Pytheas beschrieben worden sind, dennoch, meines Wissens, ausser mir **), kein anderer Naturhistoriker dieselben zu erklären versucht hat.

Die Erklärer des Pytheas sind in anderen Dingen: in der Astronomie, Philologie, Geographie u. s. w. äusserst gründliche und gelehrte Männer gewesen, weshalb seinen ausgezeichneten Verdiensten um die Astronomie, Geographie u. s. w. auch vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ist; aber die Naturverhältnisse des Nordens, welche Pytheas beschreibt, haben sie nicht gekannt und haben es auch nicht für nothwendig erachtet, sich darüber zu unterrichten. Dadurch sind denn eine Menge mehr oder minder gelehrte Auslegungen entstanden, ohne dass von den Verfassern derselben von nur zwei in einem einzigen wesentlichen Punkte rücksichtlich der Erklärung auch dieses merkwürdigen Textes, vollkommen gleicher Ansicht gewesen wären. Der spätere Verfasser widerlegt stets seine Vorgänger, und so wird die Sache, dem Anscheine nach, auch ferner betrieben werden, so lange sie von Gelehrten behandelt wird, die keine eigene Erfahrungen in den nordischen Naturverhältnissen besitzen. Daher ist es auch gekommen, dass die Meinungen über die Lage von dem Thule d. h. von der Gegend des Nordens, über die Pytheas zuerst Licht verbreitete, bis auf den heutigen Tag getheilt gewesen sind.

Die Ursache, warum ich nochmals einen Versuch mache die Reise des Pytheas zu erklären, und zwar ausführlicher, als dies vor 25 Jahren geschehen ist, liegt darin, dass ich bei der Bearbeitung des scandinavischen Bronzealters dahin gekommen bin, sie von einem anderen Gesichtspunkte

*) Ein, übrigens in vieler Hinsicht, gelehrter und verdienstvoller Schriftsteller, W. Bessel, hat in seiner oben citirten Schrift: „Ueber Pytheas von Massilien," Seite 47—49 eine ausführliche und gelehrte Erklärung über vorliegenden Passus gegeben, auf welche ich den Leser verweisen möchte, obschon ich meinestheils nicht damit übereinstimmen kann.

**) Commentarien zur Reise des Pytheas von S. Nilsson. Zeitschrift der physiographischen Gesellschaft 1837 pag. 44.

zu betrachten, von welchem sie noch niemand, so viel ich weiss, betrachtet hat, und der sie in den innigsten Zusammenhang mit den Untersuchungen in Betreff des Bronzealters und dem damit hier im Norden gleichzeitigen Baalscultus bringt. Es ist mir nämlich klar geworden, dass Pytheas erstens: phönicischer Baalsdiener war, und zweitens: dass seine Reise hier im Norden während der Bronzeperiode stattfand.

Diese beiden Umstände, welche so gut wie historisch zu beweisen sind, geben uns, wie mir scheint, bei der Erklärung der Reisefragmente des Pytheas, einen bis dahin vermissten Leitfaden in die Hand; denn sie geben uns Anleitung den Weg, den er während seiner Reise im Norden verfolgte, mit ziemlicher Gewissheit zu erkennen, wie auch ferner, dass er mit dieser Reise noch einen anderen Zweck, als den reinwissenschaftlichen, verband.

Um nun zu beweisen, dass Pytheas ein phönicischer Sonnenanbeter war, muss ich mir erlauben die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Zustände in Pytheas Geburtsstadt, Marseille, hinzulenken, d. h. in Betreff der Religion, welche dort geübt wurde.

Die Stadt, welche gegenwärtig Marseille genannt wird, hiess bei den Griechen Massalia, bei den Römern Massilia. Sie wurde um das Jahr 600 v. Chr. von Joniern aus Phocäa in Kleinasien gegründet. Dass die Jonier von pelasgischem, d. h. von phönicisch-griechischem Stamme sind, ist bereits Seite 93 gesagt worden, ebenso, dass sie, als sie nach Griechenland übersiedelten, eine barbarische Sprache redeten, dass sie, als sie sich mit den Griechen vermischten, auch nach und nach deren Sprache annahmen, und später ein für sich bestehendes Volk zu sein, aufhörten. Die Jonier von Phocäa waren die ersten unter den Griechen, welche längere Seereisen unternahmen, und am Adriatischen Meere, auf Corsica, in Mittelitalien, Gallien und Spanien, zahlreiche Colonien anlegten. Die berühmteste derselben wurde Massalia.

Es wird erzählt, sagt Strabo (IV. 1, 4, Paris. Aufl. 1, pag. 148, 52), dass die Phönicier, als sie bereit waren sich auf den Weg zu machen um diese Colonie anzulegen, einen Orakelspruch empfingen, der ihnen anbefahl von der ephesischen Diana (d. i. dieselbe Göttin, wie die Astarte der Phönicier) einen Anführer für die Reise anzunehmen. Um diesem Befehle nachzukommen, legten sie bei Ephesus an und erkundigten sich, auf welche Weise sie diesen Auftrag zu vollziehen vermöchten. Da offenbarte sich die Göttin der Aristarche, einer der geachtetsten Tempelfrauen, im

Traume und befahl ihr, ein Abbild von allen Heiligthümern mit sich zu nehmen und mit den Phocäern abzureisen. Nachdem dieses geschehen war, legten sie die Colonie Massalia an, bauten der Diana einen Tempel, setzten die Aristarche zur Priesterin ein und hielten sie in grossen Ehren. Schon in Phocäa hatten sie den Sonnengott Apollo, d. h. den phönicischen Baal, angebetet, dessen Verehrung, wie Strabo sagt, allen Joniern gemein ist, gleichwie die Epheser der Diana huldigen. Nun wurden die Heiligthümer beider nach Massalia verlegt. Strabo sagt ebenfalls, dass sich (zu seiner Zeit?) innerhalb der Befestigung ein Tempel der Diana und ein Tempel des Apollo befanden. Es verdient bemerkt zu werden, dass sich noch zu unserer Zeit Spuren dieser Götzentempel angefunden haben. Nach dem „Dictionnaire générale de Biographie et d'Histoire, Paris 1857," giebt es noch jetzt in Marseille eine alte Kirche, welche ehemals ein Tempel der Diana*) gewesen sein soll; und vor einigen Jahren, hat man unter den Trümmern eines niedergebrochenen, ebenfalls in der Altstadt unweit la Major belegenen Hauses, eine alte Tafel mit phönicischer Inschrift gefunden, welche ausweist, dass sie in einem Baalstempel aufgestellt gewesen ist und Verhaltungsregeln für die Opfernden enthält**). Sie ist von dem gelehrten Dr. Movers in seinem Werke: „Das Opferwesen der Carthager. Breslau 1847," beschrieben und abgezeichnet worden, und giebt uns einen höchst merkwürdigen Aufschluss über diese phönicische Colonie. — Wir werden später hierauf zurückkommen.

Strabo beschreibt den Hafen und die Stadt, als zu seiner Zeit ungemein prächtig und sagt, dass die Verfassung derselben republikanisch sei. Dasselbe geht aus der Steintafel hervor, welche ausserdem mittheilt, dass daselbst, gleichwie in Carthago, Suffeten waren, und dass besonders das Religionswesen ganz nach carthagischem Brauch eingerichtet war. Die Massilier trieben vorzüglich Schifffahrt und Handel, doch eroberten sie auch einige umliegende Landstriche, woselbst sie auch verschiedene Colonien gründeten.

Als Pytheas 350 v. Chr. von Massilia nach Norden reiste, hatte die Colonie demnach 250 Jahre bestanden und war noch in stetem Empor-

*) On remarque l'ancienne cathédrale, dite la Major, qui était un temple de Diane.

**) Dieselbe wird in dem Museum zu Marseille aufgehoben; ein Gypsabdruck davon befindet sich in der Bibliothek zu Paris.

blühen begriffen. Da nun die Religion daselbst von Anbeginn an die phönicische gewesen war; da es dort Tempel sowohl für den Cultus des Sonnengottes Baal, als für den der Naturgöttin Astarte, gab und so viel bekannt ist, keinen anderen Gottesdienst als diesen — wovon man desto mehr überzeugt sein darf, da man weiss, dass es ausser den Juden kein Volk gegeben hat, welches so fest an seine Religion und an die Beobachtung aller ihrer Ceremonien gehalten hat, wie die Phönicier — (hierüber mehr weiterhin,) so ist kein Grund vorhanden daran zu zweifeln, dass auch Pytheas derselben phönicischen Religion angehörte, zu welcher sich die Stadt und die ganze Colonie bekannte; vorzüglich, da es historisch gewiss ist, dass dieselbe sich dort noch lange Zeit nach Pytheas erhielt. Dieses wird unter anderm auch durch Folgendes bewiesen. Als die Colonie Massalia durch ihren Handel zu einem reichen, mächtigen Staate emporgeblüht war, so dass sie sogar die Römer bei ihren Eroberungen unterstützen konnte, da liessen diese, den Massiliern zu Ehren, auf dem Aventinischen Berge (in Rom) ein Bild der Diana errichten, und zwar in derselben Form und Stellung, wie diejenige zu Massilia, woselbst diese Göttin, nach Strabo's ausdrücklichem Zeugnisse ebenso heilig gehalten wurde, wie in Ephesus selbst. (Vergl. pag. 68.) Dieses in Betreff des phönicischen Cultus in Massilia vor und nach der Zeit des Pytheas.

Was nun das Bronzealter betrifft, so scheint es sicher, dass dieses noch fortdauerte; denn noch über 130 Jahre später trugen die Soldaten Hannibals in der Schlacht bei Cannae (216 v. Chr.) Bronzeschwerter gleich denjenigen, welche bei uns aus der Erde aufgegraben werden und worüber bereits mancherlei erwähnt ist.

Das Freundschaftsverhältniss mit den Römern hielt sich lange und während der Zeit entwickelte sich noch ein anderes Verhältniss, dass in ethnographischer Beziehung zu merkwürdig ist, um es mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Mit der wachsenden Macht der Massilier stieg auch ihre Entwicklung in den Wissenschaften und schönen Künsten; und merkwürdigerweise trat hier ganz dasselbe ein, was dereinst in Athen eingetreten war. Ueber diesen Staat erzählt Herodot (I 56), dass der lydische König Crösus, als er bei dem Orakel zu Delphi darum anfragen liess, welche Stämme die mächtigsten in Griechenland seien und um wessen Freundschaft er sich dort bemühen müsse, zur Antwort erhielt, dass es dort zwei ursprünglich getrennte Stämme gäbe, welche in höherem Ansehen

ständen, als die übrigen, nämlich: die Lacedämonier von dorischem Stamme und die Athener von ionischem Stamme. Die Jonier waren ein pelasgisches Volk, welches sich bei den Athenern niederliess und, wie alle Pelasger, eine barbarische Sprache redete. Bei dem Uebergange zu den Hellenen lernten sie auch deren Sprache reden und darin, nämlich in der Reinheit und dem Wohllaute der Sprache, hat das Attische Volk bekanntlich, wie auch in manchen anderen Dingen, alle anderen übertroffen, so dass die reichen und vornehmen Römer, welche, der Sitte jener Zeit gemäss ihre Söhne nach Griechenland schickten, damit sie dort die griechische Sprache und griechische Bildung aus dem Grunde lernten — dieselben immer nach Athen zu schicken pflegten. Etwas ganz Aehnliches trat in Massilia ein, dessen Einwohner ursprünglich von demselben pelasgischen Stamme waren, wie die Athener. Sie legten öffentliche Unterrichtsanstalten an, in denen hauptsächlich Beredtsamkeit und Philosophie gelehrt wurden, und sie brachten es darin so weit, dass sogar die vornehmsten Römer statt nach Athen, nach Massilia reisten, um dort griechische Sprache und Literatur zu studiren. (Strabo IV. 1, 5 Par. p. 150.)

Als ein fernerer Beweis von dem freundschaftlichen Verhältnisse der Massilier zu den Römern kann gelten, dass der römische Feldherr Marius, welcher bemerkte, dass die Flussmündungen allmälig vom Schlamme verstopft wurden, was den Einlauf zur Stadt sehr erschwerte, dort einen Canal graben liess, welcher den grösseren Theil des Flusses aufnahm, und diesen Canal schenkte er den Massiliern, welche grossen Vortheil daraus zogen und von allen, die dort aus- und einliefen, einen Zoll erhoben. Der Tempel der ephesischen Diana stand auf der Insel, welche durch die beiden Flussmündungen gebildet wurde. Es wurden ferner Wacht- und Leuchtthürme angelegt, um den Seefahrern den Weg zum Einlauf des Hafens zu zeigen. Auch diese waren folglich nach phönicischer Weise eingerichtet. Dass in Massilia Münzen mit dem Bilde Apollo's (des Sonnengottes) geprägt wurden, ist bereits an anderem Orte erwähnt worden. Aber den Beweis, dass es in Massilia nicht allein phönicischen Gottesdienst gab, sondern sogar auch phönicische Priester, die ihren Tempeldienst in phönicischer Sprache verrichteten, den liefert uns die obenerwähnte Steintafel, welche in genannter Sprache die Vorschriften enthält, die beim Opfern zu beobachten waren.

Ich habe es für nothwendig erachtet, dass man sich diese Verhältnisse

klar veranschauliche, damit man die Bedeutung von der Reise des Pytheas, die von hier ausging, richtig aufzufassen vermöge.

Also — um den Hauptinhalt dessen, was hier bewiesen ist, noch einmal zu wiederholen: Obgleich Pytheas, gleich den übrigen Massiliern seiner Zeit, sein Werk in griechischer Sprache geschrieben hat, so war er doch so gut wie sie, ein Verehrer Baals und der Astarte. Wenn er also, wie ich darzuthun suchen will, längs der Westküste von Europa bis nach dem Polarkreise hinaufging, so traf er auf dieser Reise überall Religionsgenossen, ja sogar Stammverwandte, denn ich habe bereits früher zu beweisen gesucht, dass sich noch jetzt, nach Jahrtausenden, unter den Küstenbewohnern bis über Lofoden hinaus, frische Spuren von phönicischem Baalscultus finden, und hier will ich darzuthun suchen, dass Pytheas diese Westküste wirklich bis nach den Polargegenden hinauf besucht hat.

Wenn man diese Verhältnisse näher in Betracht nimmt, so liegt es klar auf der Hand, dass Pytheas, welcher eigentlich Astronom und Geograph war, von der massilischen Regierung oder vielleicht gar von einigen reichen Kaufleuten ausgesandt wurde, um neben dem Einsammeln mancherlei astronomischer und geographischer Notizen, auch Erkundigungen über die Länder des westlichen und nördlichen Europa einzuziehen, mit welchen erst die Tyrer, darauf die Carthager einen vortheilhaften Handel getrieben hatten und an dem die Massilier als gute Kaufleute sich zu betheiligen wünschten. Es scheint ihnen auch wirklich gelungen zu sein, denn Strabo sagt ausdrücklich, dass das Zinn von Britannien auch nach Massilia ausgeführt wurde. Es ist bemerkenswerth und darf nicht übersehen werden, dass sowohl die Zinninseln, als die Bernsteininseln schon zu Strabo's Zeit griechische Namen bekommen hatten, die ersteren hiessen Kassiterides, die letzteren Electrides, und da, ausser den Massiliern keine anderen Griechen sie besucht hatten, so ist es klar, dass diese Graeci recentiores Plin. ihnen griechische Namen beigelegt hatten. Wie die Tyrer und darauf die Carthager sie vorher auf phönicisch genannt hatten, oder wie sie in der eigenen Landessprache geheissen, ist uns nicht bekannt.

Dass Pytheas ein ausgezeichneter Astronom war, hat niemand bestreiten können; und wenn es sich wirklich so verhält, dass er ohne ein anderes Instrument, als den Gnomon (die Sonnenuhr) den Breitegrad von Massilia so genau bestimmte, dass seine Berechnung nur um etliche Secun-

den von den zuletzt angestellten abweicht, so muss man bekennen, dass er ein grosser Meister in dieser Wissenschaft war. Nach Bessel p. 2. liegt Massilia der Angabe des Pytheas gemäss, unter 43° 17′ 8⁴/₇″, während es in der Wirklichkeit unter 43° 17′ 50″ N. B. liegt; nach dem Diction. de Biogr. et d'Hist. liegt es unter 43° 17′ 52″. Pytheas war auch der Erste, welcher die Lage des Nordpols am Himmel bestimmte.

Ob Pytheas, als er seine Reise nach Norden von Massilia aus antrat, den Weg durch die Strasse von Gibraltar nahm oder längs den Flüssen durch Gallien, darüber sind die Meinungen noch getheilt; und es kann uns im vorliegenden Falle auch ziemlich einerlei sein; die erstgenannte Ansicht scheint übrigens grössere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, da wir wissen, dass Pytheas wirklich in Gadeira (Cadix) gewesen ist, und daselbst verschiedene physische Beobachtungen angestellt hat, wie z. B. über Ebbe und Fluth; welches freilich auch auf der Rückreise hat geschehen können. Dahingegen ist es viel wichtiger zu beachten, was Pytheas selbst, nach Polybius Aussage (angeführt von Strabo 11, 4, 9 Par. I. p. 86) geäussert hat, dass er die ganze europäische Küste von Gades bis Tanais (?) *) bereist habe, und im Zusammenhange mit dieser Küstenreise wird auch Thule genannt. Es lässt sich jedoch voraussehen, dass Polybius hier, und an mehren anderen Stellen, den Pytheas missverstanden hatte und mit Sicherheit lässt sich nur das annehmen, dass Pytheas, nachdem er die Gegend um Thule beschrieben hatte, in seinem Reiseberichte sagte, dass er die Meeresküste von ganz Europa bereist habe, also die Küsten von Spanien, Frankreich, England, Holland, Norddeutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen, und so scheint auch Herr Bessel (Pytheas von Massilia S. 21) diese angeführte Stelle aufgefasst zu haben. Und dies ist auch ohne Zweifel das Richtige, da in seinen noch zugänglichen Reisefragmenten Spuren vorhanden sind, welche den Beweis liefern, dass er bis nach dem Polarkreise hinauf verschiedene Orte dieser Küste besucht hat. Da wir nun in den vorhergehenden Blättern gelesen haben, dass sich längs der ganzen Küste, bis nach Norwegen hinauf, viele Spuren von den Phöniciern vorfinden, und da wir in der Fortsetzung noch fernere Beweise von semitischen Gebräuchen in genannten Gegenden bringen werden; da wir jetzt wissen, dass Pytheas phönicischer Sonnenanbeter war, und ursprüng-

*) Es haben verschiedene Ansichten darüber geherrscht, was unter diesem Tanais zu verstehen sei.

lich von pelasgisch-(d. i. phönicisch-) griechischem Stamme, so liegt es nahe, dass er auf seiner Reise denselben Weg verfolgte, den die Phönicier vor ihm gebahnt hatten und dass er mit ihren Schiffen (denn damals gingen gewiss noch keine massilische Fahrzeuge längs diesen Küsten) von einer phönicischen Handelsstation zur andern ging, und so fort die ganze Küste hinauf.*) Nur auf diese Weise lässt es sich erklären, wie es dem Pytheas, als einem unbemittelten Privatmanne (ἰδιώτῃ ἀνθρώπῳ καὶ πένητι Polyb.)**) möglich war, diese weite Reise auszuführen zu einer Zeit, wo die Bewohner längs dieser ganzen Küstenstrecke noch mehr oder minder in einem Zustande der Wildheit verharrten. Man wird einwenden, dass dies eine blosse Muthmaassung ist. Ich gebe es zu; aber eine Muthmaassung, die allein alle jene unbestreitlichen Data, welche die Reiseberichte enthalten, erklären kann; und eine Hypothese, die allein alle vorliegenden Facta erklären kann, ist beinahe eine erwiesene Wahrheit.

Man hat das Thule des Pytheas unter anderm auch nach Irland verlegt und dabei Grönland zu Hülfe genommen; doch dürfte man bei näherem Nachdenken finden, dass eine solche Annahme nicht haltbar ist. Erstlich: ist es ziemlich sicher, dass Irland 350 v. Chr. noch unbewohnt war und Grönland hatte zu der Zeit gewiss noch keine anderen Bewohner, als Eskimos. Zweitens: Wie hätte Pytheas dorthin kommen sollen? es gingen gewiss keine phönicische und ebenso wenig andere Schiffe nach Irland: auch hat man auf dieser Insel niemals Spuren von phönicischen Colonisationen gefunden;***) an der scandinavischen Küste trifft man

---

*) Dr. Movers (III. Seite 23) spricht von den „mit zahlreichen tyrischen Handelscolonien bedeckten atlantischen Küsten"; und er hat gewiss Recht darin, dass viele Handelscolonien von den Tyrern angelegt wurden vor der Zeit Carthago's. Es ist anzunehmen, dass die Vorsteher dieser Colonien im Laufe der Zeit Fürsten wurden, ein jeder in seiner Stadt. Daher ist es beachtenswerth, was Cäsar erzählt: dass in den Ländern Britanniens, die er besuchte, viele Unterkönige herrschten, die aber grösstentheils in Frieden mit einander lebten, und gerade diese Unterkönige waren es, welche sich noch nach altem orientalischen Brauche der Streitwagen bedienten, was ihre orientalische Herkunft genugsam verräth.

**) Strabo I. 86, 12.

***) Dass man Island für das Thule des Pytheas gehalten hat, rührt überhaupt nur davon her, dass der Mönch Dicuil 825 berichtet, dass mehre irländische Mönche vor dreissig Jahren, also gegen 795, sich von Februar bis August auf Island aufgehalten hätten, welches nach ihrer Ansicht Thule sei. P. A. Munchs Norweg. Gesch. I. pag. 418, 447.

diese an mehren Orten, welches hier ferner dargethan werden soll. Zu diesem Zwecke wollen wir auch dem Pytheas auf seiner Reise zu folgen suchen.

An der Westküste angelangt, besuchte er von dort aus Britannien, welches er nach verschiedenen Richtungen hin durchreiste. Von dort aus begab er sich längs der Westküste des Continents hinauf, wo er, wie Plinius berichtet, von einem aestuarium oceani erzählt, das 6000 Stadien (d. i. 150 geogr. Meilen) lang war, in der Landessprache Mentonomon hiess und von germanischen Guttonen bewohnt wurde. Eine Tagereise davon entfernt, sagt er weiter, liegt die Insel Abalus, wo im Frühling von den Wellen Bernstein aufgeworfen wird, gleichsam eine Reinigung des Meeres, welches die Einwohner anstatt des Holzes brauchen (pro ligno utitur Plin.) oder an die angrenzenden Teutonen verkaufen*). — Dass man obengenanntes Mentonomon nach der preussischen Ostseeküste hat verlegen wollen, weil dort noch jetzt Bernstein aufgegraben wird, ist durchaus unrichtig. Mentonomon soll ein kimbrisches Wort sein, dessen Bedeutung vollkommen dem lateinischen aestuarium entspricht, womit Plinius es wiedergegeben hat; es würde somit den Theil eines Strandes bedeuten, der zur Ebbezeit trocken liegt, zur Fluthzeit aber unter Wasser steht. Dies setzt einen Strand mit Ebbe und Fluth voraus, den es in der Ostsee nicht giebt, kaum im Kattegat. — Auf norwegisch heisst das Wort dafür: Fjaere; an der Westküste Deutschlands: Watt; in der schwedischen Sprache haben wir kein diesem entsprechendes Wort, weil wir die Sache selbst nicht haben. Aus diesen und anderen Gründen finde ich mich veranlasst Werlauff's Ansicht beizustimmen, dass unter Mentonomon die Westküste Europas, von Skagen bis nach den Niederlanden, zu verstehen sei, wo, wie wir wissen, die Kimbern damals wohnten**), und

---

*) Man hat unter anderm gemuthmaasst, dass dieses electrum Braunkohle sei; aber zwischen Bernstein und Braunkohle ist doch ein so wesentlicher Unterschied, dass diese niemals verwechselt werden können. Denkbar ist es zum wenigsten, dass der Bernstein, wo er in so grosser Menge vorhanden war, statt der Holzstäbe dazu benutzt wurde, als Kienfackeln gebrannt zu werden, um zu leuchten.

**) Dies nehmen alle Autoren des Alterthums an: Mela, Plinius, Tacitus und Ptolomaeus; alle, ausser Strabo, welcher die Kimbern nicht über die Elbe hinaus kommen liess, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er, seinem geographischen Systeme gemäss, die Erde weiter nördlich für unbewohnbar hielt.

worauf auch das Längenmaass von 6000 Stadien passt, das auf die preussische Ostküste durchaus nicht anzuwenden ist. Wir wissen überdies gar nicht, wie diese Küste 350 v. Chr. aussah und ob dort zu jener Zeit Bernstein gefunden wurde; die Römer erhielten erst einige Jahrhunderte später Bernstein von dorther. Wenigstens trat ungefähr 200 Jahre nach Pytheas eine furchtbare Ueberschwemmung ein, welche von dem östlichen Theile der Ostsee ausging, ihre Gestade erweiterte und eine Menge der in Schonen und Dänemark wohnenden Kimbern ausser Landes trieb. (Siehe die geologische Abtheilung dieser Arbeit.)

Inzwischen ist es für unseren Gegenstand von grösster Wichtigkeit zu erfahren, welcher einheimischer Volksstamm es war, der in diesen Gegenden des südlichen und westlichen Scandinaviens wohnte, zu der Zeit als Pytheas dieselben besuchte.

Hierüber geben uns die Localnamen Auskunft, die wir in den Reisefragmenten des Pytheas und seiner Commentatoren finden.

Die meisten dieser Namen hat man aus der kimbrischen Sprache hergeleitet. Der gelehrte Sprachforscher und Historiker Professor Rud. Keyser in Christiania hat in seiner berühmten Abhandlung: Om Nordmändens Herkomst og Folkeslägtskab. Christiania 1837, diesen Stoff so ausführlich und gründlich behandelt, dass ich demselben rücksichtlich der hier vorliegenden Aufgabe nichts hinzuzufügen brauche, weshalb ich mir hier einen Auszug daraus anzuführen erlaube.

Seite 395 äussert Herr Keyser: „Die Kimbern (*Κίμβροι* oder *Κήμβροι*, Cimbri) wurden den Römern bekannt durch ihren Angriff auf das römische Reich, den sie um das Jahr 100 v. Chr. in Verbindung mit den Teutonen unternahmen. Diese Kimbern werden von älteren römischen und griechischen Schriftstellern bald für Kelten, bald für Germanen ausgegeben; aber die grosse Unbestimmtheit der Alten in der Anwendung dieser Namen macht es äusserst trüglich, hier auf ihre Angaben zu bauen. Mit Grund auf die nahe Verbindung, in der die Kimbern auf diesem Zuge zu den Teutonen standen, deren deutsche Herkunft ausser allem Zweifel ist, haben auch die neueren Schriftsteller die erstgenannten für ein deutsches Volk erklärt.

Vielleicht sind wichtige Gründe vorhanden für die Ansicht, dass die Kimbern, mit welchen die Römer bei dieser Gelegenheit bekannt wurden, zum wenigsten stark mit Deutschen vermischt waren; dies hindert uns

Nachdem Plinius mehrer Inseln auf der anderen Seite von Britannien erwähnt hat, fährt er (IV. 30; I. 147 a) weiter fort: „Auf jener Seite im germanischen Meere liegen die Glessarien zerstreut, welche von den neueren Griechen Electrides genannt werden, weil dort das Electrum (Bernstein) hervorgebracht wird. Die letzte (nördlichste) von allen, die genannt werden, ist Thule, von welcher wir gesagt haben, dass es dort im Sommersonnenstande, wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht, keine Nächte giebt, und im Wintersonnenstande dahingegen keine Tage."

Hieraus sehen wir ja deutlich, dass das Thule des Pytheas so weit in den Polarkreis hinein lag, dass es dort im Sommersonnenstande keine Nächte gab, also nicht blos keine Nacht, welches einen 24 Stunden lang dauernden Tag angedeutet hätte, sondern keine Nächte, welches aussagt, dass der Tag mehre Tage und Nächte ununterbrochen fortdauerte. Es ist schade, dass Plinius uns nicht sagt, wie viele Tage und Nächte der Tag anhielt; denn danach hätten wir auch bestimmen können, wo dieses Thule des Pytheas lag. Jetzt müssen wir uns fürs Erste mit der hier erhaltenen Auskunft begnügen, welche zum wenigsten darthut, dass Pytheas so hoch nach Norden hinauf gekommen war, dass er die Mitternachtsonne sah, welches der Leser gütigst im Gedächtniss behalten wolle*).

Kivikmonument — oder mit einem mehr oder weniger grossen Erdhügel bedeckt. Die ersteren werden „Kisterör" (Steinkegel) genannt. Bisweilen haben sie ihre Leichen in ausgehöhlten Baumstämmen, meistens Eichenstämmen, (Todtenbäumen) begraben. In Schonen, im Districte Willand, hat man Bruchstücke von einem solchen gefunden; in England dann und wann einen ganzen; und in Dänemark hat man deren in den letzten Jahren mehre gefunden, welche uns höchst merkwürdige Aufschlüsse geben, die unsere gelehrten Freunde, die Dänen, ohne Zweifel veröffentlichen werden. Meines Erachtens rühren diese von einer späteren Zeit her, als der der ältesten scandinavischen Bronze, welche ich die Tyrisch-phönicische nennen möchte. Aber hierüber später.

*) Plinius fügt hinzu: „Einige (quidam) meinen, dass dieser Zustand ununterbrochen 6 Monate lang dauerte." Diese Angabe hat Plinius also nicht von Pytheas bezogen, sondern von einigen, welche den Pytheas missverstanden hatten. Wahrscheinlich hatte Pytheas durch astronomische Beobachtungen berechnet, dass es auf Erden einen Punkt geben müsse, wo man 6 Monate lang Tag und 6 Monate lang Nacht habe; und weil er sagte, dass dieser Ort im höchsten Norden liege, hat man diesen mit Thule identificirt, welches, nach Pytheas, von allen bewohnten Stätten am nördlichsten lag.

Darauf fährt Plinius am selben Orte weiter fort: „Es giebt auch Leute, welche noch anderer Inseln erwähnen: Scandia, Dumna, Bergos, und als der grössten von allen: Nerigon, von welcher man nach Thule segelt." Man hat in diesen Namen verschiedene Oerter an der scandinavischen Westküste wiedererkennen wollen. Scandia kann das westliche Schweden sein, oder vielleicht richtiger, wie Werlauff annimmt, eine Gegend im westlichen Norwegen, welche ehemals Skaun, Skaan oder Skan hiess und später Skogn genannt worden ist. Bergos ist ohne Zweifel eine Gegend in Norwegen und Nerigon war schon damals ein Name für ganz Norwegen. (Vergl. Werl. Nord. Ravhand. S. 120.) Was Dumna betrifft, so theilen die Meisten die Ansicht, dass darunter die grosse Insel Dunö oder Dönna-Insel verstanden ist, welche in der Vogtei Helgeland, an der norwegischen Küste und 4 geogr. Meilen (ungefähr 3 schwedische) südlich vom Polarkreise liegt. Diese Insel bietet die astronomische Merkwürdigkeit, dass sie an dieser Küste der südlichste Punkt ist, wo man in der Mittsommernacht die Sonne über dem Horizonte sieht.

Dies erinnert uns an eine Stelle des Pytheas, welche Geminus anführt in seiner „*Εἰςαγώγη εἰς τα φαινόμενα*; Altorph 1590" pag. 83, wo es heisst: *εδίκνυον ἡμῖν οἱ βάρβαροι, ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶται*: „Die Barbaren zeigten uns, wo die Sonne ihr Nachtlager hat." Pytheas spricht hier ohne Zweifel von dem Ereignisse, als er zum ersten Male Zeuge von dem erstaunlichen Schauspiele war, wenn die Sonne die ganze Nacht hindurch über dem Horizonte steht; als er sah „wo die Sonne ihr Nachtlager hat" oder wo sie die Nacht zubringt. Die „Barbaren" waren natürlicherweise die Einwohner des Landes und unter „uns" verstand Pytheas sich selbst und seine Landsleute, welche ihn begleiteten oder schon vorher auf der Insel gewohnt hatten. Dass die Einwohner ihnen den Ort zeigten, wo sie die Mitternachtsonne sehen konnten, beweisst, dass sie nicht von dem Flachlande oder von der Meeresküste, wo sie wohnten, gesehen wurde, sondern von einer Anhöhe aus, wohin die Eingeborenen sie führten. Und dies ist gerade bei Dönnäs der Fall, welches zu weit südlich vom Polarkreise liegt, als dass man dort die Mitternachtsonne von der Meeresküste aus sehen könnte. Ich besuchte diese Insel im Juli 1816 und wenn mein Gedächtniss mich nicht trügt, so wurde auch mir damals der Berg gezeigt, von wo aus man die Sonne die ganze Mittsommernacht hindurch sehen könne. — Geminus, welcher die Worte des Pytheas anführt, fügt hinzu: „Denn es ge-

schah in jenen Gegenden, dass die Nacht dort sehr kurz war, zuweilen zwei, zuweilen drei Stunden, so dass die Sonne gleich nach ihrem Untergange wieder emporstieg.“ Dieses trifft also im Flachlande und auf den umliegenden Inseln ein. Aus diesem, wie aus dem Seite 116 nach Plinius citirten, wissen wir also mit Sicherheit, dass Pytheas wenigstens so hoch nach Norden hinauf gekommen war, dass er die Mitternachtsonne sah; und folglich kann man bei seinem Thule nicht an die Shetlandsinseln oder gar an die Färöer denken, welche viel zu weit von dem Polarkreise entfernt liegen, um von dort aus die Mitternachtsonne sehen zu können *).

Aber noch war Pytheas nicht nach Thule gekommen; das lag noch weiter hinauf gen Norden. — Derselbe Geminus, welcher von Pytheas erzählt, dass er an Stellen gewesen sei, wo die Nacht nur 2—3 Stunden dauerte, berichtet auch, dass, wenn man noch weiter nordwärts gehe, so erscheine ein Bogen des Thierkreises beständig über der Erde; und dort, wo derselbe von der Grösse e i n e s Zeichens über dem Horizonte erscheine, dauere der längste Tag einen Monat; wo er aber wie zwei Zeichen erscheine, dauere derselbe zwei Monate. Dass diese Berichte gleich den Worten „die Barbaren zeigten uns u. s. w.“ den Reiseberichten des Pytheas entlehnt sind, leidet keinen Zweifel. Ob Pytheas wirklich so weit nordwärts hinaufgekommen ist, wo der längste Tag zwei Monate dauert, d. h. bei 70° in der Nähe von Alten, lässt sich nicht beweisen, denn er hätte dies so gut mathematisch berechnen können, wie den Ort auf Erden, wo der Tag und die Nacht sechs Monate lang sein mussten, nämlich am Pol, obgleich weder er, noch irgend ein anderer Mensch dort gewesen war. Damit möge es nun sein, wie es will, so wissen wir doch aus dem, was weiter oben aus dem Plinius angeführt ist, dass Thule so weit nordwärts lag, dass der Tag dort mehre Tageszeiten hindurch dauerte; und dass Thule aussen vor Norwegen lag, dürfen wir daraus schliessen, dass man von Nerigon aus dorthin segelte (Seite 117). Vielleicht käme man der Wahrheit am nächsten und vermöchte alle dahinzielenden Angaben zu erklären, wenn

---

*) Dass die Phönicier auf der obengenannten, ziemlich bedeutenden und schon in alten Zeiten bekannten Insel (Dumna) eine Niederlage für ihren Handel und folglich auch eine Anstalt zum öffentlichen Gottesdienst gehabt haben, scheint mir desto wahrscheinlicher, da dort ein merkwürdiges heidnisches Götzenbild gefunden worden, welches von Christie in der Urda 2 B. pag. 352, T. XIV. Fig. 1 beschrieben und abgebildet ist; worüber vielleicht später ein Weiteres.

man annähme, dass dies vielberühmte Thule des Pytheas irgend eine der Inseln innerhalb des Polarkreises an der Nordwestküste von Norwegen sei; in der Nähe von Lofoden. Denn es ist mehr, als bloss wahrscheinlich, dass die Phönicier an diesem, seit uralten Zeiten berühmten Fischerorte eine Colonie gehabt haben und daneben, wie überall, wo sie ihre Wohnsitze aufschlugen, eine „Einrichtung für den öffentlichen Gottesdienst.“ Sollte jemand die Frage aufwerfen: was die Phönicier, ihres Handels wegen, bei den Fischereien von Lofoden auszurichten hatten, so erlaube ich mir mitzutheilen, welche Auskunft Dr. Movers darüber giebt in seinem bereits mehrfach citirten Werke: Die Phönicier B. 4, pag. 92: „Von den Waaren, welche das Thierreich dem phönicischen Handel liefert, wären zunächst die Fische zu nennen, weil dieser Handelszweig keinem anderen nachsteht.“ Wir erinnern ausserdem, dass es gerade hier bei Hindö, im Pfarrhofe zu Lödingen war, wo Leopold v. Buch in der Mittsommernacht das Baalsfest feiern sah (Seite 22 u. 77) und einige Meilen davon entfernt, treffen wir auf mehre Namen, die an Baal erinnern. Mit dieser Annahme stimmt auch die Beschreibung von den Naturverhältnissen in der Gegend von Thule überein, die Strabo uns aus dem Pytheas mittheilt. Strabo sagt hierüber (IV. 5, 42; Paris. Aufl. 1, p. 167): „Nachdem, was Pytheas über die climatischen und mathematischen Verhältnisse (bei Thule) sagt, scheint er freilich die Sachen, die in der Nähe der kalten Zone vorkommen, nicht unrichtig beschrieben zu haben. Zum Beispiel, wenn er sagt, dass dort von den edlen Früchten und zahmen Thieren nur wenige oder keine gedeihen; dass die Einwohner dort von Kenchros und anderen Gartengewächsen (Saftgewächsen) leben, von (wildem) Obst und Wurzeln etc. etc.“

Es dürfte nicht uninteressant sein zu erfahren, wie die Bewohner der nördlichsten Gegenden unseres scandinavischen Nordens vor 2,200 Jahren lebten*). Schon das allein dürfte manchem merkwürdig erscheinen, dass der hohe Norden damals überhaupt schon bewohnt war, und zwar von

*) Es ist jemand der Ansicht gewesen, dass es sich hier nicht um die Gegend um Thule handle, sondern um die Zustände im hohen Norden im allgemeinen; wenn man aber den ganzen Passus bei Strabo (I: 167, 5) durchliest, so wird man leicht finden, dass der Verfasser speciell auf die Erzählungen des Pytheas Rücksicht nimmt, sowohl über die nördlichsten, als über die mehr südlichen Gegenden, die er beschrieben hat.

Leuten, deren Lebensweise keine nomadische Lappen andeutet, sondern ganz bestimmt Einwohner mit festen Wohnplätzen. Deshalb verdient diese Angabe näher geprüft zu werden.

Es heisst, dass die Einwohner sich von *Κέγχρῳ δὲ και ἄλλοις λαχάνοις* u. s. w. nähren. Was nun zunächst den Kenchros betrifft, so bedeutet dies milium (Hirse); aber milium ist ein Halmgewächs, von dem man die sogenannte Mannagrütze erhält. Dies Wort kann unmöglich in dem Werke des Pytheas gestanden haben, erstens: weil dies Gewächs bei weitem nicht so nördlich vorkommt, zweitens: weil es dem Zusammenhang mit allois lachanois zufolge, ein gepflanztes Saft- oder Gartengewächs sein muss. Wahrscheinlich wird in der Schrift des Pytheas ein im Norden einheimisches, barbarisches Wort gestanden haben, welches der Abschreiber nicht verstanden und anstatt dessen, einen ähnlich lautenden Namen eines bekannten Gewächses hingesetzt hat.

Nach dem Zusammenhange, worin Kenchros mit anderen gepflanzten Gewächsen steht, — denn *λάχανον* kommt von *λαχαίνω*: graben, pflanzen, folglich Gartengewächs — muss auch *Κέγχρος* ein Gewächs bedeuten, welches durch Eingraben gepflanzt wird. Milium ist nun aber eine Pflanze, welche niemals bei uns in den Gärten gepflanzt wird, und überdies wie schon gesagt, nicht so hoch im Norden gedeiht. Aber gerade in jenen nördlichen Gegenden der Halbinsel, wo Pytheas sich aufhielt, giebt es ein ziemlich allgemein wild wachsendes Saftgewächs, welches noch jetzt von dem Volke gegessen wird, aber das ehemals als Nahrungsmittel viel mehr gebräuchlich war, als jetzt. Es wird von dem Volke Qvanne genannt und ist die Angelica, deren süssen, aromatischen Geschmack in diesen hochnördlichen Gegenden Professor Wahlenberg so hochgepriesen hat. (S. dessen Biographisches Lexicon.) Dasselbe wurde ehemals auf eingefriedigten Feldern gepflanzt. In dem alten Gulathings-Gesetze ist an mehren Stellen von Hvannogarðr oder Qvannahagar (Engelwurzfeldern) die Rede. An einer Stelle werden die Strafgelder für denjenigen bestimmt, der in eines Anderen Qvannahage geht u. s. f. „oder sonstige Frucht (Pflanzung), die man mit Umzäumung u. Pflege schirmet.“ An einer anderen Stelle wird festgestellt, dass jemand, der in eines Anderen Qvannahage geht, kein Recht auf Schadenersatz hat, wenn er durchgeprügelt und geschlagen wird, oder wenn ihm seine Kleider genommen werden.

Man sieht hieraus deutlich, wie hoch das Eigenthumsrecht auf eine

Anpflanzung dieses Saftgewächses geschätzt wurde, welches deswegen ohne Zweifel ein hauptsächliches Nahrungsmittel des Volkes bildete.

Mit diesen zusammen, nennt Pytheas noch andere gepflanzte (Garten-) Gewächse, als zur Nahrung des Volkes in der Gegend von Thule gehörend. Es ist mit Bezug hierauf merkwürdig dass in dem genannten alten Gesetze neben dem Qvannagarð immer der Laukagarð (Lauchhof) genannt wird. Mit dem Obst kann Pytheas Beeren oder Aepfel gemeint haben, wenn diese so hoch im Norden wachsen; denn in demselben Gesetze ist auch von dem eplagarð (Apfelhof) die Rede, und mit den Wurzeln kann er Rüben meinen: naepna-reit (Rübenacker) werden ebenfalls in diesem alten Gesetze angeführt, dessen Bestimmungen, als Uebereinkommen zwischen dem Volke ohne Zweifel viel älter sind, als die Königl. Sanction. (Diese Angaben wurden mir vor vielen Jahren gefälligst von dem Herrn Professor R. Keyser aus Christiania mitgetheilt.)

Diese Stellen aus dem Gulathingsgesetze mögen hierauf Anwendung finden oder nicht, so steht doch soviel fest, dass Pytheas hier die Lebensweise der eigentlichen Landeseinwohner beschrieb, und nicht die der Fremdlinge, welche letztere ohne Zweifel immer Zufuhren aus den südlicher gelegenen Küstenländern erhielten. Man hat es auffallend gefunden, dass er in der Speiseordnung nicht der Fische erwähnt, aber dies liesse sich dadurch erklären, dass er diese Speise für so allgemein unter seinen Landsleuten hielt, von Massilia bis nach Thule hinauf, dass sie für den Bewohner des hohen Nordens nicht bezeichnend sein konnte; und nur ihre Lebensweise wollte er schildern.

Nachdem er diese kurze Schilderung der öconomischen Verhältnisse des hohen Nordens vollendet hatte, liess Strabo den Pytheas die Berichte über die südlichen Gegenden desselben, *Τὰ περὶ Θουλήν*, fortsetzen und erzählen, wie man dort erntet und die Ernte anwendet. Aber bevor wir zu der Prüfung dieser Berichte schreiten, wollen wir ein anderes Phänomen untersuchen, welches Pytheas bei Thule gesehen haben will, nämlich die berühmte Meerlunge, welche auf so mannigfache Art gedeutet ist und zu den abenteuerlichsten Erklärungen Anlass gegeben hat.

Strabo berichtet nach Polybius (Strabo II. IV. 47., Paris. Aufl. I. p. 86 oben), dass Pytheas erzählt — nämlich nach Abzug aller ihm mit Fleiss angedichteten offenbaren Widersprüche (S. pag. 103) — er habe bei Thule und in der Umgegend etwas gesehen, was weder Erde noch Meer

noch Luft sei, sondern eine aus diesen zusammengesetzte Masse (σύγκριμα, ein Gemisch, eine Masse), einem pneumon thalassios ähnlich, worin (in dem Gemische) nach seiner Aussage, Erde und Meer und alles schaukele (schwebe, in schaukelnder Bewegung gehalten werde); dass dieses wie ein Band um alles liege und, dass man darin (in dem Gemische) weder zu Fusse noch zu Schiffe vorwärts kommen könne.

Es ist klar, dass wir hier eine nordische Naturerscheinung vor uns haben, die der Südländer auf seine eigene, für uns etwas sonderbare Weise zu beschreiben sucht. Um zu verstehen, worauf er hinzielte, müssen wir erst sehen, was er unter pneumon thalassios (Meerlunge) verstand. Dieses können wir leicht erfahren, da wir denselben Ausdruck bei Aristoteles wiederfinden, der in derselben Sprache redete und schrieb, wie Pytheas und ungefähr sein Zeitgenosse war. Pneumon thalassios war der griechische Name eines Seethieres, welches auf schwedisch manét (sjökalf, brännvabel) heisst und nach Linné's System Meduse (Seenessel, Qualle) genannt wird. Es leidet also nicht den geringsten Zweifel, dass Pytheas unter pneumon thalassios dasjenige verstand, was wir Meduse nennen.

Wir müssen, zweitens, die Worte des Pytheas beachten: Er sagt nicht, dass er bei Thule eine Meerlunge gesehen habe, sondern etwas, was einer Meerlunge ähnlich sei (πνέυμονι θαλαςςίῳ ἐοικὸς) — was ein wesentlicher Unterschied ist. Als er darauf heimkehrte nach Marseille, erzählte er seinen Landsleuten oder schrieb in seinem Reiseberichte nieder, dass er bei Thule etwas Seltsames gesehen habe, was er nicht nennen könne, da es ihm an keinem anderen Orte vorgekommen sei; um nun seinen Landsleuten einen Begriff davon zu geben, verglich er es mit den Medusen, die seine Landsleute in dem Meere bei Marseille häufig gesehen hatten. Hieraus geht doch offenbar hervor, dass der Gegenstand, den er zum Vergleich wählte, um, was er an fremdem Orte gesehen hatte, zu erklären, ein solcher sein musste, der seinen Landsleuten, den Einwohnern von Marseille, bekannt war; und dass folglich der pneumon thalassios sich in dem Mittelmeere bei Marseille und nicht in dem Eismeere bei Thule befinden muss. Das ist ja sonnenklar, und dennoch hat man es übersehen, und sich bemüht die Meerlunge bei Thule zu suchen *).

*) Dr. Redslob (Thule pag. 110) erinnert daran, dass die „Seenesseln" (Quallen oder Medusen) in grosser Menge im Kieler Hafen vorkommen und dass

Nachdem dieses dargethan worden, taucht die Frage auf: Was war ıs für ein Gemisch (*σύγκριμα*) welches Pytheas im Meere bei Thule sah, ıd das er mit einer Masse von Medusen in der See bei Marseille verglich?

Um diese Frage zu beantworten, erlaube ich mir die Aufmerksamkeit ıf eine Naturerscheinung hier im Norden hinzulenken, welche sich im ıden nicht zeigt, und die folglich den Griechen unbekannt war und, wie scheint, sogar auch verschiedenen nördlicher wohnenden Gelehrten, elche den Pytheas zu erklären versucht haben.

Wenn die See an unseren Küsten zu gefrieren anfängt, so geschieht es nicht auf die Weise, wie sich ein Teich oder ein Landsee mit Eis zu ılegen pflegt, dadurch, dass das Eis sich erst an das Ufer, oder an einen ıer der Wasserfläche emporragenden Gegenstand ansetzt und von dort ıs in Strahlen, dünn und glasartig über das Wasser ausbreitet; so geıhieht es beim Anfange eines kalten Winters im Meere nicht; zum wenigen nicht an solchen Orten, die ich zu dieser Jahreszeit habe beobachten önnen. Da beginnt die See bei starker Kälte auf die Weise zu gefrieren, ass erst, oftmals sehr plötzlich, aus einer Tiefe von 1—2 Ellen, kleine ünne Eisblättchen aufsteigen, die scharfe Kante nach oben; und zwar in ı grosser Menge und mit solcher Geschwindigkeit, dass sie bisweilen —4 Zoll über die Wasserfläche empor hüpfen und sich dann neben oder ıf einander legen und kleine Eisklümpchen oder etwas plattgedrückte isbälle bilden, von ungleichen Dimensionen. Sie wachsen, während sie ıf der Meeresfläche schaukeln, mehr und mehr zusammen, bis sie zuletzt, ıd oftmals sehr plötzlich zusammen frieren. Aber noch schaukeln sie ıf der Dünung des Meeres, und wenn die Eisklümpchen anfangen zusamenzufrieren, kann man auf dieser Masse (*σύγκριμα*) weder gehen noch

---

ın, wo dieselben am Strande aufgeworfen liegen, „häufig Mühe hat, seine Füsse zu setzen, dass man nicht auf ein solches gestrandetes Thier tritt und unfehlbar f demselben ausgleitet.“ Seite 111 führt der Verfasser an, dass nach Tuneld's ography, auch in den Scheeren (bei Schweden) sich diese „Thiere in grosser nge befinden und auf dem Seewasser schwimmend liegen.“ Daraus schliesst rr Redslob, dass „man in dem von diesem Stoff starrenden Wasser eben so nig schiffen, als auf dem mit ihm bedeckten Lande gehen könne.“ Folglich würn schwimmende Medusen ein Boot daran hindern vorwärts zu kommen! Sie ıdern nicht einmal eine schwimmende Maus! Aber schon das ist ein Irrthum, ss man den pneumon thalassios hier im Norden suchen will. Und wenn es keine ızige Meduse bei Thule gegeben, hätte doch Pytheas so erzählt, wie er gethan hat.

mit einem Boote hindurch kommen. Wenn die Fischer im Cattegat mit ihren Böten draussen sind und solche Eisklümpchen um sich her aufschiessen sehen, da eilen sie ans Land zu kommen, um nicht vom Eise eingeschlossen zu werden.

Ich sah diese Naturerscheinung zum erstenmal den 8ten. Januar 1815, und ich habe sie in desto frischerem Andenken behalten, da das kleine Boot, worin ich nach Hven hinüber wollte, Gefahr lief in den, durch die starke Abendkälte rasch vermehrten Eisklümpchen festzufrieren, bevor es uns durch grosse Anstrengung gelang, ins klare Wasser hinaus zu kommen*).

Als ich einige Jahre später zu Anfang des Herbstes, längs der Küste von Bohuslän segelte, sah ich die Oberfläche des Wassers von todten Medusen bedeckt, die von einem Sturm in die Bucht hineingetrieben, dicht auf einander gepackt lagen; und sofort tauchte in meiner Erinnerung ein Bild von dem auf, was ich einige Jahre früher bei Landskrona gesehen hatte.

Später habe ich bei einem Aufenthalte in Kullen die Fischer wiederholt gefragt, wie die See dort zuzufrieren pflege, und ich habe immer und von allen dieselbe Antwort erhalten. Sogar auf die Frage: ob sie zwischen den schwimmenden Eisklösschen und den nach einem Sturme, auf dem Wasser treibenden dicht zusammengepackten todten Medusen eine Aehnlichkeit fänden, haben sie mir geantwortet, dass zwischen diesen schwimmenden Massen allerdings eine auffallende Aehnlichkeit bestehe.

Wenn man nun diese Naturerscheinung, nämlich: die Art, wie das Meer gefriert, und die sich fast alljährlich an unseren Küsten wiederholt, mit des Pytheas Beschreibung desjenigen vergleicht, was einem pneumoi thalassios ähnlich ist und der daraus gebildeten Synkrima, so erscheint diese Geschichte weder ungereimt noch schwer zu verstehen.

Pytheas sagt, dass er bei Thule etwas sah, was ihm einer Masse von Medusen ähnlich zu sein schien; und in dieser Masse wurde, wie er sagt, Erde und Meer und alles in schaukelnde Bewegung versetzt; es war wie ein Band, das Alles zusammenhielt oder ein Bindemittel für das Ganze, worauf man weder zu Fuss noch zu Schiffe vorwärts kommen konnte.

*) Dasselbe Phänomen zeigt sich in der Ostsee bei Cimbrishhamn. Auch dort sind Leute durch eine solche plötzlich eintretende Eisanhäufung in Gefahr gerathen.

Stellen wir uns nun einen Südländer vor, der niemals zuvor eine ähnliche Naturerscheinung gesehen, und nach der Heimkehr seinen Landsleuten davon erzählt, so werden wir finden, dass seine Erzählung ungefähr so ausfallen muss, wie diejenige des Pytheas bei den Massiliern, und, dass dieselbe vollkommen naturgetreu war. Wir werden hier unwillkürlich an das erinnert, was Herodot von einem anderen Südländer erzählt, der eine Reise nach Norden gemacht hatte, und während derselben einem Schneefalle ausgesetzt war, und der nach der Heimkehr erzählt habe: die Luft sei da oben voll von Federn.

Noch mehr: denken wir uns einen kleinen Knaben, der sich draussen an der nordischen Küste mit einigen Bootsleuten in einem Boote befindet, während die oben beschriebenen Eisklumpen aufsteigen und sich um das Boot lagern, so dass man nur mit der grössten Anstrengung ins klare Wasser hinaus kommen kann. Wenn dieser Knabe nach Hause kommt, so wird er seinen Cameraden ganz bestimmt erzählen, dass er auf der Fahrt etwas gesehen habe was 1) ganz wie eine Menge Quallen ausgesehen habe, d. h. wenn er, sowohl als seine Cameraden, diese Thiere zur Sommerzeit gesehen hat; 2) wird er erzählen: als diese Klumpen, die wie Medusen aussahen, zusammenfroren, da habe es von dem Boote aus (welches selbst auf der Dünung schaukelte) ausgesehen als ob die Erde (d. h. wo sie Land sahen) und das Meer hin und her geschaukelt wären; und 3) wird er sagen, dass das Eis (als die Klumpen fester zu einem zusammenhängenden Ganzen zusammen froren) wie ein Band gewesen sei, das alles zusammenhielt; aber dass man weder durch dies Eis habe hindurchsegeln können, noch darauf gehen, wozu es nicht stark genug gewesen sei.

Dass diese einfache und natürliche Erklärung jener berüchtigten Stelle des Pytheas die einzig richtige ist, dürfte jeder unparteiische, vernünftige Mensch einsehen. *)

Da ich es nun, sowohl in wissenschaftlicher Beziehung, als um end-

*) Hieraus geht auch klar hervor, dass Pytheas wirklich selbst hier im Norden gewesen ist, und was er beschrieben, auch selbst gesehen hat. Was hauptsächlich dazu beigetragen hat, dass erst Polybius, und darauf Strabo den Pytheas beargwohnten, dass seine ganze Reisebeschreibung erdichtet sei, soll nach dem, was Polybius erzählt, besonders daher rühren, dass keiner der Gesandten, welche von Massilia, Narbo und Korbila an Scipio abgeschickt wurden, diesem irgendwelche Auskunft über England zu geben vermochten (Strabo IV. 2, 3); und dieses soll sich in der Anwesenheit des Polybius zugetragen haben. Aber diese vorgebliche

lich einmal dem so lange und so bitter verläumdeten Pytheas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, für wichtig hielt, den Beweis zu liefern, dass seine Beschreibung naturgetreu ist, und dass diejenigen, welche ihn verlachten, den Norden, den er bereiste, nicht gekannt haben: so wollte ich mich nicht damit begnügen nur meine eigenen persönlich gemachten Erfahrungen anzuführen, sondern wünschte sie auch durch sachkundige Männer bestätigt zu wissen. Ich wandte mich deswegen an den Herrn Baron Gyllenstjerna zu Krapperup, mit der Bitte, meine brieflich gestellten Fragen, von den erfahrensten Fischern aus den zu seinem Gute gehörenden Fischerdörfern beantworten zu lassen. Ich empfing darauf den schriftlichen Aufsatz, den ich seinem Inhalte nach hier beilege. (Siehe die Beilage.)

Ich sagte Seite 121, dass Pytheas nach der Schilderung von der Lebensweise der Einwohner in den nördlichen Gegenden des von ihm bereisten Landes (Scandinavien) auch die südlichen Gegenden desselben in der Kürze geschildert hat. Er erzählt, „dass man dort wo das Getreide und die Bienenzucht gedeihen, aus dem Honig ein Getränk bereitet, und das Korn, weil man dort keine reine Sonne (keinen klaren Himmel) hat, in grossen Häusern ausdrischt, worein man die Aehren zusammen getragen (eingesammelt) hat: denn offene Dreschtennen sind dort aus Mangel an klarem Wetter, und des Regens wegen, nicht anwendbar."

Wenn es, wie es den Anschein hat, dieselbe Gegend in dem Lande „ta peri Thulén" ist, wo Korn und Honig beschrieben werden, so möchte ich daran erinnern, dass man Bienenzucht im ganzen südlichen und mittleren, aber nicht im nördlichen Scandinavien findet; in Norwegen trifft man keine Bienen über Hedemarken hinaus. Die Berichte des Pytheas sind folglich auf die Länder der südlichen und mittleren scandinavischen Westküste anzuwenden und in mehr, als einer Beziehung merkwürdig. —

Unkenntniss hatte offenbar ihren Grund in ihrer Handelspolitik [16]). Sie wollten nicht, dass die Römer die reichen Zinn- und Bernsteinländer kennen lernten, mit denen sie nach den Carthagern in Handelsverbindungen getreten waren.

16) Vgl. hiermit Lindenschmidt: Alterthümer der fürstl. Hohenzoll. Samml. S. 165: „Die Anecdote von dem phönicischen Seefahrer, der sein Schiff stranden lässt um den nachfolgenden römischen Fahrzeugen nicht den Weg in die fremden Gewässer zu zeigen, bezeugt jedenfalls die Eifersucht, mit welcher die Kenntniss dieser wichtigen Handelsverbindungen geheim gehalten wurde und es ist nur dasselbe Misstrauen und dieselbe Abneigung gegen das Eindringen fremder Mitbetheiligung, welches die Abgesandten der grossen gallischen Handelsstädte Massilia, Narbo und des alten Korbilo bestimmte, auf die Anfrage Scipios jede Kenntniss Britanniens zu verleugnen, wie dies in

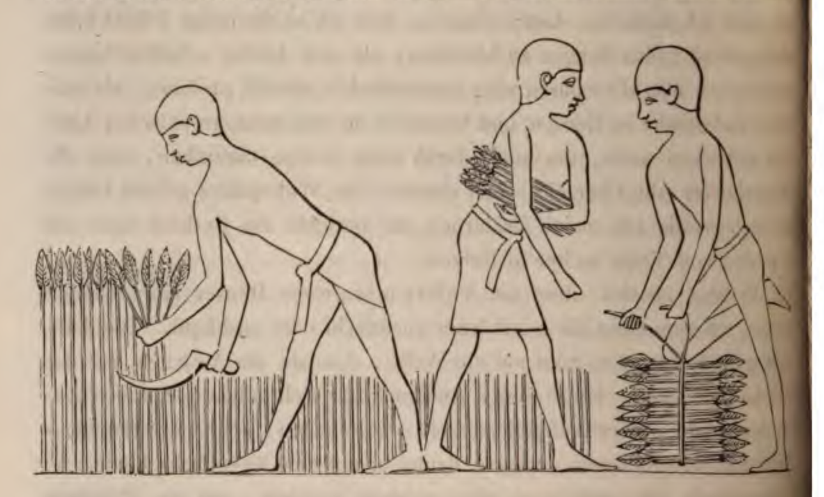
Aber da ich mir nun einmal die Aufgabe gestellt habe zu beweisen, dass die Cultur, die mit der Bronze nach Scandinavien herüber kam, ihren Ursprung im Oriente hatte und eine ägyptisch-phönicische war, so möchte ich, bevor ich fortfahre, daran erinnern, dass ich es für meine Pflicht halte dieses mit so vielen Zeugen zu beweisen, als sich herbei schaffen lassen, und dass ich also die Spuren aller orientalischen sowohl profanen, als religiösen Gebräuche in Europa und besonders in den westeuropäischen Ländern aufsuchen muss, um auch durch diese Belege darzuthun, dass die Morgenländer (die Phönicier) dort ehemals ihre Wohnplätze gehabt haben. Hiernach werde ich meine Erklärung der Berichte des Pytheas über die Gegenden von Thule weiter fortsetzen.

Pytheas erzählt, dass die Aehren in grosse Häuser eingesammelt werden, wo man dann die Saatkörner ausdrischt oder ausklopft. Die Thuliten ernteten also ihre Saat auf die Weise, dass sie die Aehren mit der Sichel abschnitten. Hätte dieser Ausdruck für sich allein gestanden, so würde es nicht unsere Aufmerksamkeit erregt haben; aber im Zusammenhange mit verschiedenen anderen, deutet er auf eine ägyptisch-phönicische Erntemethode hin, welche in allen solchen Ländern, wo die Phönicier eine Zeitlang ansässig waren, üblich gewesen ist. Wir wollen mit Aegypten, von wo diese Erntemethode ausging, beginnen. Die hier eingefügte Abbildung ist aus Lepsius grossem Werke: „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien" entnommen, 2te Abthl. Tafel 106, und stellt dar, wie die Ernte bewerkstelligt wird. Wir sehen hier einen mit der Sichel ausgerüsteten Schnitter, der mit der linken Hand einen Büschel Aehren fasst, und die Halme, die er eine Strecke unterhalb der Aehren umfasst hält, mit der Rechten abschneidet, so dass wenigstens die Hälfte des Strohes auf dem Felde stehen bleibt. — Diese ägyptische Manier das Korn zu ernten, lehrt uns auch eine Stelle in der Bibel recht verstehen. Im 2. Mos. 5. 12, heisst es: „Da zerstreute sich das Volk in das ganze Land Aegypten, dass es Stoppeln sammelte, damit sie Stroh hätten" (um Ziegel damit zu brennen: Vers 7)*). Dies hätte sich schwerlich ausführen lassen, wenn man die

auffälligerer Weise noch zu Cäsars Zeiten von den gallischen Kaufleuten geschieht, welche auf Befragen nicht einmal die Landungsplätze der gegenüberliegenden Küste zu kennen behaupten (Caes. IV. 20)."

*) Die Ziegelsteine, welche man unter den alten ägyptischen Ruinen antrifft, sind mitunter gebrannt und nicht in der Sonne getrocknet, wie ein Bekannter, der kürzlich Aegypten bereiste, angiebt.

Felder so dicht an der Wurzel abgemäht hätte, wie es bei uns geschieht. Auf diese Weise ernteten die Juden in Palästina, wie wir aus mehren Stellen in der Bibel ersehen, z. B. Ruth 2. 15—16. Boas befahl seinen Knaben,



die Ruth nicht bloss zwischen den Garben sammeln zu lassen, sondern auch „aus den Händen fallen zu lassen", damit sie es auflese.

Seite 92 haben wir gesehen, dass die Phönicier sich unter dem Namen Pelasger unter verschiedene Stämme der Griechen mischten und dort ihre Gebräuche einführten. Auch bei diesen war die orientalische Erntemethode eingeführt worden. Als Homer in der Iliade XVIII. v. 550 den Schild beschreibt, welchen Hephästus auf die Bitte der Thetis für ihren Sohn Achilles angefertigt hat, und dabei die Scene schildert: wie der Landmann seine Saat einerntet, da wird man unwillkürlich an dieses ägyptische Bild erinnert, von welchem hier freilich nur ein Bruchstück eingeführt werden konnte. Um dieses zu zeigen, erlaube ich mir hier die betreffenden Zeilen aus Voss' Uebersetzung anzuführen, welche den Sinn des herrlichen Textes am besten wiedergeben:

„Darauf auch schuf er ein Feld tiefwallender Saat, wo die Schnitter
Mäheten, jeder die Hand mit schneidender Sichel bewaffnet.
Häufig in Schwade gereiht, sank Handvoll Aehren an Handvoll;
Andere banden in Garben bereits mit Seilen die Binder;
Denn drei Garbenbinder folgeten. Hinter den Mähern

Sammelten Knaben die Griff', und trugen sie unter den Armen
Rastlos jenen hinzu."

Bei den alten Briten, wo die Phönicier ebenfalls ihre Colonien gehabt hatten, war diese orientalische Erntemethode noch zur Zeit Cäsars und Diodorus Siculus gebräuchlich. — Diodorus sagt, dass man die Einwohner für aborigines hielt, und, dass sie noch ihre alten Gewohnheiten beibehalten hatten. „Das Korn ernten sie auf die Weise, dass die von den Halmen geschnittenen Aehren unter Dach in die Scheuern gesammelt werden." Diese Art der Ernte ist ja genau dieselbe, wie Pytheas sie bei den Thuliten beschreibt. Aber diese droschen ihre Aehren; die Briten machten es anders: sie pflückten von den trockenen Aehren so viele aus, wie sie für den Tag gebrauchten, und von den Getreidekörnern bereiteten sie sich ihre Speise. Dieses stimmt auch mit dem alten Brauch im Oriente überein, wovon wir im Alten und Neuen Testamente mehre Beweise finden.

Man hat aus der Aehnlichkeit zwischen den Erntebeschreibungen des Pytheas und des Diodorus V, 21 schliessen wollen, dass Letzterer seine Beschreibung nach der des Ersteren geliefert habe, und dass somit das Thule des Pytheas, oder vielmehr sein Ta peri Thulen Britannien sei. Aber hierzu ist kein Grund vorhanden. Pytheas beschreibt augenscheinlich die nördlichen und südlichen Gegenden eines Landes; und Britannien liegt nicht weit genug hinauf nach Norden, um das Thule sein zu können, wo der längste Tag einmal wenn nicht gar zweimal 24 Stunden dauert; selbst dann nicht, wenn man die nördlich von England liegenden Inseln (die Shetlandsinseln und die Färöer) zu Hilfe nimmt. Was aber dadurch bewiesen wird ist, dass orientalische Gebräuche sowohl nach Britannien als nach Scandinavien verpflanzt sind, und dass phönicische Kaufleute sowohl an der englischen als an der scandinavischen Küste ihre Handelsniederlagen gehabt haben.

Hiernach will mich bedünken, dass dieselben Morgenländer, welche die Bronzewaffen und den Baalscultus nach dem westlichen und nordwestlichen Europa gebracht, dort auch zuerst den Ackerbau eingeführt hatten, und zwar so lange vor Cäsars Zeit, dass weder von ihm noch von seinem Zeitgenossen Diodorus von Sicilien, irgendwelche Traditionen darüber mitgetheilt werden. Letzterer glaubt, wie schon gesagt, dass sie Aborigines waren, d. h. die Ersten, welche das Land bewohnten. — Wir

wissen, dass die Griechen, und folglich gewiss schon vor ihnen die Phönicier, Sicheln aus Bronze benutzten. Wir finden deren freilich höchst selten bei uns in der Erde, aber auf die Weise, wie die Sicheln nach obigem Bilde zu urtheilen, angewandt wurden, hat man auch recht gut die Feuersteinmesser mit angebundenem Holzschafte brauchen können, die wir in der früheren Ausgabe der „Ureinwohner" abgebildet finden. Taf. XIV, Fig. 17; VI, Fig. 68.

Wir können noch einen Beweis von morgenländischer Sitte anführen, die sich bis nach den westeuropäischen Küstenländern hin verbreitet hat. Der Leser weiss, dass es in Aegypten und Phönicien üblich war, sich im Kriege der Streitwagen zu bedienen. Als die Israeliten aus Aegypten flohen, jagte Pharao ihnen nach mit 600 auserlesenen Wagen und was sonst noch von Wagen in Aegypten war, und Wagenkämpfer auf ihnen allen. (2. Mos. 14, 7.) — Als Josua Canaan einnahm, hatte er Kriegswagen in Menge (Jos. 17, 16—18). Im B. d. Richt. 1, 19 heisst es ferner, dass Juda „wohl das Gebirge einnehmen konnte, aber nicht, die Einwohner im Grunde, darum, dass sie eiserne Wagen hatten." Weiter heisst es im B. 1. Richt. 4, 3. 13 dass der König der Cananiter 900 Kriegswagen hatte.

Auch diese ursprünglich orientalischen Waffen waren durch die Pelasger nach Griechenland gekommen, und wurden auch im trojanischen Kriege benutzt, wie wir aus zahlreichen Beschreibungen im Homer ersehen können.

Um dem Leser die Beschaffenheit dieser Wagen ins Gedächtniss zu rufen, will ich hier die Stelle aus dem 5. Gesange der Iliade (Vers 837 u. f.) anführen, wo erzählt wird, dass Minerva den Kriegswagen des Helden Diomedes besteigt, um den Ares (Mars) von dem Schlachtfelde zu vertreiben:

„Sie dann trat in den Sessel zum göttlichen Held Diomedes,
Heiss im Begierde des Kampfs; laut stöhnte die buchene Axe
Lastvoll tragend die Graungöttin und den stärksten der Männer.*)

Wir sehen hieraus, dass die Achsen bei diesen Kriegs-

*) Ganz anders beschreibt derselbe Dichter den Wagen der Juno im Olymp (Iliad. V. 722): Die Räder mit acht ehernen Speichen, die Felgen von Gold, aber mit ehernen Schienen beschlagen; die Nabe von Silber, die Achse von Eisen. Das Gespann und die olympischen Rosse entsprachen dem Wagen an Pracht.

wagen aus Holz waren; daher verdient es beachtet zu werden, dass auch jene Streitwagen, die sich in späterer Zeit in entlegenen Ländern vorfanden, gleichfalls hölzerne Achsen hatten. Nachdem, was weiter oben über die Ueberreste morgenländischer Sitten längs der europäischen Westküste gesagt worden ist, kann es uns nicht befremden auch den orientalischen Gebrauch der Kriegswagen in solchen Ländern des alten Britannien und Gallien wiederzufinden, die an die Meeresküste grenzen, und von denen wir zu wissen glauben, dass dort phönicische Handelscolonien bestanden haben; aber gar zu erfahren, dass auch diese Wagen, gleich den griechischen vor Troja, knarrende Holzachsen hatten: das dürfte mehr sein, als sich erwarten liess. Diodorus äussert, wie bereits erwähnt wurde, über die Briten, dass sie noch zu seiner Zeit ihre alten Sitten beibehalten hätten; „denn", so sagt er, „im Kriege brauchen sie Streitwagen, ganz so wie die griechischen Helden sie vor Troja gebraucht haben sollen." Diodorus scheint also nicht gewusst zu haben, dass der Gebrauch der Streitwagen viel älter war, z. B. bei den Aegyptern und Phöniciern, als bei den Griechen vor Troja.

Julius Cäsar beschreibt an mehren Stellen die Kämpfe des römischen Heeres in Britannien gegen Kriegswagen (esseda) und an einer Stelle (Bell. Gall. IV. 33) liefert er eine Beschreibung derselben, die uns deutlich erkennen lässt, dass auch diese, gleich dem Wagen des Diomedes bei Troja, knarrende, hölzerne Achsen hatten. Cäsar erzählt darüber: „Die Art des Kampfes mit diesen Wagen ist folgende: Erst fahren die Feinde nach allen Richtungen hin und werfen ihre Speere; und gerade durch den Schrecken der Rosse und das Knarren der Räder (strepitu rotarum) durchbrechen sie meistens die Glieder, und nachdem sie in die Schwadronen der Reiterei eingedrungen sind, springen sie von den Wagen und streiten zu Fuss. Inzwischen ziehen sich die Wagenlenker nach und nach aus dem Kampfe zurück und stellen ihre Wagen so, dass die Kämpfer, wenn sie von der Menge der Feinde zu hart bedrängt werden, sich leicht nach ihren Wagen zurückziehen können." Gerade so geschah es, nach Homers Beschreibung bei Troja.

Diese Streitwagen waren sich der Hauptsache nach vollkommen gleich; so bei den Aegyptern, wie bei den Phöniciern (den Cananitern und Philistern), bei den Griechen vor Troja und den Briten zu Julius Cäsar's Zeit: zum unwiderleglichen Beweis, dass sie alle derselben Quelle

entstammten. Sie hatten zwei sechsspeichige Räder, die auf einer an den Enden runden, und in der Mitte viereckigen Achse liefen, auf welcher der Wagenkorb befestigt war. Derselbe ruhte ferner auf der Deichsel, die sich etwas aufwärts gebogen vorstreckte und zwischen zweien vorgespannten Rossen hinlief. Der Wagenkorb war vorn rund; dort, wie auch an den Seiten so hoch, dass er den Streiter bis an den Leib schützte; hinten aber war er offen, damit der Kämpe rasch aus- und einspringen konnte. Von Umfang war er nicht grösser, als dass er zwei Personen bequem fassen konnte: den Kämpen und den Wagenlenker. (Bei den Aegyptern waren drei Personen auf einem Wagen; der Fuhrmann in der Mitte, und ein Krieger an jeder Seite.) Der Wagenlenker hielt die Zügel mit beiden Händen; und ausserdem eine Peitsche in der Rechten; der Streiter war mit Bogen, Lanze oder Wurfspiess bewaffnet. An der Aussenseite waren Köcher für Pfeile und sonstige Waffen angebracht*). Ein solcher Streitwagen hiess bei den Galliern und Briten: esseda oder essedum und der Wagenkämpfer: essedarius.

Eine andere Art von Streitwagen bei den Galliern und Briten hiess Covini, deren Kämpfer mit Sicheln und Sensen gerüstet waren. Siehe Dr. Uhlemann's „Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde", pag. 99—101.

In Dänemark und dem westlichen Scandinavien haben wir, so viel ich weiss, keine Beschreibungen oder Traditionen von Kriegen aus so alter Zeit, aber ich bin nichtsdestoweniger überzeugt, dass diese alte orientalische Methode zu kämpfen auch hier existirt hat, und hier wie anderswo allmälig durch die indogermanischen Sitten verdrängt worden ist. Und dennoch haben wir auch bei uns, obschon aus viel späterer Zeit, eine schwache Erinnerung von einem Kriegswagen. In dem alten historischen Roman, den wir „Sagubrott om Bråvallaslaget" (Bruchstück aus der Saga von der Bråvallaschlacht) nennen, ist auch von dem greisen König Harald die Rede, welcher aus Schonen war, also gerade aus der Gegend, welche ehemals von den Morgenländern am meisten besucht gewesen ist. Da heisst es, dass der König, weil er altersschwach war, sich auf die Kniee in den Streitwagen legte und focht mit einem Schwerte in jeder Hand, bis sein eigener

*) Einen solchen ägyptischen Wagen findet man in Bonomi: „Niniveh and its palaces". pag. 225. — Aber häufiger und besser in Lepsius grossem Bilderwerke.

Hauptmann Brune ihn mit der Keule schlug, so dass er fiel. Man möge nun dieser Erzählung so viel oder so wenig geschichtliche Wahrheit beilegen, wie man will, so verringert dies doch nicht den beweisführenden Werth der voraus angeführten Facta, dass längs den westeuropäischen Küstenländern wirklich Spuren von orientalischen Gebräuchen vorkommen.

Wenn wir nun bei sorgfältiger Prüfung finden, dass dasjenige, was oben dargelegt worden, wirklich historisch gegründet ist; wenn wir längs der Westküste unverkennbare Spuren von orientalischen Gebräuchen antreffen, die sich in den Binnenländern des europäischen Continents nicht aufweisen lassen; wenn ferner, wie Dr. Movers historisch zu beweisen gesucht hat, die Phönicier überall wo sie sich in grösserer Anzahl angesiedelt, auch Einrichtungen für den öffentlichen Gottesdienst gehabt haben: so hätten wir folglich noch zu untersuchen, ob in dem westlichen und nördlichen Europa Spuren von solchen phönicischen Einrichtungen für den öffentlichen Gottesdienst vorhanden sind, und zwar in denselben Ländern, von denen wir annehmen dürfen, dass dort einstmals Phönicier ansässig gewesen sind.

Wir haben freilich schon einige ethnographische Beweise für den phönicischen Sonnendienst angeführt, der sich kundgiebt in mancherlei noch jetzt fortdauernden Volksgebräuchen, z. B. in der Mittsommernacht auf Anhöhen um ein hell lodernde Feuer zu tanzen (in Irland noch jetzt Balsfeuer, bei uns Baldersbål genannt), gleich den Baalspriestern auf dem Berge Carmel, gleich den Hirpi auf Soracte. — Wir haben auf noch andere Volkssitten hingewiesen: deutliche Reminiscenzen der Sonnenverehrung, wie: das Einsammeln medicinischer Kräuter am Mittsommerabend; die Benutzung des in jener Nacht fallenden Thaues als Heilmittel u. s. w. Aber obgleich diese Beweise für jeden unparteiischen Mann genügend sein dürften, scheint doch noch mancher nichts weniger als überzeugt zu sein, dass der Sonnendienst, so wie er zu Moses und Josuas Zeit in Canaan herrschte, auch in grauer Vorzeit hier im Norden geübt worden ist. Damit leugnet man also auch, dass hier Tempel und Priester für diesen semitischen Cultus gewesen sind.

Gleichwie wir nun die Denkmäler mit ihren symbolischen Figuren von Scandinavien bis nach Aegypten und Phönicien verfolgt haben, und die religiösen Gebräuche von dem phönicischen Canaan bis an die Nordküste unserer Halbinsel; desgleichen die semitische Methode die Saat

einzuernten und sich im Kriege der Streitwagen zu bedienen: so wollen wir nun auch versuchen, Spuren schon verschwundener Baalstempel aufzusuchen sammt den Priestern, welche darin dem phönicischen Götzendienste vorstanden.

Wir wollen mit den Verhältnissen in Massilia beginnen und von dort aus nach dem westlichen Europa übergehen. Den merkwürdigsten Aufschluss hierüber giebt uns die Seite 106 genannte Steintafel, die vor einigen Jahren (1845) in Marseille unter den Trümmern eines alten Baalstempels gefunden wurde. Diese phönicische Tafel ist, wie schon gesagt, von dem gelehrten Semitisten Dr. Movers erklärt worden, welcher in seinem Werke: „Das Opferwesen der Carthager“ eine ausführliche Erläuterung derselben giebt. Die Inschrift der Tafel beginnt mit den Worten: „Beth Baal“ (das Haus oder der Tempel Baals), sie ist in phönicischer Schrift eingegraben — welche nach Dr. Movers aus deutlichen Buchstaben besteht — und in reinem Stil abgefasst — der nach der Ansicht des Verfassers nicht älter, als aus dem 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. sein kann. Aber besonders lehrreich ist es für uns, dass diese Tafel darthut, dass es in Massilia Priester gegeben hat, die in phönicischer Sprache Gottesdienst gehalten haben. Also wurde, obschon die griechische Sprache Volkssprache war, dessenungeachtet der Gottesdienst auf phönicisch gehalten. Wir finden dasselbe bei den Juden wieder, die in allen Ländern, wo sie auch wohnen, doch in den Synagogen ihren Gottesdienst auf hebräisch halten; wie die Katholiken auf Latein; (die Hindu in der Sanscritsprache, Sundew.) Nur die reformirten Gemeinden der christlichen Kirche halten ihren Gottesdienst in der Sprache, die das Volk liest und spricht.

Genannte Steintafel enthält Vorschriften für die Opfernden, woraus hervorgeht, dass das Ritual der Phönicier eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem der Juden hatte; vieles darin erinnert an die Vorschriften im 1. und 2. Buche Moses. Gleichwie bei den Hebräern, so gab es auch bei ihnen eine Menge Ceremonien, welche strenge beobachtet werden mussten, und wie bei ersteren, war es auch ihnen strenge verboten, fremde Götter anzubeten, d. h. einer anderen als der Staatsreligion zu dienen. Wir kommen der Wahrheit am nächsten, wenn wir uns die Phönicier, als in den meisten Beziehungen ihren Stammverwandten, den Juden, gleichend denken. Sie waren wie diese überaus unternehmend, sowohl als grössere Geschäfts-

leute, wie als Kleinhändler, die den heutigen Schacherjuden entsprachen. Sie liessen sich theils einzeln, theils in Colonien, in vielen verschiedenen Ländern nieder, wo sie neben dem Handel auch ihren Cultus übten und alle dazu gehörenden Ceremonien der Vorschrift gemäss beobachteten.

Die oben erwähnten Vorschriften waren, nach Dr. Movers, von Carthago aus nach Massilia gekommen, dessen Priestercollegium zu damaliger Zeit über das Gesammtpriesterthum aller phönicischen Coloniestaaten die Oberaufsicht und den Oberbefehl führte. Aehnliche Vorschriften mochten für gewöhnlich auf Leder oder Zeug geschrieben, in dem priesterlichen Archive des Ortes aufbewahrt werden; aber die hier genannten, in Stein eingehauenen, waren in der Vorhalle des Tempels aufgestellt worden, zur Richtschnur für alle Opfernden.

Dr. Movers hat uns Seite 20 — wie bereits Seite 133 erwähnt wurde — mitgetheilt, dass die Phönicier überall, wo sie sich als Handelsleute niederliessen, auch Einrichtungen zum öffentlichen Gottesdienst hatten; und ferner, dass auch im Occidente, an allen bedeutenden Handelsplätzen, phönicische Heiligthümer und phönicische Priester da gewesen sind, denn das ganze phönicische Volk war, wie schon vorhin gesagt wurde, gleich den Juden, seinem einheimischen Cultus sehr ergeben und derselbe war an allen fremden Handelsplätzen ganz und gar nach dem Typus der einheimischen Heiligthümer eingerichtet. Nach diesen Aufschlüssen, in Verbindung mit demjenigen desselben Verfassers, dass „die atlantischen Küsten mit tyrischen Handelscolonien bedeckt waren," kann wohl niemand bezweifeln, dass an verschiedenen Orten des westlichen und nördlichen Europa wirklich Einrichtungen für den Baalscultus existirt haben.

Indess, man begnügt sich nicht mit Traditionen. Der Geschichtsforscher verlangt geschriebene Geschichte zum Beweise, wenn man ihn davon überzeugen will, dass es hier im westlichen Europa wirklich ein Baalsheiligthum mit phönicischen Baalspriestern gegeben hat. Ich glaube nun im Stande zu sein, einen solchen historischen Beweis zu liefern, den ich dem Urtheil der Gelehrten unterbreite.

Der Leser wird sich erinnern (siehe Seite 25), dass der Gott, dessen Fest die Hirpi begingen, als sie auf dem Berge Soracte das Baalsfest auf dieselbe Weise feierten wie die Baalspriester in dem alten Canaan — von

Plinius Apollo d. h. der Sonnengott genannt wurde; und als Strabo erzählt, dass die Phocäer den Gott verehrten, dessen Cultus mit ihnen nach Massilia gekommen war, nennt er, als Grieche, diesen Gott Apollo (vergl. pag. 106); in Massilia hiess er jedoch Baal und wurde als solcher verehrt. Folglich ist der griechische Apollo als Sonnengott gleichbedeutend mit dem phönicischen Baal.

Ueber einen Baalstempel in dem alten England (oder Apollotempel wie er auch dort von einem Griechen benannt ist), haben wir nun in der That eine historische Beschreibung aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. Der Grieche Hecatäus von Abdera, welcher zu Alexander des Grossen Zeit lebte, berichtet in seinen Fragmenten über eine Insel, welche mitten vor der keltischen (gallischen) Küste liegt und um nichts kleiner als Sicilien ist.*) Dass diese Insel Britannien ist, kann niemand bezweifeln wollen und ist auch, soweit ich weiss, niemals in Frage gestellt worden. „Man findet dort", sagt Hecatäus, „einen ausgezeichneten Tempel von runder Form und geschmückt mit vielen Weihgeschenken.**) Zu dem Tempel gehört auch ein prachtvoller Hain. Man fabelt, dass Latona (Apollo's Mutter) hier gewesen sei, und dass Apollo (d. i. Baal) hier deswegen vor allen anderen Göttern verehrt werde, und diejenigen, welche täglich sein Lob singen und ihn mit den höchsten Ehrenbezeigungen feiern, werden für Priester Apollo's (Baal's) gehalten." Was der Verfasser hierauf über die eigene Sprache der Einwohner (der Priester?) sagt und über deren Verbindung mit Delos, wo Apollo einen berühmten Tempel hatte, so ist dieses so verworren, dass Hecatäus sich der Sache selbst nicht klar bewusst gewesen zu sein scheint.

Herr Batemann, welcher diese Stelle in seinen Antiquities of Derbyshire p. 2, anführt, sagt, dass dieses die erste Beschreibung von Stonehenge, oder noch wahrscheinlicher von Albury ist. Für meinen Stoff ist es gleichgültig, wo der Ort in Britannien lag, aber desto wichtiger ist es zu wissen, dass dort ein dem Sonnengotte Apollo d. i. Baal geweihter Tempel gestanden hat. Ich wüsste nicht, dass dieses einem Zweifel unterliegt; denn wenn ein Grieche oder Römer jener Zeit von dem phönicischen Sonnengotte Baal reden wollte, so hatte er keinen anderen Namen dafür als Apollo, welches mit zahlreichen Beweisen zu belegen ist. Somit dür-

*) Fragmenta Historicorum graecorum, Vol. II. p. 386.

**) Gleich allen Baalstempeln.

'en wir wohl annehmen, dass wir aus alter Zeit wenigstens über einen }aalstempel in England eine historische Angabe besitzen. Ein, meiner \nsicht nach hierauf anwendbarer Satz kommt bei Movers III. S. 67 vor, vo es heisst: „Die Phönicier trieben starken Handel mit Kupfer- und }ronzegeräthen, wovon die Künstler sowohl Tempelgeräthe, als ·olche zu profanem Gebrauche anfertigten, die nach Britannien ;ingen.“ Hieraus lässt sich folgern, dass in Britannien Tempel sein nussten, in welchen diese Tempelgeräthe gebraucht wurden; und dies galt iicht allein für Britannien, sondern auch für die weiter nördlich gelegenen ,änder, wo wir wirklich solche Tempelgeräthe in der Erde verborgen inden.

Nachdem wir uns nun, wie ich vermuthe, davon überzeugt haben, lass in alter Zeit ein Baalstempel in England gestanden hat, glaube ich ıuch ohne Bedenken annehmen zu dürfen, dass ein ähnlicher Götzentempel oder eine Opferstätte für phönicischen Cultus bei Peccatel in Meklenburg gestanden hat. Wo man einen solchen Opferaltar und einen solchen tyrischen Kesselwagen gefunden hat, wie in dem Hügel bei Peccatel, da müssen auch Opferceremonien stattgefunden haben; da müssen Priester gewesen sein, die denselben vorstanden. (Vergl. was hier Seite 53 nach Lisch angeführt worden ist.)

Anmerk. Es dürfte auffällig erscheinen, dass alle diese Gegenstände: Opferaltar, Opfergefässe, Kesselwagen, das Skelett (vermuthlich dasjenige eines Geopferten), nebst verschiedenen wahrscheinlich zum Tempeldienste gehörenden Waffen, Geräthen und Schmucksachen aus Bronze und Gold etc.etc. mit einem steinernen Gewölbe bedeckt wurden und darüber ein Erdhügel ıufgeworfen. Dieses dürfte nur auf eine Weise zu erklären sein, nämlich, lass dort, wo eine neue Religion in ein Land eindrang und sich geltend nachte, die Priester der alten Religion ihre Tempel und Opferstätten verlassen nussten. Aber bevor sie gingen, wollten sie ihre heiligen Tempelgeräthe vor Entweihung schützen, welches sie vielleicht am besten dadurch zu bewerkstelligen glaubten, dass sie einen grossen Erdhaufen darüber her warfen. Wahrscheinlich war der Ort, wie alle Baalshäuser es zu sein pflegten, von einem grossen, dichten Walde umgeben. — An anderen Orten haben die Priester ihre heiligen Tempelgeräthe dadurch zu schützen gesucht, dass sie sie ins Wasser versenkt haben, worin sich dann im Laufe der Zeit Torferde gebildet hat. Hierdurch lässt sich auch erklären, dass der bei Ystad gefundene Kesselwagen in einem Teiche lag; und gewiss lässt sich auch nur auf diese Weise der im verwichenen Sommer in einem Torfmoore auf Fühnen

stattgehabte Goldfund erklären, worüber wir weiterhin ausführlicheren Bericht nebst Abbildung einer der gefundenen goldenen Schalen geben werden. Auch die Erlangung verschiedener Funde in unseren alten schonischen Torfmooren, lässt sich am besten auf diese Weise erklären*).

Dasselbe Verhältniss wie bei Peccatel wird ohne Zweifel auch in Schonen in der Nähe des Kivikmonumentes obgewaltet haben. Die Scenen, welche auf diesem Denkmale in Bilderschrift dargestellt sind, können nicht erdichtet sein; sie müssen einen historischen Hintergrund haben: phönicische Opferpriester in ihrer Amtstracht und um den Opferkessel stehend; die Gefangenen, die mit auf den Rücken gebundenen Händen herzu geführt werden — alles dieses deutet unleugbar eine Handlung an, die eine entsprechende Wirklichkeit haben musste.

Dass auf den dänischen Inseln eine oder mehre Stätten für öffentlichen Baalsdienst gewesen sind, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen und werde später meine Gründe für diese Annahme vorlegen.

Eine andere Einrichtung für den öffentlichen Baalsdienst hat ohne Zweifel am Sognefjord in Norwegen bestanden, in der Nähe des durch die Frithiofssage berühmt gewordenen Framnäs.

Anmerk. Es leidet keinen Zweifel, dass auch in der älteren, in Prosa verfassten Sage manches erdichtet ist; aber ebenso unzweifelhaft ist es, dass derselben wirkliche Geschichte zu Grunde liegt, welches man leicht merkt, wenn man den Ort besucht, die Denkmäler erblickt und den mündlichen Ueberlieferungen aus der Vorzeit lauscht. Ich besuchte den Ort im

---

*) Dass diese Erklärungsweise des Ortes, wo derartige kostbare Funde verborgen sind, die richtige ist, lässt sich aus einem Ereignisse schliessen, welches freilich in viel späterer Zeit stattgefunden haben soll und worüber mir von einem Freunde in Copenhagen mitgetheilt worden ist. Als die Reformation in Dänemark eingeführt wurde und die Mönche das Kloster zu Roeskilde verlassen mussten, verbargen und vermauerten sie alle zu ihrem Cultus gehörigen Kostbarkeiten aus Gold und Silber. Sie wurden jedoch unter Androhung der härtesten Strafen gezwungen den Ort anzugeben, wo sie ihre Schätze verborgen hatten, und noch jetzt soll man den Ort zeigen, wo dieselben eingemauert gewesen sind. Es ist begreiflich, dass eifrige und treue Priester einer Religion, die verfolgt und ausgerottet wird, die Diener der neuen Religion für so profan ansehen, dass ihre Hände nicht die heiligen Geräthe anrühren dürfen, die vorher ihrem Cultus gedient hatten; und besonders muss dies der Fall mit den Baalspriestern gewesen sein, deren Religion so voll von Ceremonien und so streng und ausschliesslich ihnen anbefohlen war.

uli 1826. An der Meeresküste, welche den nördlichen Theil des Fjords ildet, liegt auf einer Anhöhe, welche nach Süden hin abdacht, die Kirche eganger und unterhalb derselben ein Garten mit üppigen Obstbäumen: pfel-, Kirsch- und Pflaumenbäumen; sogar einen grossen Wallnussbaum fand h dort. Oberhalb der Kirche und an den Seiten war der Abhang mit chönen, dichtbelaubten Bäumen bepflanzt: Birken, Linden, Ulmen, Eschen, wischen fruchtbaren Kornfeldern, die gerade in ihrer höchsten Schönheit rangten. Alles verkündete Fruchtbarkeit. Einige hundert Ellen westlich on der Kirche liegt ein Kegelgrab, welches ein alter Bauer, der uns umher ührte (der Pfarrer war abwesend), *Baldershaug* nannte; auf der Karte heisst s Hanehaug. An seiner dem Strande zugewandten Seite erhob sich ein Bautastein 9 Ellen hoch über den Hügel empor, der höchste und schönste, len ich jemals gesehen habe. Derselbe gleicht einem Obelisk; er ist spitz, twas flach und ohne Inschrift. Der Bauer erzählte uns Geschichten von Kämpfen zwischen einem Teufelsbauern und einem Baldersbauern, wie er ich ausdrückte, und derartiges mehr. Von Söstrand segelten wir eine halbe Meile W.S.W. und umschifften ein Vorgebirge, welches jetzt Vangsnäs heisst, aber ehemals Framnäs genannt wurde und wo Frithiof seinen Hof gehabt haben soll. Man findet dort verschiedene Kegelgräber und Schiffssetzungen aus der Wikingerzeit; auch stehen dort alte dicht belaubte, dicke Eichenstämme, Eschen, Birken u. s. w. Westlich von dem Vorgebirge liegt der Balestrand, wo, wie die Meisten glauben, Baldershain gelegen war. An diesem Strande liegt ein sehr grosser Hügel, der *Baleshaug*, wo König Bale oder Bele begraben liegen soll. Es soll dort auch ein Hof in der Nähe iegen, welcher Bele heisst. Die Benennung *Baleshaug* scheint mir treuer aus der Vorzeit beibehalten zu sein, als Baldershaug, welches eine später entstandene Dialectveränderung ist.*) Doch scheint mir am wahrscheinlichsten, dass der Götzentempel an derselben Stätte gestanden hat, wo später eine christliche Kirche erbaut wurde, und, dass diese zur Zeit der Mönche in ebenso hohem Ansehen gestanden, als ehemals, lässt sich daraus schliessen, dass der Ort in einer überaus fruchtbaren und anmuthigen Gegend iegt. Vielleicht sind auch der Hain und der Garten von sehr hohem Alter. Bemerkenswerth ist, was man sich dort aus alter Zeit von bedeutenden und werthvollen Schätzen erzählt, die in der Erde gefunden sind. Sie haben möglicherweise dem Baalstempel gehört; denn wir wissen, dass diese stets sehr reich zu sein pflegten. — In diesem Fjord war es auch, wo ich 1826

*) Mittlerweile ist dies beweisend für jeden, der überhaupt Beweise annehmen will, dass die beiden Namen Bal und Balder neben einander in derselben Gegend vorkommen und auch dieselbe Bedeutung haben. Und dennoch hat man behauptet, dass Balder durchaus keine Gemeinschaft mit Bal habe. Aber hierüber ein Weiteres in der Abhandlung über das Eisenalter, wohin diese Frage eigentlich gehört.

die orientalische Methode des Lachsfanges anwenden sah. Nilss. Fauna 3. pag. 392.

Dass die Phönicier auch bei Lofoden eine Einrichtung für den öffentlichen Baalsdienst gehabt haben,*) halte ich deswegen für wahrscheinlich, weil sie dort ohne Zweifel eine bedeutende Handelscolonie hatten. Vergl. S. 119. Ich habe es auch für das Wahrscheinlichste gehalten, dass das Thule des Pytheas in der dortigen Gegend gelegen hat.

Anmerk. Dieses so oft beschriebene und besungene Thule ist von den verschiedenen Dichtern nach vielen, weit von einander entfernten Ländern verlegt worden. Die Ursache hiervon ist, dass Pytheas angegeben hatte: Thule läge am weitesten nördlich — und man wusste nicht, welchen Weg Pytheas auf seiner Reise eingeschlagen hatte. Daher kam es nun, dass ein Jeder, der Kunde von einem Orte erhielt, der seines Erachtens am weitesten nördlich lag, oder denselben vielleicht gar selbst besucht hatte, ihn sofort ohne Bedenken Thule nannte. Ein Beispiel: Als die römische Flotte die äusserste Spitze von Caledonien umschifft und jene Inseln entdeckt und in Besitz genommen hatte, die wir die Orkaden nennen, da sahen sie weiter nördlich aus der Ferne noch ein anderes Land, welches sie sofort für Thule hielten, obschon es offenbar kein anderes war, als die Shetlands-Inseln. Als Dicuil von einigen Mönchen erfuhr, dass Island in dieser Richtung am weitesten nördlich läge, nannte er es ohne weiteres Bedenken: Thule. Als Procopius in Constantinopel mit einigen Herulen zusammentraf, welche erzählten, dass sie aus einem Lande im höchsten Norden herstammten, schrieb er sogleich in sein Buch, dass sie aus Thule seien, obwohl diese Leute selbst ihrem Heimathslande gewiss nicht diesen Namen gegeben, den sie vielleicht niemals gehört hatten. Dieses Zusammentreffen ist übrigens höchst merkwürdig und wird in der Abhandlung über das *Eisenalter* näher zur Sprache kommen. — Wenn die Poeten von „ultima Thule" sprechen, so haben sie gewiss keinen festen Begriff dabei im Sinne gehabt. Wenn man mit Grund auf die Worte des Skalden Statius: „et refluo circumsona gurgite Thule," diesen Ausdruck auf den Geiser auf Island hat anwenden wollen.

---

*) Ich kam auf meiner Reise 1816 nicht dahin; aber die Kriegsräthin Coldevin auf Dönnäs, welche in Lofoden geboren war, erzählte mir, dass dort eine seltsame Grotte sei, in welcher sie mit anderen Kindern „Verstecken" gespielt hätte, und die ihr in späteren Jahren als höchst merkwürdig aufgefallen sei; besonders darum, weil sie augenscheinlich in früheren Zeiten von Menschenhänden aufgeführt war. — Ich habe dieses zu erwähnen nicht für unwichtig gehalten, für den Fall, dass irgend ein sachkundiger Mann Gelegenheit haben würde, die Sache näher zu untersuchen. Vielleicht existirt die Grotte jetzt nicht mehr; vielleicht ist sie auch ohne weitere Bedeutung.

ınd damit beweisen, dass Island Thule sei, so erlaube ich mir daran zu ːrinnern, dass dieser Ausdruck, wenn man ihm eine entsprechende Wirk-ichkeit unterlegen will, jedenfalls viel besser auf den Malström oder Salten-ıtröm aussen vor der Küste von Norwegen passt, als auf den Geiser auf sland*). — Auf der Insel Tränen sah ich eine ungeheure Thoröffnung in ine Grotte, an der Seite einer Felswand führen; doch bemerkte man dort eine Spur von Menschenhand.

Verzeichniss

über hier beifolgende Abbildungen von Bronzealterthümern.

Die Originale zu den hier beigelegten Abbildungen sind fast alle auf chwedischem Gebiete gefunden worden; sie werden theils in dem Museum ler königl. Academie der Wissenschaften etc. etc. in Stockholm = St. Museum, aufbewahrt; theils in dem Museum der Universität zu Lund = L. Museum; und letztere sind grösstentheils von dem Verfasser ;esammelt worden.

Ich hätte hier gern Auskunft über sämmtliche Ortschaften in Schweden egeben, wo Bronzesachen aus der Vorzeit gefunden worden sind; doch ehlen mir dazu noch hinreichende Angaben. Ich muss indess daran erınnern, dass die Bronzesachen, wiewohl sie ursprünglich durch Handels-olonien nach dem Norden gekommen sind, die anfangs längs der Westküste ngelegt wurden, doch auch an manchen Orten tiefer ins Land eingedrungen

---

*) Am 18. August 1816 ruderte ich in einem Boote über den Saltenström, bei iner Gelegenheit, wo das Wasser im Fjorde mit dem Wasserstande des Meeres leich war. Aber nachher sah ich von einer aus dem Meere hervorragenden Klippe ie das Wasser an der einen Seite zu steigen begann und mit jedem Augenblicke uchs. Da bildeten sich tiefe trichterförmige Wirbel, der eine neben dem an-eren, in die wir von der Klippe aus bis in den Grund hineinsehen konnten, und n deren steigenden Rändern das Wasser schäumend und brausend tobte, wie ine gewaltige Sturzfluth (störtflod); die ganze Wassermasse war in einer entsetz-ch wilden, reissender Strömung. Man sagte mir, dass dieser Strom jedes Jahr einige Ienschenleben verschlingt, welches hauptsächlich daher rührt, dass sich in seiner ähe vorzügliche Fischstellen befinden. Wenn nun der Fischer sich diesen zu ähern trachtet, geräth er bisweilen dem Rande des Wirbels zu nahe und wird ugenblicklich hinab gerissen in den entsetzlichen Schlund und an den scharfen lippen gequetscht.

sind, besonders an dem Ufer grösserer Gewässer. Diese Verbreitung über den grössten Theil des Landes kann verschiedene Ursachen haben: Handel, Kriegsleute, Wohnungswechsel, Volksmischung u. s. w.

Die Bronzesachen lassen sich eintheilen in: 1) Waffen, 2) Schmucksachen, 3) Geräthe zum profanen Gebrauch und 4) Geräthe für die religiösen Verrichtungen. Der letztgenannten Abtheilung hat man bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

I. Die **Waffen** sind:

1) Angriffswaffen.

A) *Schwerter*. Wenn selbige kurz sind, werden sie Dolche genannt.

a) mit ganzen Griffen, α) mit kurzen Heften von 2 Zoll 2 Lin. Länge; meistens mit orientalischen Verzierungen geschmückt. Hierher gehören Taf. 1 Fig. 1, 2, 3, 4, wozu die Originale im St. Museum aufbewahrt werden. Taf. 2 Fig. 11, copirt nach Lisch' Meklenb. Jahrb. IX. Fig. 5. — β) mit langen Heften von 2 Z. 6 Lin. bis 3 Z. 4 Lin. und niemals mit orientalischen Verzierungen geschmückt: Taf. 1 Fig. 5 und 6. St. Museum.

b) mit Griffzunge, mehr oder weniger schmal, aber immer schmaler als die Klinge. Bei solchen, wo dieses Stück platt und etwas breit ist, sind auf beiden Seiten Platten von Horn, Bein oder Holz mittelst Nägeln darauf befestigt gewesen und haben den Handgriff gebildet: Taf. 1 Fig. 7 und 8. L. Mus.

Bei solchen, wo die Griffzunge schmal und fast rund ist, ist diese wahrscheinlich in den Handgriff hineingesteckt gewesen, welches dann von Horn (Hirschhorn), Bein oder Holz gewesen sein mag. Taf. 2 Fig. 9, 10. L. Mus. — In Betreff des Schwertes Taf. 5 Fig. 60, siehe die Beschreibung Seite 97.

c) Mit einer Griffzunge (Griffheft), welche breiter ist, als die Klinge. Der Dolch Taf. 2 Fig. 12. Diese Form ist immer sehr dünn und breit und scheint nicht zu der ältesten Bronzeperiode zu gehören.

Die Klinge ist bei allen Schwertern spitz und zweischneidig. Die Schneide ist entweder gerade, wie bei Fig. 6, 9 und 10, oder mehr oder weniger schwach Sförmig gebogen wie bei Fig. 7 und 8. Bei Fig. 7 ist die Klinge etwas unterhalb des Handgriffes am schmalsten, und am brei-

testen am ersten Drittheil von der Spitze gerechnet. Längs der Schneide läuft zu beiden Seiten eine Rille. Diese Form kommt in den Westländern, wenigstens von Schonen bis Irland vor.

B) *Lanzen.* Diese sind gleich den Schwertern, immer spitz und zweischneidig und haben eine Schaftröhre, in welcher ein langer hölzerner Schaft gesteckt hat. Diese Röhre ist oft mit Verzierungen geschmückt. Bisweilen reicht die Schneide zu beiden Seiten des Blattes bis an das Schaftloch hinab, Taf. 2 Fig. 15, bisweilen endigt sie schon etwas höher hinauf an der Schaftröhre, Fig. 14, 16. An dem unteren Ende hat der Schaft einen viereckigen Beschlag gehabt, welcher hier nicht mit abgebildet ist.

C) *Streitäxte,* von verschiedener Form, aber besonders zweierlei Art:

a) lange mit hindurchgehender (vorstehender) Schaftröhre; mit mehr oder weniger geschweifter Vorder- und Rückseite und mit langer Schärfe. Wir sehen eine solche Taf. 3 Fig. 34 Copenh. Mus.) und solche Aexte sind es auch, die wir auf dem Steine No. 1 des Kivikmonumentes gesehen haben. Ferner gehören hierher No. 113 in Worsaae: Nord. Olds. und unsere Abbildung Taf. 3 Fig. 35.

b) vierseitige, mit gerader Vorder- und Rückseite, die beiden Seitenflächen einen sehr offenen Winkel bildend. Taf. 4 Fig. 46.

D) Sogenannte *Paalstäbe*: Taf. 2 Fig. 18, 18 a St. Mus. Fig. 19 L. Mus. Auf welche Weise diese geschaftet gewesen sind, weiss ich nicht zu sagen. Einige nehmen an, dass sie gleich den Aexten einen Hakenschaft hatten, andere, dass sie mit einem geraden Stiel versehen waren. Aber damit möge es sich verhalten wie es wolle, so steht doch soviel fest, dass sie als Kriegswaffe benutzt worden sind; denn in dem geringen Kreise meiner Erfahrungen sind schon zweimal solche Waffen mit anderen Kriegswaffen beisammen gefunden worden. Das Original zu Fig. 19 wurde, wie schon Seite 88 erwähnt ist, mit einem Bronzeschwerte in einer Steinkiste gefunden; und einen ähnlichen Paalstab fand man zwei Meilen von Lund auf einer Wiese, unterhalb der Grasnarbe, zusammen mit dem Streitkolben Taf. 5 Fig. 63; beide hatten vielleicht demselben Kriegsmann gehört. Möglicherweise waren sie als Streitäxte benutzt worden.

Eine andere Form, gleichfalls als Paalstäbe bezeichnet, Taf. 3 Fig. 30—32 kann möglicherweise wie die Aexte gestielt und benutzt worden sein, wie z. B. Taf. 4 Fig. 51, welche ich 1860 bei Lindenschmidt sah und die in dem Salzwerke bei Reichenhall gefunden war.

E) Die sogenannten *Celten.* Von diesen glaubt man auch, dass sie wie Aexte gestielt und sowohl im Kriege wie zum täglichen Gebrauch benutzt wurden, gleichwie Fig. 30. Ich selbst bin übrigens der Ansicht, dass die ehemalige Nutzanwendung dieser Form noch nicht genügend bekannt ist. Man hat diese Celten in den verschiedensten Grössen und Formen. Die hier Taf. 4 Fig. 47 abgebildete ist eine der gewöhnlichsten, L. Mus. Fig. 48 soll eine Form vorstellen, in die Celten gegossen wurden. Solche und andere Gussformen sind sowohl hier als in Dänemark gefunden worden. Auch hat man an mehren Orten in Schonen eiserne Celten von derselben Form gefunden wie die Bronzecelten.

F) *Streitkolben:* Taf. 3 Fig. 33 aus Gottland, St. Mus. und Taf. 5 Fig. 63 aus Schonen, L. Mus. — Anmerk. Vor vielen Jahren wurde mir aus Schonen ein Schädelknochen eingeliefert, in welchen von einer solchen Keule eckige Löcher gehauen waren. In dem reichen Museum zu Copenhagen liegt eine Bronzekeule aus Italien (eine etruskische), die, wenn mein Gedächtniss mich nicht trügt, der Fig. 63 sehr ähnlich ist.

Taf. 5 Fig. 64. Streitkolben mit einem Menschenantlitze auf einer Seite L. Mus. Vergl. A. E. Holmberg: „Der Norden im heidnischen Zeitalter," I, Seite 36. Diese Keule ist in einem ausgetrockneten Strome, einige Meilen nördlich von Uddevalla gefunden und mir von meinem Freunde Holmberg geschenkt worden. Sie ist bis jetzt die einzige ihrer Art.

G) *Pfeil;* einen solchen sehen wir vielleicht auf der Taf. 2 Fig. 17 L. Mus. Doch hege ich noch Zweifel hierüber, besonders da ich der Meinung bin, dass die Pfeile dreischneidig gewesen sind. Den Grund zu dieser Muthmaassung werde ich später angeben.

H) *Das Heerhorn*, Taf. 4 Fig. 50 dürfte gleichfalls zu den Kriegswaffen gerechnet werden. Es ist in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Es ist, längs den Biegungen gemessen, 4 Fuss 3 Z. lang:

das untere dickere Ende hat $12^1/_4$ Z. im Umkreise und die Oeffnung $3^3/_4$ Z. im Durchschnitt. Es ist aus mehren Stücken zusammengesetzt, welche jedes für sich gegossen und mit in einander fassenden Zähnen zusammengefügt sind, die man sogar in der Abbildung an mehren Stellen vermittelst einer Lupe sehen kann. Es hat die Form und die Krümmung eines Auerochsenhorns, welches bestimmt andeutet, dass es nach einem solchen Horne modellirt ist, und dieses zeigt wiederum, dass dieses Horn zu einer Zeit verfertigt wurde, wo jene colossalen Thiere noch in den sumpfigen Wäldern Schonens lebten. Es ist auch wirklich in einem der älteren Torfmoore in Schonen gefunden, wo nicht selten Knochen von Auerochsen vorkommen. Auch dieses spricht für das hohe Alter der Bronzeperiode im südlichen Schweden. Wahrscheinlich sind die Hörner der Auerochsen gewöhnlich zu Heerhörnern verwandt worden und es scheinen nur selten, nach diesem Modell, solche aus Bronze gegossen zu sein. Ich kenne kein anderes vollständiges Exemplar ausser diesem. Es befindet sich in meiner ehemaligen Sammlung zu Lund (jetzt der Universität gehörend). Die Kette ist ebenfalls gegossen und jeder zweite Ring beweglich.

2) Schutzwaffen. Hierher gehören:

Der Schild, Taf. 4 Fig. 43, welcher ohne Zweifel ganz rund und von ansehnlicher Grösse gewesen ist; bestehend aus Holz oder aus mehren über einander gelegten und auf irgend eine Weise zusammengehaltenen Lederstücken. Die hier abgebildete Bronzeplatte ist wahrscheinlich mitten auf der Vorderseite befestigt gewesen mittelst einer Oese, die sich auf der Rückseite befindet; und in der Mitte hat sie eine hervorstehende Spitze. Die Verzierungen verkünden, dass diese Schilde der ältesten Bronzeperiode im Norden angehören. Es fragt sich, ob diese Schilde nicht rings um die Platte mit einer Reihe kleinerer tutuli umgeben gewesen sind, wie wir solche Taf. 5 Fig. 65 abgebildet finden. Eine grössere Anzahl davon fand man in einer Steinkiste bei Måsby und es hiess: sie hätten in einem Kreise gelegen.

Ausser diesen sind in Dänemark noch eine andere Art gediegener Bronzeschilde gefunden worden (Wors. Nordisk. Olds. Fig. 203, 204 a. b.). Diese scheinen mir einer späteren Zeit an-

zugehören, als die erstgenannten, welches sich auch aus ihren der ältesten Bronzeperiode fremden Verzierungen nachweisen lässt und aus ihren breiteren Handgriffen, welche gerade so gross sind, dass sie für eine gewöhnliche Männerhand passen. — Ein Stück von einem Bronzehelm ist in Dänemark gefunden worden, (Worsaae: Nordisk. Olds. Fig. 202) aber bei uns bisher nicht.

II. Schmucksachen von Bronze oder Gold, von hübscher Form und oftmals mit geschmackvollen Verzierungen geschmückt. Hierher gehören:

Ein schöner Hals- oder Brustschmuck, Taf. 3 Fig. 23. Das Original hierzu wird in dem Museum der königl. Academie zu Stockholm bewahrt. Ein ziemlich ähnliches findet man bei Wors. Fig. 226.

Kopfschmuck oder *Diadem*. Taf. 3 Fig. 24, mit schönen Verzierungen St. Mus. Ein ähnliches sieht man in Lisch Jahrb. IX. Fig. 333. — Von einem anderen sehen wir Taf. 4 Fig. 44; 44 a nur eines der mit Verzierungen bedeckten Endstücke, welche also nach hinten sassen.

Hefteln (fibulae, Brochen) Taf. 3 Fig. 25. Diese Broche besteht aus zweien rundovalen Platten, auf der Vorderseite geschmückt mit kreisförmig und mit dem äusseren Rande parallellaufenden, erhabenen Strichen, verbunden durch einen Bügel und unten mit einer Nadel versehen. St. Mus. Die Form ist gewöhnlich. Man findet in dem Museum mehre derartige und eine ähnliche in den Nord. Old. Fig. 187.

— *eine andere Heftel* Taf. 4 Fig. 45, von runder ungewöhnlicher Form, hat in der Mitte ein Rad mit 4 Speichen. L. Mus.

— *eine andere*, Taf. 5 Fig. 59, ist rautenförmig, mit Spiralen und anderen Verzierungen geschmückt. Die Nadel, welche mit einem hohen Knopf befestigt ist, wird an dem anderen Ende von einem spiralförmig auslaufendem Bügel aufgenommen. Eine dieser im Ganzen sehr ähnlichen finden wir in den Nord. Olds. Fig. 174 abgebildet.

Ein Bronzekamm Taf. 3 Fig. 28. Auch dieser ist mit einem vierspeichigen Rade verziert. St. Mus.

Die Armbänder Taf. 3 Fig. 26 und 27 sind bereits Seite 97 näher besprochen worden.

Ein Halsring (Torques) Taf. 4 Fig. 49. Als Schmuck oben auf dem

Kleide zu tragen. L. Mus. Man hat deren von ungleicher Form und bisweilen von Gold. Gewöhnlich haben sie inwendig einen Durchmesser von 6 bis $6^1/_4$ Zoll. Taf. 2 Fig. 22 ist ein Stück von dem Boden eines Gefässes, welches hier nur wegen seiner ungewöhnlichen Verzierungen beigefügt ist.

III. Im täglichen profanen Gebrauch angewandte Werkzeuge sind:

Die Rasirmesser Taf. 3 Fig. 38, 39, 40. Es scheint, als ob selbige wirklich als Rasirmesser benutzt worden sind. Dass das Bronzevolk (die Phönicier) sich rasirt habe, dürfen wir daraus schliessen, dass wir sie stets ohne Bart abgebildet sehen; sogar das Gesicht an dem Streitkolben Taf. 5 Fig. 64 ist ohne Bart. Der sog. Bronzemann, welcher in dem ausgehöhlten Sarge (Todtenbaum) bei Brarup in Dänemark lag, hatte dichtes lockiges, schwarzes Haar; sogar pubes, aber keinen Bart; und zwischen den Kleinigkeiten, die neben ihm lagen, fand man ein Rasirmesser von Bronze und einen hörnernen Kamm. (Freundschaftliche Mittheilung des Herrn Kammerrathes A. Strunk.) Die Bildnisse der Aegypter, Phönicier, Etrusker etc. haben gleichfalls keinen Bart, so viel ich mich erinnern kann. Dahingegen wurde es den Israeliten nach den mosaischen Gesetzen befohlen, Haupthaar und Bart wachsen zu lassen (3. Mos. 19. 27); vermuthlich um sich in ihrer äusseren Erscheinung von den Aegyptern und anderen umwohnenden Heiden zu unterscheiden, die ihren Bart zu scheeren pflegten. Ich erinnere irgendwo gelesen zu haben, dass der Priester des Jupiter in Rom seinen Bart mit einem Bronzemesser rasirte, — gewiss in Folge eines in alten Zeiten adoptirten Brauches.

Das Schnitzmesser, Taf. 3 Fig. 37. Dasselbe ist schon früher in den „Ureinwohnern“ Taf. XVII. Fig. 205, in voller Grösse abgezeichnet. Es lag in einer Urne zwischen gebrannten Knochensplittern und musste sehr abgenutzt sein, als es dort hinein gelegt wurde; es hatte zwei Schneiden gehabt, und von dem hölzernen Stiele sassen noch einige vermoderte Stücke daran.

Pincetten. Taf. 4 Fig. 52, etwas breiter und mit Verzierungen geschmückt. Diese findet man auch von Gold. Fig. 53 ist schmal und ohne Verzierungen. Man glaubt, dass sie zu Frauenarbeiten gedient haben.

Pfrieme und Pfriemspitzen. Taf. 4 Fig. 55, Pfriem mit einem Bronzestiel; Fig. 57 Pfriem, dessen Stiel wahrscheinlich aus Holz gewesen ist. Nord. Olds. Fig. 276, 274.

Nadeln mit dem Auge in der Mitte. Taf. 4 Fig. 56. Nord. Olds. Fig. 275, mit einem Auge an dem oberen Ende, Taf. 5 Fig. 74. 75. Knopfnadel: Fig. 76. Die drei letztgenannten wurden mit anderen Bronzesachen bei Reng im südlichen Schonen gefunden. L. Mus.

Sicheln Taf. 3 Fig. 41 St. Mus. Eine ebensolche siehe in den „Ureinwohnern“ Taf. XVII Fig. 206 L. Mus. Ich sah bei einem Alterthümersammler in Schonen eine solche Sichel, die noch stärker gekrümmt war. Vielleicht sind sie zum Mähen des Getreides benutzt worden, wozu auch Feuersteinmesser recht wohl anzuwenden sind. Vergl. pag. 130.

Aderlasseisen von Bronze, Taf. 3 Fig. 42 („Ureinwohner“ XVII Fig. 210 in natürlicher Grösse) gefunden in einer Urne zwischen gebrannten Knochensplittern. Man sieht gar leicht, wie dasselbe angewandt ist, da man vor nicht langer Zeit noch solche Instrumente aus Eisen zum Aderlassen brauchte. Der Handgriff sass quer und die Spitze wurde mittelst eines Schlägels oder eines Hammers in die Ader getrieben.

Doppelknopf Taf. 3 Fig. 29 a. b. Man hat von diesen Knöpfen geglaubt, dass sie dazu dienten, das Wehrgehänge über die Schulter nach Gefallen zu verlängern oder zu verkürzen. Dies ist möglich: aber gewiss ist, dass ich selbst einen solchen Knopf aus einem Grabhügel genommen habe, wo derselbe auf dem Oberkörper eines Skelettes lag, bei welchem keine Spur von einem Schwerte vorhanden war. „Ureinwohner“ XVII, Fig. 212, a. b.

Stumpfe Pfeile: Taf. 5 Fig. 66, 67 etwas verkleinert; beide im südlichen Schonen in der losen Erde gefunden, sind wahrscheinlich benutzt worden, um solche Thiere zu schiessen, deren Fell als Pelzwerk benutzt werden sollte und darum nicht blutig werden durfte. Einen ebensolchen zweispitzigen eisernen Pfeil habe ich ebenfalls aus Schonen bekommen.

Angelhaken von Bronze Taf. 4 Fig. 54 nach den Nord. Olds. Fig.

277. Ein Bruchstück von einem solchen Angelhaken wurde nebst einer Menge anderer Fragmente von Bronzegeräthen in Dahlsland am Wenersee gefunden, die im St. Museum aufbewahrt werden. Hier möchte ich bemerken, dass die Griechen zu Homers Zeiten gleichfalls Angelhaken von Bronze benutzten. Iliad. XVI. v. 409. Jetzt bleibt uns noch zu nennen: Taf. 5 Fig. 62, ein sogenannter Gusskuchen, vom Bronzegiessen herrührend. Diese sind von sehr verschiedenem Aussehen und kommen nicht selten vor: ein Beweis, dass wirklich verschiedenartige Bronzegegenstände hier im Lande gegossen sind. — Taf. 5 Fig. 58, ein etruskischer Löffel aus Bein; bei Rom gefunden und mir von meinem unvergesslichen Freunde dem Professor Fogelberg, geschenkt, nebst anderen Bronzesachen, welche den unsrigen mehr oder weniger ähnlich sind. L. Mus. — Taf. 5 Fig. 77 ein dünnes Stück Bein, in der Erde gefunden, mit Zeichnungen bedeckt, von denen man vermuthet, dass sie einen Schild mit Buckel und tutuli darstellen sollen.

Anmerk. Es ist bereits Seite 130 auf die bestehende Gleichheit in der *Kampfmethode* mit *Streitwagen* hingewiesen worden bei den Aegyptern Phöniciern, Griechen, Galliern und Briten, und zugleich wurde erwähnt, dass es die aus Aegypten vertriebenen Phönicier waren, welche diese und andere orientalischen Gebräuche verbreiteten. Daher darf es uns auch nicht befremden, wenn wir gleichfalls eine Aehnlichkeit zwischen den *Kriegswaffen* entdecken, welche die Griechen bei Troja und die Phönicier in alten Zeiten hier im Norden geführt haben, und denjenigen, die jetzt bei uns, wie anderorts in Europa, ausgegraben werden. Diese Uebereinstimmung ist so gross, dass es uns bisweilen vorkommt, als hätten unsere Bronzewaffen den Beschreibungen Homers zum Modell gedient; 1) Das *Schwert*, welches Homer stets als zweischneidig und spitz beschreibt, und so sind alle Bronzeschwerter, die bei uns ausgegraben werden. 2) *Die Lanze*, welche ebenfalls als zweischneidig und spitz beschrieben wird; an einer Stelle (Iliad. XVII. v. 297) ist sogar von der Röhre die Rede (worin der Schaft steckt). 3) *Der Schild*, dieser wird immer rund beschrieben; bisweilen mit dem Vollmonde verglichen. Derselbe war gross und bestand aus fünf bis sieben über einander liegenden, vielleicht zusammen geleimten Lederstücken; vorn in der Mitte mit einer Buckel oder einem hochstehenden Nabel versehen. So haben gewiss auch die unsrigen ausgesehen, von denen wir freilich nur noch die Bronzeplatten besitzen. Auch von gediegenen Bronzeschilden ist die Rede. 4) *Streitkolben* werden ebenfalls erwähnt (Iliad. VII. v. 141, 143), obschon dieselben von Eisen oder doch mit Eisen beschlagen waren. 5) *Der*

Pfeil wird (Iliad. XI 507) als *dreischneidig**) beschrieben, und gerade solche Bronzepfeile, die der Spitze einer sog. Stuckatklinge gleichen, findet man in vielen Antiquitätensammlungen. Bei uns sind am häufigsten Pfeile aus Feuerstein angewandt. Um die obwaltende Uebereinstimmung recht zu fassen, muss man die Beschreibungen im Homer lesen und man wird finden, dass selbige so gross ist, dass sie nicht wohl eine zufällige sein kann. Die griechischen und die bei uns gefundenen Bronzewaffen müssen ursprünglich von demselben Volke herstammen und folglich liegt selbst in dieser Uebereinstimmung ein Beweis für die Richtigkeit der hier dargelegten Ansichten.

Es giebt schliesslich noch eine Classe von Alterthümern, welche hier aufgenommen werden muss, nämlich solche, welche in den heidnischen Tempeln zu heiligen Gebräuchen angewandt wurden. Denn, dessen dürfen wir uns versichert halten, wenn es hier Einrichtungen für den öffentlichen Baalsdienst gegeben hat, so sind auch Opfergefässe und andere beim Gottesdienste gebrauchte Geräthe hier vorhanden gewesen. Und solche finden wir in der That, obgleich sie bisher wenig beachtet sind. Wenn man auch wirklich bisweilen ein Gefäss, eine Schale oder dgl. für ein Tempelgefäss erkannt hat, so hat man doch bisher, so viel ich weiss, nicht einmal versucht, den heidnischen Cultus, zu dem es gehört hatte, zu bestimmen. Dieses scheint mir jetzt weniger schwer zu sein, als es den Schein hat. Man hätte nach meinem Bedünken zuerst zu bestimmen, ob es einem indo-europäischen oder einem semitischen Volke gehörte und dieses müssen die Embleme ausweisen. Zeigen sie durch ihre Aehnlichkeit mit denjenigen der Bronzewaffen, dass sie demselben Volke gehörten, welches die Bronze bei uns einführte, von dem wir wissen, dass es dem phönicischen Baalsdienste huldigte, so wissen wir auch zugleich, dass das Gefäss irgend einer Stätte für öffentlichen Baalscultus angehörte. Aber, sind wir so weit mit unseren Untersuchungen gediehen, so dürfen wir auch nicht die grosse Aehnlichkeit (in einigen Fällen die vollkommene Gleichheit) vergessen, die zwischen dem Ritual der Hebräer und der Phönicier herrscht (Seite 134), welches seinen Grund darin hat, dass beide Völker aus ägyptischer Quelle geschöpft hatten.

Wir haben bereits gesehen, dass die hebräischen Opferkessel im Tempel zu Jerusalem, welche von dem Baalsdiener Hiram angefertigt

*) Das hier vorkommende Wort τρίγλώχιν ist von einigen mit dreizackig, dreispitzig übersetzt worden; aber so unzweckmässige Pfeile hatten gewiss weder die Griechen noch die Phönicier.

waren, ihrer Construction nach, denjenigen glichen, welche wir zu verschiedenen Malen bei uns gefunden haben und offenbar zu Opferstätten des Baalscultus hier im Norden gehört haben. Ein deutlicherer Beweis für die Uebereinstimmung in dem hebräischen und phönicischen Ritual ist kaum denkbar, desgleichen für die Aehnlichkeit von zum wenigsten einem Tempelgefässe, welches bei ihrem Gottesdienste benutzt wurde.

Die Wissenschaft hat neuerdings wiederum einen anderen unwiderleglichen Beweis für diesen Satz erhalten; nämlich in dem kostbaren Funde von Goldsachen, der im verflossenen Sommer auf Fühnen stattfand. Derselbe wurde in der „Berlingschen Zeitung" vom 17. Juli 1862 von dem Kammerrathe Herbst beschrieben, und ist auch hier in Stockholm in dem „Aftonblad" vom 22. Juli desselben Jahres besprochen worden.

Dieser Fund bestand in 11 kleineren Schalen von $4^1/_4$ bis $4^3/_4$ Zoll im Quermaass, alle von feinem Golde und von getriebener Arbeit mit erhabenen Ringverzierungen. Acht davon hatten vollständig erhaltene Griffe oder Stiele*) und waren offenbar als Schöpfkellen angewandt worden, welches auch Herr Herbst annimmt. Die Handgriffe sind von Bronze und solide, aber mit Golddraht umwickelt, so dass sie wie reines Gold aussehen; der Thierkopf am Ende des Griffes ist mit dünnem Goldblech belegt. Der Umstand, dass so viele davon an einem Orte gefunden wurden, brachte Herrn Herbst auf die Vermuthung, dass „sie beim Opferdienste benutzt seien, zu diesem oder jenem heiligen Brauche, zu welchem ein bestimmter Ritus gehörte." Ich halte diese Erklärung für vollkommen richtig, und es wäre wünschenswerth gewesen, dass Herr Herbst einen Schritt weiter gegangen wäre und untersucht hätte zu welchem Cultus sie gehört. Da aber Herr Herbst nicht für gut befunden hat, eine solche Untersuchung vorzunehmen, und nachdem ich von meinem Freunde, dem Kammerrathe A. Strunk, eine treffliche Federzeichnung von einer dieser goldenen Schalen bekommen habe und von dem Herrn Conferenzrath Thomsen die Erlaubniss, dieselbe zu veröffentlichen, so will ich versuchen hier eine Erklärung über dies merkwürdige Gefäss zu geben; schon deshalb, weil sie gerade zu dem Theile meiner Arbeit gehört, mit dem ich gerade jetzt beschäftigt bin. Diese Erklärung scheint mir unzweifelhaft. Ausser den Verzierungen, welche orientalisch (phönicisch) sind, so wie sie häufig an unseren Bronzegeräthen vorkommen, und deshalb auf den Baalscultus hin-

*) Von den drei übrigen waren die Griffe abgebrochen.

deuten, finden wir dies noch ferner bestätigt, wenn wir eines der Handgriffe betrachten. Herr Herbst sagt, dass dasselbe in einen Thierkopf endigt; aber was für ein Thier es vorstellt, das sagt er nicht. Wendet man nun das Gefäss um, so dass der Boden nach oben gekehrt ist, so sieht man sofort, dass der ganze Handgriff eine Schlange mit geöffnetem Rachen vorstellt: ein unwiderleglicher Beweis für ägyptische Einmischung in den semitischen Cultus, zu welchem dieses Gefäss gehört hat. Da wir



nun, wie schon gesagt, wissen, dass zwischen dem Ritual der Phönicier und Hebräer eine grosse Aehnlichkeit bestand, und dass wenigstens ein Opfergefäss: der Schalwagen, beiden gemein war, so liegt ja auch die Vermuthung nahe zur Hand, dass die hier vorliegende Schöpfkelle ebenfalls bei den Hebräern vorhanden gewesen ist und dass folglich, unter den zahlreichen mosaischen Vorschriften über die Beschaffenheit der hebräischen Opfergefässe, gleichfalls eine Beschreibung vorkommen dürfte, die auf dieses zum Baalscultus gehörende Tempelgefäss anwendbar sei.

Im 2. Mos. 25, 29 liest man, dass Moses den Befehl erhielt, verschiedene Tempelgefässe zu machen. Darunter „Kannen und Becher, mit welchen man aus- und einschenkt, und selbige aus reinem Golde zu machen.“ In Dr. H. M. Melin's vortrefflicher Bibelübersetzung finden wir in der zu dieser Stelle gehörenden Bemerkung eine Erörterung, welche darzuthun beabsichtigt, dass die im Text genannten kleineren) Gefässe benutzt wurden, um damit aus den grösseren Wein zu schöpfen, zum Ausgiessen der Trinkopfer. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass, wenn wir von den mosaischen Bechern (den kleineren Opfergefässen) eine Abbildung hätten, dieselbe — mit Ausnahme des Schlangenkopfes — vollkommen den hier dargestellten gleichen würden. Was mich betrifft, so bin ich von der Richtigkeit dieser Erklärung vollkommen überzeugt; besonders weil sie mit allem übereinstimmt, was wir vorher über diesen Gegenstand wussten, und eben deswegen liefert sie uns noch eine Stütze mehr. Noch mehr! Dass die Phönicier bei ihren Opfern, gleich den Hebräern, zweierlei Gefässe hatten, ein grösseres, in welchem der Wein vorgesetzt wurde, und kleinere, um daraus zu schöpfen (für die Libationen?) und welche letztere, wie hier, in grösserer Anzahl vorhanden waren, das sehen wir daraus, dass Alexander, als er in Syrien war „dem Tyrischen Hercules*) ein grosses Trinkgefäss aus Gold nebst dreissig Opferschalen weihte,“ **) natürlich um bei den Opfern im Tempel benutzt zu werden.

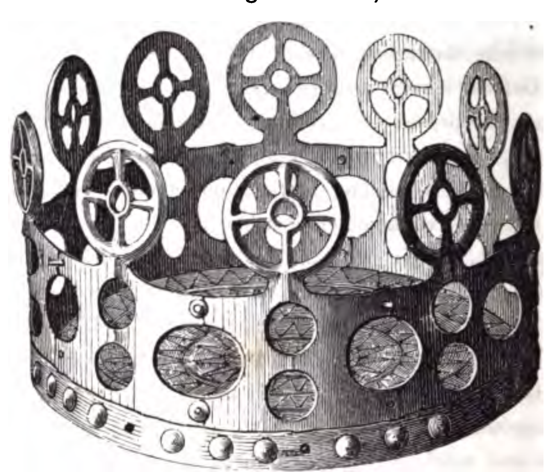
Anmerk. Alle diese goldenen Gefässe waren in eine grössere Bronzevase gepackt. Selbige war 13 Zoll hoch, gleichfalls von getriebener Arbeit und von dünnem Bronzeblech, aus zweien Stücken, ohne Löthung nur durch Nietnägel zusammengesetzt, welches ebenfalls für ihr hohes Alter zeugen soll. Inwiefern diese Bronzevase ein solches grösseres Opfergefäss gewesen ist, wie Curtius sie bei den Phöniciern erwähnt, oder wie sie zu dem mosaischen Ritual gehörten, das lasse ich unentschieden. Die Ornamente veranlassen mich zu der Muthmaassung, dass sie von späterer Fabrik ist als

*) Ich brauche nicht zu bemerken, dass dies ein phönicischer Gott war. Es war Melharth (der starke König), dem alljährlich von Carthago aus dem Staatsschatze geopfert ward.

**) Curtius (Lib. IV cap. 8 am Schlusse) Herculi Tyrio ex auro crateram cum triginta pateris dicavit. Cratera ist ein grösseres Gefäss, ein Mischkrug; patera ein Becher. Wir sehen hier nur von dem kleineren Gefässe eine Abbildung vor uns.

die Goldschalen, welches indess nicht hindert, dass sie in späterer Zeit zusammen benutzt sein können.

Von einem anderen grossen merkwürdigen Tempelgefässe welches wahrscheinlich aus Holz gewesen ist, wird in dem Museum der



königl. Academie zu Stockholm, der Bronzebeschlag bewahrt. Derselbe ist rund, oben etwas weiter als unten; 5 Fuss im Umkreise und bis an den Rand $6\,^1/_2$ Zoll hoch. Auf dem Rande stehen zehn vierspeichige Radfiguren, jede von 4 Zoll im Durchmesser*). Die Seiten, welche aus mehren mit Bronzenieten zusammengesetzten Stücken bestehen, sind von Löchern durchbrochen, von denen je ein grösseres von vier kleineren umgeben ist. Der Boden ist platt und kreisrund; auf der einen Seite mit reihenförmig eingeklopften Punkten versehen, gleich wie bei der vorletzten hier beschriebenen Bronzevase, doch mit dem Unterschiede, dass sie hier nur Zickzackfiguren bilden.

Es ist möglich, dass dieses ein solcher Opferkessel war, wie wir ihn auf dem 8. Steine des Kivikmonumentes abgebildet sehen; doch lässt sich hierüber noch nichts mit Sicherheit bestimmen. Dieser Bronzebeschlag ist in einem Torfmoore des südlichen Schonen gefunden worden**).

*) Diese Figuren zeigen an, dass das Tempelgefäss dem Bronzealter und folglich auch dem Baalscultus angehört.

**) In den Gegenden, wo heidnische Tempelgefässe gefunden werden, haben früher noch mehr als jetzt, seltsame Geschichten im Volke gelebt, denen man

Unter die Geräthe, welche zu heiligen Gebräuchen benutzt wurden, möchte ich auch das Bronzemesser Taf. 3 Fig. 36 rechnen, welches hinsichtlich der Form, der Arbeit und der Verzierungen, das schönste ist, welches ich bisher gesehen habe. Auch ein Feuersteinmesser rechne ich dazu, welches gegenwärtig vor mir liegt, ein Product staunenswerther Geschicklichkeit, wie man sie nur durch Talent und lange Uebung erwirbt. Ich werde ein anderes Mal eine Abbildung davon geben. Hier will ich nur daran erinnern, dass die Phönicier sich im Tempel steinerner Messer bedienten, um das Opfer zu schlachten. Als Hamilkar im Begriff stand mit seinem Heere nach Spanien aufzubrechen und im Tempel ein Opfer herrichtete, fragte er seinen neunjährigen Sohn Hannibal, welcher anwesend war: ob er mit ihm ins Lager reisen wolle; und als dieser freudig bejahte, führte er den Knaben an den Altar, fasste mit der Linken das Opferlamm*), mit der Rechten das steinerne Messer und liess den Knaben schwören:

---

keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt hat, weil man sie für rein erdichtet hielt, aus Unwissenheit und Aberglauben entsprossen. Und dennoch dürfte diesen trüben Quellen nicht selten wahre Geschichte zu Grunde liegen. Einen unwiderleglichen Beweis dafür, dass die religiösen Traditionen sich Jahrtausende lang erhalten können, liefert unter anderen folgendes Ereigniss. Als der Herr Archivrath Lisch im April 1843 den kleineren Hügel bei Peccatel öffnete, erzählten ihm die Arbeitsleute, dass der grössere Hügel (der Rammelsberg) von Unterirdischen bewohnt sei, welche zuweilen in dem grösseren Hügel Tafel hielten und dann sowohl Kessel, Messer als anderes Tischgeräth aus den anderen Hügeln liehen. Als darauf im November 1845 der grössere Hügel geöffnet ward und die Arbeitsleute die Tafel (den Opferaltar Seite 54) und den Kessel erblickten, welche so genau mit den Erzählungen darüber übereinstimmten, da konnten sie nur mit grosser Mühe dazu vermocht werden ihre Arbeit fortzusetzen, aus Furcht vor der Rache der Unterirdischen, welche sie nun gestört zu haben wähnten.

Es ist begreiflich, dass eine so feierliche und unheimliche Handlung, wie ein Menschenopfer, welches stets öffentlich gehalten wurde, eine grosse Menschenmenge herbei zog, und ebenso, dass diese die vorgehende Handlung als ein Opferfest der Götter, mit heiliger Scheu betrachtete. Nicht minder wahrscheinlich ist es, dass das Andenken an diese Feierlichkeit noch nach Jahrtausenden, nachdem alle Menschenopfer längst aufgehört hatten, unter dem Bilde eines Festes, in der Erinnerung fortlebt. Man möge dies übrigens erklären wie man will, das Factum lässt sich nicht bestreiten.

*) Auch hierin glichen die Phönicier den Hebräern, dass sie Lämmer zum Opfer wählten; zum wenigsten bei Eidleistungen. Die Aegypter opferten Stiere und Kälber, die Gallier Schweine u. s. w.

niemals Freundschaft mit den Römern einzugehen. (Polyb. III. cap. XI. 126.) — Corn. Nep. edit. Keuch. Hannib. cap. 2 not. —

Es bleiben uns noch einige Worte in Betreff dessen, was Pytheas in der citirten Stelle über die Lebensweise der Bewohner von Thule sagt. Nachdem, was wir Seite 126 anführten, äussert er, dass „man dort wo Getreide und Honig gedeihen, daraus ein Getränk bereitet.“ Es ist klar, dass das aus dem Getreide bereitete Getränk: Bier, das aus Honig bereitete: Meth war. Dieses wurde 350 Jahre vor Chr. Geb. geschrieben; folglich gab es schon Bier und Meth in unserem scandinavischen Norden 850 Jahre vor der Zeit, wo, wie uns bekannt ist, das Ynglingsgeschlecht mit Odin nach Schweden kam. Solche Data sind zum wenigsten nicht zu bestreiten. Aber wie und woher war die Kunst des Bierbrauens in so uralter Zeit nach unserem Norden heraufgekommen? Sicherlich aus derselben Richtung und auf demselben Wege, wie der erste Ackerbau und alle übrige keimende Cultur. Diodorus Siculus theilt uns mit (Lib. I. Cap. 34, 10 Par. pag. 27), dass „die Aegypter ein Getränk aus Gerste bereiten, welches sie Zythus nennen, und welches an angenehmem Geruch und Geschmack dem Weine nicht viel nachsteht.“ Folglich hatten die Aegypter es schon weit in der Kunst des Bierbrauens gebracht. Auch Herodot (2. Buch, Cap. 77) sagt, dass der Wein, den die Aegypter trinken, aus Gerste gebraut ist, weil es keine Trauben in ihrem Lande giebt*). Wir sehen hieraus, dass unser Norden das Bier und den Ackerbau zunächst denselben Morgenländern zu verdanken hat, welche die Bronze und den Baalscultus hierher gebracht haben. Wir dürfen somit annehmen, dass sie unterwegs schon dieselbe Kunst der Bierbrauerei bei den Galliern (Kelten) eingeführt hatten, denn Diodorus erzählt uns (Lib. V. cap. 26, 2), dass „weil das Land der Gallier so kalt war, dass dort keine Trauben wuchsen, diese ein Getränk aus Gerste bereiteten, welches sie Zythus nannten;“ also dieselbe Benennung, die es bei den Aegyptern hatte und folglich ein Beweis, dass es von daher stammte. Ferner sagt derselbe Schriftsteller, dass die Gallier

*) Dies gilt jedoch nur von einem Theile von Aegypten; denn auf anderen Stellen wachsen die Trauben und werden auch als Wein genossen. Im 60. Cap. desselben Buches sagt Herodot, indem er das Bubastis-Fest beschreibt, dass dabei mehr Traubenwein verbraucht wurde, als im ganzen übrigen Jahr. Es ist nicht wahrscheinlich, dass alles getrunken wurde, da wohl ein Theil zu Libationen verwandt wurde — gleichwie bei den Phöniciern und Hebräern.

„Honigwaben in Wasser aufzuweichen und dann das Wasser zu trinken pflegten." Man sieht, dass hiermit die Methbereitung gemeint ist, welche sie gewiss von denselben Morgenländern gelernt hatten, die das Bierbrauen bei ihnen eingeführt hatten.

Anmerk. Bevor ich schliesse, glaube ich noch eine kurze Uebersicht des hier behandelten Stoffes geben zu müssen. Wir haben gesehen, dass die Nordbewohner zur Zeit, als die Bronze bei ihnen eingeführt wurde, sich mehr oder minder noch in dem Zustand der Wildheit befanden; und dieses war nicht allein der Fall im Norden, sondern in dem ganzen westlichen Europa. Einige Schriftsteller des Alterthums erzählen, wahrscheinlich nach alten Sagen, dass in einigen Gegenden, z. B. in Irland, Cannibalen gewohnt haben und Professor Worsaae glaubt, auch in der Vorzeit Dänemarks Spuren davon gefunden zu haben. Wir haben indess Grund anzunehmen, dass die Einwohner des südlichen und westlichen Scandinavien zur Zeit, als die Bronze bei ihnen eingeführt wurde, sich in dem letzten Stadium des Wildheitszustandes befanden. Die Nutzanwendung des Metalls war ihnen freilich noch unbekannt, aber sie hatten ihre festen Begräbnissstätten, Dös oder Dyss genannt, und folglich auch wahrscheinlich ihre festen Wohnplätze. Sie verstanden es meisterhaft, sich Waffen und Werkzeuge aus Stein anzufertigen, sowohl für den Krieg und die Jagd, als zum häuslichen Gebrauch; sie machten sich Angelhaken aus Feuerstein und ausgehöhlte Böte aus dicken Baumstämmen. Die südlichen und westlichen Theile des Landes, welche hauptsächlich von ihnen bewohnt waren, waren voll von Landseen und Sümpfen und dazwischen lagen dichte Wälder. Die Wälder lieferten Wildpret, die Gewässer Fische im Ueberfluss. Jagd, Fischfang und Krieg zwischen den einzelnen Stämmen, machten die ganze Beschäftigung der Bewohner aus. Sie hatten, gleich anderen Wilden, ihre Häuptlinge, denen der Haufen unbedingten Gehorsam schuldete. — So war das Volk, welches die Phönicier hier an den Küsten antrafen. Was diese Letzteren, welche damals Inhaber des ganzen Welthandels waren, dazu veranlasste, die Küste von Westeuropa zu besuchen, war wohl, wie allgemein angenommen wird, das Verlangen sich Zinn und Bernstein für ihren Handel zu schaffen. Sie besassen seit undenklichen Zeiten den grössten Theil von Spanien und hatten selbst an der atlantischen Küste ihre Handelscolonien. Von dort aus war es ihnen leicht, das Zinn Britanniens kennen zu lernen, und in Britannien machten sie Kunde von dem im Oriente so hoch geschätzten Bernstein bekommen haben. Dies hat sich in einer uns so fernliegenden Zeit zugetragen, dass wir nicht einmal das Jahrtausend anzugeben wissen. Ob dieses Volk von Tyrus oder dem noch älteren Sidon ausgegangen ist, wissen wir nicht, aber dass es in Spanien, welches das Uebergangsland zwischen dem Orient und Occident war, seine Hauptstationen hatte, das scheint uns höchst wahrscheinlich. Die

Waaren, welche sie sich bei den wilden Völkern des Westens eintauschten, waren in England: Zinn; an der dänischen Westküste: Bernstein und das Pelzwerk der Thiere in den Wäldern des Nordens, z. B. Eichhorn, Iltis, Marder, schwarzer und rother Fuchs; vielleicht gar Wolf- und Bärenpelze. Die kleineren dieser Thiere wurden mit stumpfen Pfeilen geschossen (Fig. 66, 67); die grösseren mit Wurfspiessen und spitzen Pfeilen aus Feuerstein. Noch heut zu Tage geht unser meistes und kostbarstes Rauchwerk über Russland nach dem Oriente. Aber ihr Handel beschränkte sich nicht ausschliesslich auf diese Waare; die Phönicier waren auch Fischer und wo sie sich ansiedelten, machte der Fischfang einen Hauptgegenstand ihrer Industrie aus. Um sich den an der Nordküste vorkommenden *Lachs* zu verschaffen, der dem von ihnen so hochgeschätzten Thunfische des mittelländischen Meeres sehr ähnlich ist, legten sie hier dieselben Einrichtungen für den Lachsfang an, wie sie am Mittelmeere für den Thunfang gebräuchlich waren; und endlich haben sie gewiss auch den weltbekannten Dorschfang bei Lofoden kennen gelernt.

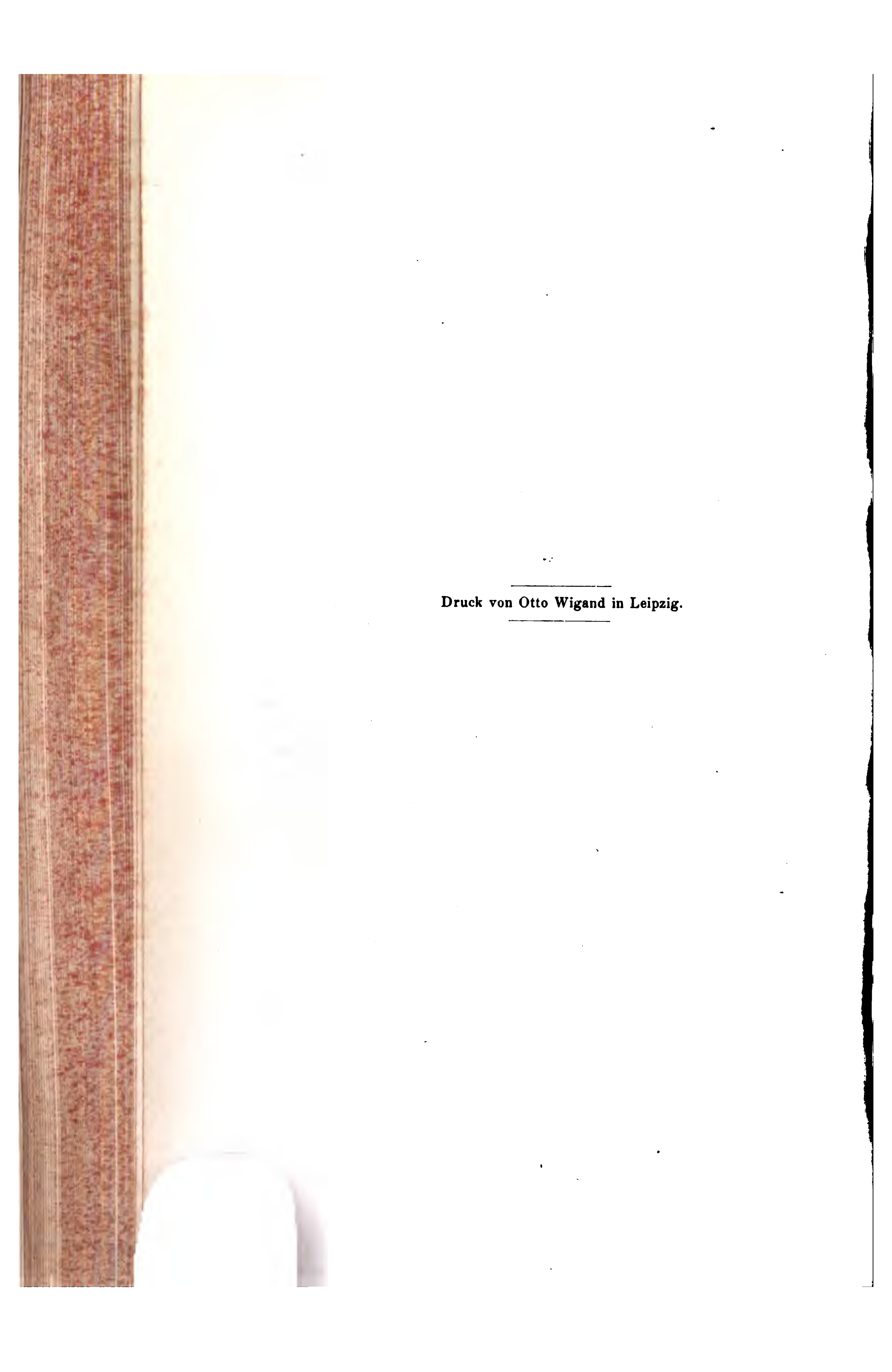
Und gleichwie sie in früheren Zeiten am Mittelmeere für ihren Handelsbetrieb Niederlassungen gegründet hatten an solchen Stellen, die ihnen passend und für ihren Handel einträglich erschienen: so geschah es auch hier. Jeder Häuptling einer solchen Ansiedelung wurde leicht ein Fürst auf seinem Gebiete und die Colonie ein Sammelplatz für die Bewohner der umliegenden Gegend. Wir müssen uns hier daran erinnern, dass die Phönicier sich, gleich den Juden, streng an ihre einheimische Religion hielten, und dass diese beide einen Ueberfluss an Ceremonien hatten, die aufs Strengste beobachtet werden mussten. Wo sie sich ansiedelten, trafen sie sofort Anstalten zur Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes und diese Religion war in allen Städten und Niederlassungen der Phönicier dieselbe, in Sidon, Tyrus, Carthago, Massilia u. s. w., nämlich: der phönicische Sonnendienst d. h. *Baalscultus*. Und weil diese Religion in allen Colonien geübt wurde, so verbreitete sie sich auch leicht unter die früheren Einwohner, wodurch ein Theil ihrer Ceremonien, nämlich die jährliche Feier der Mittsommernacht zu Ehren des Sonnengottes, sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Darum dürfen wir bei der Untersuchung dieser Culturperiode nicht vergessen, dass gerade dadurch die Bronze und der Baalscultus sich gleichzeitig nach und in unserem Norden verbreitet haben. Einen Beweis von ihrer Gleichzeitigkeit sehen wir schon auf dem ersten Stein zur Rechten in dem Kivikmonumente und wir haben ausser diesem noch manche andere Beweise. Ferner müssen wir uns daran erinnern, dass die ersten hier eingeführten Bronzegeräthe sowohl durch ihre Verzierungen, als durch die kurzen Schwertgriffe ihren orientalischen Ursprung verrathen. Schwerter, Schilde, Lanzen etc. beweisen, dass ihre Verfertiger einen hohen Grad technischer Geschicklichkeit besassen. Davon zeugen auch die zahlreichen Frauenschmucksachen, welche in Verbindung mit erstgenannten Gegenständen darthun, dass jenes Volk es sich

besonders angelegen sein liess, zierliche Waffen und geschmückte Frauen zu haben.

Das schöne Geschlecht scheint bei den Phöniciern, wie das semitische Weib im Allgemeinen, eine geachtete Stellung im Staate eingenommen zu haben, die dem indo-europäischen Weibe nicht immer zu Gute kam, welches letzteres bei einigen Völkerschaften wie eine Gefangene eingesperrt, bei anderen nach dem Tode des Mannes mit ihm den Flammen übergeben wurde.

Wenn nun in mancher Beziehung grosse Aehnlichkeit zwischen den Phöniciern und den Juden herrscht, so besteht auch wiederum eine grosse Verschiedenheit darin, dass letztere überall ihren alten Cultus und ihre Nationalität bewahrten, während die Phönicier sich früher oder später mit den Völkern, bei denen sie sich niederliessen, vermischten, wodurch ihre orientalischen Körperformen allmälig verändert, ihre Fabrikate schlechter wurden und ihre Sprache in der Landessprache aufging, so dass von ihrer ganzen Existenz nur einige alte theils weltliche, theils religiöse Gebräuche in dem Volke fortleben, deren Ursprung oder Bedeutung lange vergessen ist. Erst in den letzten Jahren hat man angefangen, ihre aus der Erde ausgegrabene Verlassenschaft sorgfältig zu sammeln, die jetzt nach Jahrtausenden Zeugniss giebt von ihrem Dasein und von ihrer dem Norden fremden Pracht.

Durch alle in dieser Abhandlung angeführten Facta glaube ich vollständig bewiesen zu haben, was ich zu beweisen übernommen hatte, dass nämlich die eigentliche Bildung in den südlichen und westlichen Gegenden unseres scandinavischen Nordens — durch die derselbe dem Zustande der Wildheit, worin er bis dahin lag, zuerst entrissen wurde — sammt dem Baalscultus, von einem semitischen Volke aus Aegypten und Phönicien ausging, und zwar lange vorher, ehe der indogermanische Volksstamm den Odinschen Walhallacultus zu uns herüber brachte und bei uns einführte.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Die Ureinwohner

des

Scandinavischen Nordens.

Ein Versuch
in der comparativen Ethnographie
und ein Beitrag
zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

Von

S. Nilsson.

Aus dem Schwedischen übersetzt.

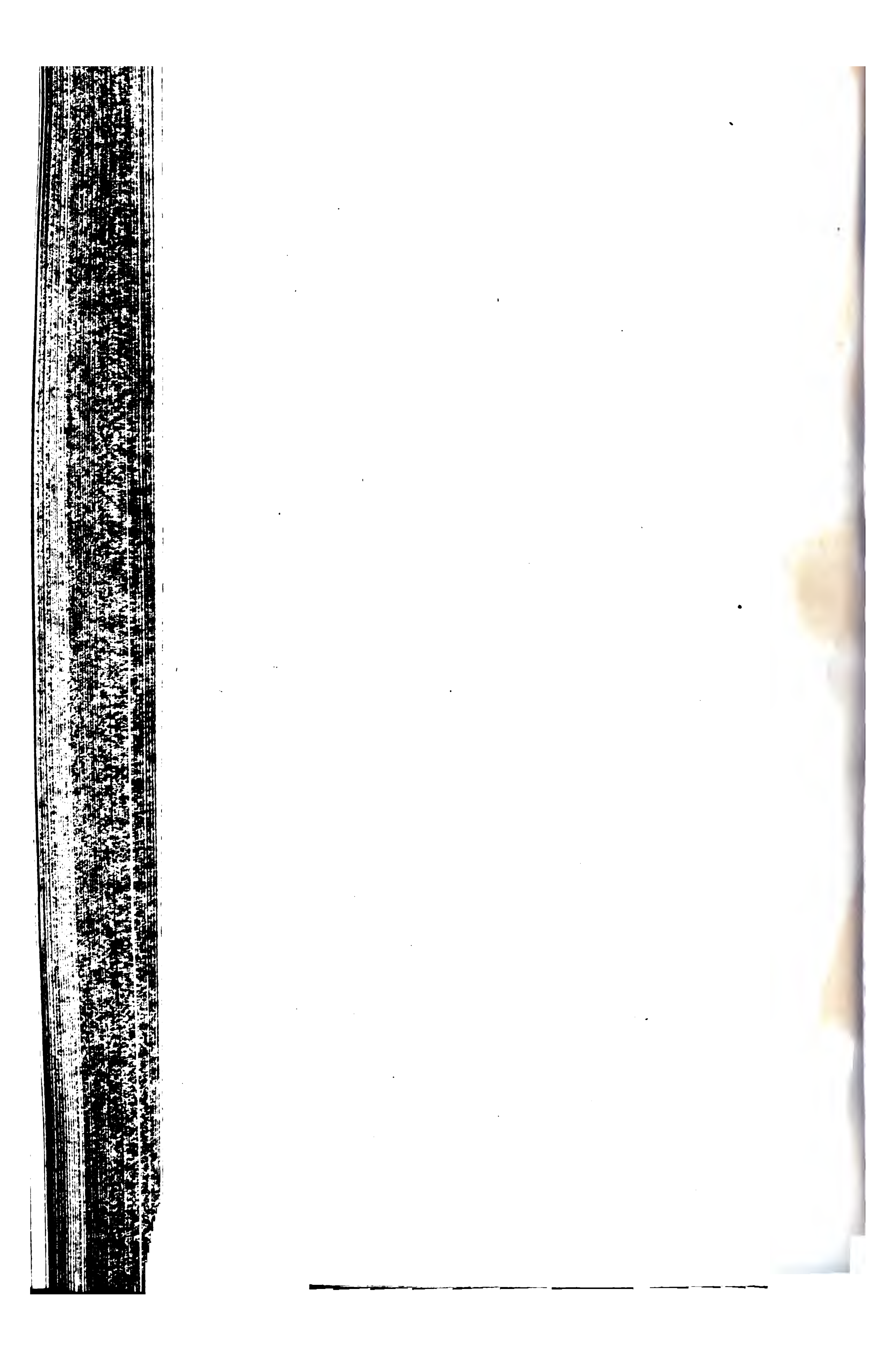
I.
Das Bronzealter.

Nachtrag.

Mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen.



Hamburg
Otto Meissner.
1865.



Vorwort.

Bei Vollendung meines vorigen Heftes über das Bronzealter ahnte ich nicht, dass ich sobald gültige Ursache zur Darlegung eines neuen haben würde. Die Funde, welche kurz darauf bei Untersuchung des Willfarahügels gemacht wurden (siehe S. 42 des Nachtrages), verglichen mit der im Volke lebenden Tradition vom Ballersteine (S. 46 ebendaselbst) und den damit vergleichbaren ältesten, bei uns in den Kirchen Schonens vorkommenden Weihwassersteinen (S. 48 ebendas.), schienen mir indessen für die Erörterung des behandelten Gegenstandes so wichtig, dass ich dieselben dem aufgeklärten Publikum nicht vorenthalten zu dürfen glaubte.

Dass es diesem von mir gewagten Versuche zur Erklärung einer wichtigen, vorgeschichtlichen Culturperiode in den westlichen und nördlichen Ländern Europas gelungen ist, nicht allein innerhalb, sondern auch ausserhalb des Vaterlandes Aufmerksamkeit zu erregen, hat mir zu besonderer Freude gereicht. Eine grössere Anzahl Anzeigen und Recensionen des vorigen Heftes ist bereits zu meiner Kenntniss gelangt; es dürfte deren mehre geben, welche ich bis jetzt noch nicht gesehen habe.

Allen denjenigen, welche diesen Versuch mit einer eingehenden Prüfung beehrt haben, fühle ich mich sehr verbunden. Ich bemerke unter ihnen mit Dankbarkeit mehre der ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller der Gegenwart, wie z. B. die Professoren Geffroy in Paris, Claparède in Genf, Franz Maurer in München u. s. w., welche ihr beifälliges Urtheil über die Anwendbarkeit der nunmehr eingeführten comparativen Methode in der Archäologie, so wie über die Resultate, zu denen selbige

führen konnte, durch Unterzeichnung ihrer allgemein gekannt und geachteten Namen bestätigt haben. Was mich selbst betri so hege ich die Ueberzeugung, dass, insofern in dieser Wisse schaft sichere Resultate zu gewinnen sind, dieselben sich n durch Anwendung der genannten Methode erzielen lassen.

Da ich hier einige derjenigen nannte, welche sich überat günstig über mein Werk ausgesprochen, so darf ich auch d Wahrheit gemäss nicht verschweigen, dass es andere giebt, welc sich im entgegengesetzten Sinne geäussert haben. Es ist natü lich, dass nicht alle die Sache von demselben Gesichtspunkte au fassen können. Die hier dargelegte Ansicht ist zu neu und v den meisten zu wenig erwogen, um allgemeinen Beifall finden können. Dies macht mir indessen keine Sorge, noch vermin es meine Hoffnung auf den endlichen Sieg der Sache; denn e wiederholte Erfahrung hat mich gelehrt, dass wo eine Meinun die nicht mit der allgemein gängigen übereinstimmt, öffentlic ausgesprochen wird, oder wo Lehrsätze aufgestellt werden, welc anderen, bereits durch alten Brauch befestigten widerstreiten, di selben stets eine längere Prüfungszeit durchmachen müsse bevor sie zur Geltung kommen. Ich habe dies auf der mir ve gönnten langen Bahn meiner Berufsthätigkeit mehrfach erfahre und will hier nur einige Beispiele anführen. Als ich vor 38 Jahre die Ueberzeugung öffentlich auszusprechen wagte, dass de Häring nicht aus den Polargegenden in unsere Gewässer ein-wandere, und ferner, dass die sogenannten Kleinhäringe in de westlichen Scheeren des Landes, die Jungen des gewöhnlichen Härings seien und folglich, insofern man wieder einen ergiebigen Häringsfang erzielen wolle, nicht weggefangen werden dürften: da weckte dieser Ausspruch eine sehr unfreundliche Stimmung gegen mich. Jetzt weis ein Jeder, dass dieser Ausspruch richtig war*).

*) Mir unerwartet erfuhr ich neulich, dass mir auch in einer ausge-zeichneten deutschen Zeitschrift: Aus der Natur. Leipzig 1861 S. 488 Genugthuung geworden ist. Der Verfasser des betreffenden Artikels scheint den langwierigen und in mehrfacher Hinsicht unerquicklichen Zwist genau gekannt zu haben.

s ich vor fünfundzwanzig Jahren zuerst aussprach, dass das ınd Schonen einstmals mit Pommern zusammenhing und dass ꝫ scandinavische Küste sich im Süden langsam senke, während ꞉ sich im Norden hebe, da wurde auch dieses Wort ein Gegenınd der Geringschätzung und des Spottes. Jetzt findet man es ausländischen geologischen Lehrbüchern aufgenommen. Noch ɘhr, und was meinem diesmaligen Stoffe näher liegt: Als ich ır 30 Jahren zuerst zu behaupten wagte, dass die ältesten Beohner Scandinaviens Wilde waren, denen der Südseeinseln zu ɪrgleichen, und die Steinalterthümer ihre zu Jagd und Fischfang glich benutzten Geräthe: da wurde auch dieses anfangs unillig und gehässig zurückgewiesen. Nach einigen Jahren jedoch ɜruhigte man sich nicht nur — man adoptirte die verworfenen ätze sogar als eigene Kinder.

Ich habe dieser Facta, welche in dem Kreise meiner eigenen ꞉rfahrungen liegen, in Kürze erwähnen wollen um zu zeigen, lass ich, wo etwas Neues eingreifender Art von mir vorgelegt ʼurde, an Widerstand gewöhnt ward, aber dass Widerstand nd Widerlegung nicht einerlei sind. Es geht geraume Zeit darber hin, bevor das Rechte erkannt wird und zur Geltung kommt. Iein aufrichtiger Wunsch ist, dass man gegründete Ursachen ur Opposition aufsüche; das Wahre zieht aus einer gründlichen ʼntersuchung stets Gewinn.

Um die Gründe für meine Ueberzeugung von der Wichtigeit der in dieser Schrift enthaltenen Ansichten noch besser zu eranschaulichen, glaube ich die Sache von einer Seite zur Prüıng hinstellen zu müssen, von welcher sie bisher nicht in Beracht genommen wurde. Ich wünsche nämlich ins Gedächtniss u rufen, was wir alle wissen und was die allgemeine Weltgechichte uns gelehrt hat, nämlich, dass die Phönicier in ältester ʼorzeit Zinn aus England und Bernstein von einem lange nbekannten Orte des nordwestlichen Europa holten. Die Zuerlässigkeit dieser historischen Angabe dürfte von niemand beweifelt werden. Sie stützt sich auf das Zeugniss verschiedener lassischer Schriftsteller: Herodot, Strabo, Diodorus, Plinius etc. ʼehmen wir nun aber diese Angabe als unbestreitbar an, so sehen

wir uns auch gezwungen einige Schritte weiter zu gehen, als w
vielleicht anfangs berechnet hatten. Wir sehen uns nämlich
der Annahme gezwungen, dass die Phönicier ihren Handel a
der Westküste Europas auf dieselbe Weise betrieben wie an d
Küste und auf den Inseln des Mittelmeeres: durch Anlage vo
Colonien. (Vgl. S. 28, 29 des Nachtrages.) Ohne Coloni
wäre ihr Handel in so entfernten Gegenden nicht einmal de
bar. Dieses hat Heeren in seinen „Ideen" so gründlich bewie
dass kein Zweifel mehr darüber obwalten kann. (Wir hab
ausserdem eine historische Angabe über eine Ansiedelungs-Ex
dition nach der Westküste Europas unter der Anführung Himil
Siehe S. 14 des Nachtrages). Diese Annahme stimmt sowohl m
der gesunden Vernunft als mit der Erfahrung überein, s
mit Bezug auf das Verfahren aller anderen handeltreibenden S
mächte, welche durch Anlage von Colonien Reichthum und A
sehen erworben haben. Nehmen wir dieses an, so sind wir auc
ferner anzunehmen gezwungen, dass die Phönicier, als sie an ent
legenen Küsten unter wilden Völkerstämmen ihre Wohnungen
aufschlugen, auch von ihrem Heimathlande verschiedene Waffen
und Geräthe mit sich führten. Ferner müssen wir wohl anneh
men, dass von diesen phönicischen Ansiedlern manche im Laufe
der Zeit gestorben und in dem fremden Lande, wo sie sich nie
dergelassen, beerdigt sind. Wir wissen jetzt, dass der Hand
der Phönicier an der europäischen Westküste über tausend Jah
dauerte.

Zieht man alles dieses in gehörige Erwägung, so dürfte m
finden, dass ich nichts weiter bei der Sache gethan habe,
dass ich vielleicht der Erste war, welcher einen Schritt weit
ging und die Consequenzen eines allgemein bekannten histori
schen Factums zu zeigen wagte. Von der geschichtlichen Kenn
niss des ehemaligen Handelsverkehres ausgehend, habe ich d
zahlreiche Spuren aufgesucht, die nicht allein nachweislich orie
talischen Ursprunges sind, sondern auch mit allem, was wir
der technischen Fertigkeit der Phönicier, von ihren eigenthü
lichen Gebräuchen im Kriege wie im Frieden und von ihre
cananäischen Baalscultus wissen, genau übereinstimmen. Di

;genannte finden wir in ihren, bei uns in Gräbern gefundenen
ffen und Schmucksachen mit orientalischen Verzierungen
der; der letztgenannte zeigt sich noch jetzt in Irland und
ır mit denselben Nebenumständen, die zu Moses Zeiten in dem
nicischen Canaan walteten. Ich sehe mich daher zu der An-
me genöthigt, dass es gerade jene Morgenländer waren,
che diese Geräthe, diese profanen Gebräuche und religiösen
ditionen hier hinterlassen haben, und bestätigen meine Unter-
hungen folglich nur, was die Geschichte uns bereits gelehrt
. Ich muss hinzufügen, dass diese Spuren sich am zahlreichsten
ade in solchen Gegenden befinden, wo man aus anderen Ur-
hen Grund zu der Vermuthung hat, dass die Phönicier aus
ndelsinteressen gerade dort ihre Anbauten anlegten, und dass
anderswo in Europa nicht vorkommen. — Ich weiss zwar,
ss man niemals mit Gründen und Beweisen Jemand von einer
che überzeugt, nachdem er sich vorgenommen sie abzuleugnen;
er ich weiss auch, dass die Zeit eine Macht ist, welche allen
iderstand, der nicht in Recht und Wahrheit wurzelt, schliess-
h besiegt. In dieser sicheren Zuversicht lege ich diesen Ver-
ch in die Hände der aufgeklärten Leser, hoffend, dass selbiger
i diesem oder jenem Sinn für fortgesetzte comparativ-ethno-
aphische Forschung wecken möge. Es giebt sowohl bei uns
ie in anderen Ländern Westeuropas noch manches hierher gehö-
nde Monument aufzusuchen und zu erklären, Es wird mir zu
osser Freude gereichen die Resultate fernerer Nachforschungen
ı vernehmen, da ich gewiss bin, dass sie dazu dienen werden,
eine auf Zeugniss der Weltgeschichte ruhende Ueberzeugung
och zu bestärken.

Stockholm den 3. Mai 1864.

Sven Nilsson.

Inhaltsverzeichniss.

In der Zeit, welche seit der Herausgabe meiner Schrift über das
›nzealter vergangen ist, sind mir verschiedene Anmerkungen über die-
›e zu Ohren gekommen, die mir den Vortheil gebracht haben, dass ich
ı ihnen ersehe, welche Theile des behandelten Gegenstandes mehr oder
ıder fernerer Beweise bedürfen um recht erkannt zu werden und um
ıe gewonnene Ueberzeugung zu befestigen. Und da ich dafürhalte, dass
ıe vollständige Lösung der Frage zum richtigen Verständniss der Zu-
ınde in unserem Lande während der Heidenzeit, welche dem geschicht-
hen Zeitalter des Nordens vorausging, wesentlich beitragen würde, so
be ich mir vorgenommen, insofern Gesundheit und Lebensdauer es ge-
tten, noch weitere, so handgreifliche Beweise vorzulegen, dass kein un-
rteiischer denkender Mann die Richtigkeit meiner Ansichten länger
zweifeln kann. Ich werde hierbei, dem schon im Eingange meiner
hrift ausgesprochenen Grundsatze folgend, mich in keinen Wortstreit
ılassen, sondern durch Darlegung anderer aufklärender Facta und Schluss-
lgen die Frage zur endlichen Lösung bringen.

Um dieses Ziel in Kürze und vollständig zu erreichen, glaube ich den
genstand in seine drei Hauptabtheilungen zerlegen und für eine jede der-
ben neue Beweise bringen zu müssen. Die drei Hauptsätze, welche
r behandelte Gegenstand umfasst sind folgende: 1) die Phönicier haben
grauer Vorzeit mit den Küstenländern des westlichen Europa Tausch-
ndel getrieben, hauptsächlich um Zinn und Bernstein, so wie auch Fische
d Pelzwerk zu erlangen. 2) Diese Phönicier, welche eine hohe tech-
ıche Bildung besassen, haben die Bronzecultur hierhergeführt und sich
ch und nach durch Anlage zahlreicher Colonien unter den damals halb-
lden Einwohnern der westlichen und nördlichen Länder unseres Welt-
eiles wohnhaft niedergelassen. 3) Sie haben mit der Bronzecultur auch

vor dem trojanischen Kriege bekannt und hochgeschätzt war.*) Dass im Tempel zu Jerusalem, welcher um das Jahr 1000 v. Chr. erbaut wurde, tyrische Bronze von dem Tyrer Hiram zu Tempelgefässen und Zierrathen verwandt wurde, haben wir bereits S. 30 des Hauptwerkes erwähnt. Vierhundert Jahre später oder 600 v. Chr., als Tyrus noch in voller Blüthe stand, giebt der Prophet Hesekiel (Cap. 27) eine herrliche Schilderung von dem ausgedehnten Handel, dem Reichthume und der Pracht dieser Stadt. Unter vielen anderen nah und fern gelegenen Orten, mit denen Tyrus in Handelsverkehr stand, nennt der Prophet im 12. Verse: „Tarschisch handelte mit dir um der Menge der mancherlei Waaren willen, welche du dir eintauschtest, und liess Silber und Eisen, Zinn und Blei an deinen Markt kommen.“ Somit befand sich auch Zinn unter den Waaren, welche von Th'arschisch (Tarsis) nach Tyrus geführt wurden. Was hier unter Tarsis oder Tartessos, wie die Griechen zu sagen pflegten, gemeint ist, dürfte einer näheren Erklärung bedürfen.**) So wurde nämlich, erstens derjenige Theil von Spanien (Turditanien) genannt, welcher am reichsten an edlen Metallen und Edelsteinen war (S. 66 des Hauptw.); aber hier ist wohl eigentlich die Stadt Gadeira (das heutige Cadix) damit gemeint, welche nach Festus Avienus***) ehemals Tartessus genannt wurde.

Da diese phönicische Stadt Gadir oder Gadeira in engem Zusammenhange steht mit dem Gegenstande, dessen Erörterung ich mir zur Aufgabe gestellt habe, nämlich mit dem hohen Alter der Bronzeculturperiode im nördlichen und westlichen Europa und deren Ursprunge aus dem Morgenlande, so glaube ich hier durch eine Episode ihre Gründung, ihr Emporblühen und ihren Fall näher berühren zu müssen.

---

*) Plin. Hist. nat. XXXIV, 47. Album plumbum habuit auctoritatem illiacis temporibus.

**) Mach einer härteren aramäischartigen Form תַּרְשִׁישׁ (Tharthisch) Ges. Hebr. Handwörterb. pag. 705.

***) Rufus Festus Avienus: Ora maritima Vers 85. „Hic Gadir urbs dicta Tartessus prius; und Vers 269: — — „Punicorum lingua conseptum est Gadir vocatur, ipsa Tartessus prius cognominata est.“ — Dr. N. D... Carthage and her remains pag. 21, scheint der Ansicht zu sein, dass die Phönicier auch in England Ortschaften mit den Namen Carthago und Tarschisch benannten. Dem müsste dieselbe Ursache zu Grunde liegen, welche bewirkt, dass Colonisten auch heute noch ihren neuen Anbauten bisweilen den Namen der alten verlassenen Wohnstätten beilegen.

Wir haben bereits (Seite 69 des Hauptw. Note) nach Strabo eine bei Gaditanern gängige Sage citirt, welche besagt, dass die Tyrer durch n Orakelspruch den Befehl erhielten, eine Niederlassung bei den Säulen Hercules zu gründen. Als die Ausgesandten — so erzählt die Sage — Meerenge von Kalpe erreichten, stellten sie, in der Voraussetzung, dass bewohnte Erde und die Heerzüge des Hercules dort ein Ende hätten, elbst ein Opfer an, welches indessen ungünstig ausfiel und sie zur Heimr veranlasste. Einige Zeit danach — wie lange ist nicht gesagt — d abermals eine Gesandtschaft ausgerüstet, welche ungefähr bis 1500 lien jenseits der Meerenge vordrang und eine dem Hercules geweihte l erreichte.*) Dort glaubten sie seine Säulen zu finden und richteten ıalb abermals ein Opfer her; da aber auch dieses nicht nach Wunsch iel, begaben sie sich wiederum nach Hause. Als sie sich zum dritten e auf den Weg begaben, legten sie Gadeira an und errichteten im Osten en Tempel, die Stadt aber bauten sie im Westen der Insel.

Diese Tradition der Gaditaner über die wiederholt misslungenen rsuche der Tyrer sich an der atlantischen Küste Spaniens durch Ane von Colonien festzusetzen, sind offenbar so alt, dass sie sich im Nebel Sagenzeit verlieren. Wenn wir nun bedenken, dass Gades (Gadeira) on um das Jahr 1068 v. Chr. angelegt wurde (Siehe Winderlich**), ungefähr 200 Jahre früher als Carthago, so werden wir zu der Anme gezwungen, dass die misslungenen Versuche noch viel früher stattlen. Aber gerade diese Sage, nach welcher ein Orakelspruch den ern gebot die Säulen des Hercules an der Ostküste Spaniens aufzuen, beweisst, dass es den tyrischen Priestern (den Auslegern des kelspruches) nicht unbekannt war, dass solche Säulen existiren sollten, eich sie nicht wussten, wo dieselben belegen seien. Da wir nun aus Vorhergehenden wissen (vgl. S. 64, 73 des Hauptwerkes), dass diese ulessäulen hohe säulenartige Thürme (Baken) waren, welche die Phö-

*) Somit wäre dort ehemals phönicische Gottesverehrung geübt worden; der heidnische Gott, den die Griechen den phönicischen Heracles, die Römer ules nannten, war der Schutzgott der Phönicier, wiewohl unter anderem ıen.

**) Andere nehmen an, dass Gades 80 Jahre nach der Zerstörung Trojas legt wurde. Vellei Paterc, 1, 2; noch andere, dass es zu Trojas Zeiten geıdet ward. Pomp. Mela III, 6; citirt von Dr. Smith pag. 43—44.

nehmen zu müssen; besonders da er verschiedene Werke benutzt ha, welche mir unzugänglich waren. Er hat hauptsächlich durch eine Analy des Arrianschen Periplus, welcher nicht älter als anno 64 n. Chr. ist, da gethan, dass sogar zu damaliger Zeit kein Zinn aus Ostindien oder irgen einem anderen Lande Asiens oder Afrikas im Handel vorkam, sondern da selbiges sämmtlich aus dem Westen Europas herstammte. Der Verfas erachtet für nothwendig, seine Leser gleich zu Anfang (pag. 5) darü aufzuklären, dass der Arrian, dessen Periplus er einer Prüfung unterzie nicht der Arrian von Nicomedia in Bithynien ist, welcher das Leb Alexanders des Grossen und mehre andere Werke schrieb, sondern ei Kaufmann aus Alexandrien in Aegypten, welcher, nach der Sitte damalig Zeit, selbst sein Schiff führte und verschiedene Handelsreisen unternah von dem inneren Gestade des Rothen Meeres nach der Küste von Af bis zum 10. Grad südl. Breite; wie auch um Arabien und Indien bis der Gegend von Ceylon.

Die Nachrichten, welche er sich während der Zeit über die Geographie, die Schifffahrt und den Handel der bereisten Länder verschaffte, sammelte und veröffentlichte er unter der Rubrik: Periplus im Rothen Meere. Diese Schrift ist von dem gelehrten Domprobsten Vincent ins Englische übersetzt und commentirt worden und aufgenommen in den Commerce and Navigation of the ancient II, pag. 3.

Nachdem Dr. Smith eine grössere Anzahl von den Verzeichnissen de in den von Arrian besuchten Häfen vorkommenden Handelswaaren en detai copirt hat, zieht er pag. 23 den Schlusssatz, zu welchem er in Betreff de Zinnhandels der Alten gekommen und dessen hauptsächlicher Sachla folgender ist: „Wir haben die ganze Reihe des ägyptischen Seehandel so wie er in den ältesten authentischen Urkunden aufgezeichnet ist, durch genommen, aber wir finden keine Spur davon, dass diesem Lande vo Osten oder Süden her Zinn zugeführt sei. Wir haben den Handel in de Häfen Abyssiniens, Arabiens und Indiens untersucht und das Resultat g funden, dass das Zinn freilich dort bekannt und als Handelsartikel auf nommen war, aber dass es, statt vom Oriente nach Aegypten, im Ge theile von Aegypten nach dem Oriente exportirt wurde. Wir haben da Zinn ferner in dem grossen Handelsorte Kane in Arabien gefunden, abe es ist uns deutlich gesagt worden, dass es diesem wichtigen Mittelpuncte für den arabischen Handel von Aegypten aus zugeführt wurde und das

umliegenden Länder von dort aus ihren Bedarf erhielten. In Baragyza dem Busen von Cambay und in Nelkunda an der Küste von Malabar Zinn ein Gegenstand des Handels gewesen aber in beiden Orten als portartikel von Aegypten.*) Der Handelsbetrieb, dem wir nachgescht, umfasst den grossen Handelsverkehr des Ostens. Wir haben aren gefunden, welche aus den entferntesten Ländern Indiens herstammussten; wir haben sogar Pelzwerk aus China verzeichnet gefunden, r von indischem Zinn haben wir nirgends gelesen. Hätte jemals ein her Handel existirt, so müsste er zu jener Zeit und auf genannten Webetrieben worden sein. Der Zinnvorrath in Banka ist noch jetzt unerpflich, so dass, wären die Gruben in älterer Zeit bearbeitet, zu Arrians en im Ueberfluss daraus hätte verkauft werden müssen. Kurz: hätten Kaufleute in Malabar Zinn von Osten her beziehen nnen, so würden sie es nicht von Aegypten importirt ben.

Wir dürfen deshalb mit völliger Sicherheit annehmen, dass das Zinn der zu Arrians Zeit noch vorher, jemals als Handelswaare von Indien h Aegypten eingeführt wurde; wohingegen unwiderlegliche Beweise eführt sind, dass zum wenigsten bis zur Zeit Arrians (64 n. Chr.) ien in Betreff seiner Zufuhr an Zinn von Aegypten abhing, gleichwie gypten ohne Zweifel auf Westeuropa angewiesen war. Dies stimmt h mit Plinius' Angabe überein, dass Indien zu seiner Zeit kein Zinn e, aber solches gegen Edelsteine und Perlen eintauschte. Plin. Hist. XXXIV. 48. Dass es auf Inseln des Atlantischen Oceans gewonnen de, war ihm ebenfalls bekannt.

Es ist hiernach annehmbar, dass schon das älteste, in der Welthichte erwähnte Zinn auf einen Handel — und ganz sicher auf einen del der Phönicier — mit den Zinnländern des westlichen Europa hint. Dass es Phönicier waren nehmen wir an, theils weil weder Gechte noch Sage ein Volk kennt, welches einen so ausgebreiteten Handel wie dieses, theils weil dieses Volk in den ältesten Urkunden als ein hes geschildert wird. Da ferner Zinn und Bronze schon mehr als

*) Woher das Zinn und andere kostbare Waaren nach Aegypten kamen, en wir aus dem was pag. 66 des Hauptw. von dem vormosaischen Handel yptens mit Spanien (Tarsis) und anderen westeuropäischen Ländern gesagt de.

sechszehn Jahrhunderte vor dem Beginne unserer Zeitrechnung ge
werden, so können wir uns überzeugt halten, dass die Phönicier
damals und gewiss noch viel früher einen weit ausgedehnten Handel
ben und ihre eigenen Fabrikate unter viele verschiedene Völker verbreit
Wir nehmen dieses auch aus dem Grunde an, weil Herodot, ohne Z
auf Volkstraditionen fussend, erzählt, dass die Phönicier, als sie
erythräische Meer verliessen und sich an den Küsten des Mittelmeere
siedelten, sich sofort auf Schifffahrt und Handel mit fernen Ländern le
und geschah dieses wahrscheinlich zur Zeit oder kurz nach der Grün
Sidons. Nun aber wird Sidon schon 1600 v. Chr. die grosse Sta
und das grosse Sidon**) genannt und hatte damals gewiss schon
Jahre existirt und durch ausgebreiteten Handel und seine ausgezeich
Kunsterzeugnisse an Grösse zugenommen und sich einen berühmten Na
erworben. Tyrus wird in dem folgenden Verse †) nur eine Grenzfe
genannt, welche damals noch, wie man glaubt, unter Sidons Botmässig
gestanden haben soll. Schon 400 Jahre früher oder 2000 v. Chr.,
Jacob in Aegypten im Sterben lag und weissagte, dass seine Söhne (
Geschlecht) in den Besitz des herrlichen Palästina kommen würden,
wie dasselbe unter sie vertheilt werden sollte, lässt er Sebulons
sich bis nach Sidon ††) erstrecken; Tyrus wird dahingegen nicht ge
woraus man schliessen will, dass dieses zur Zeit noch nicht existirte.
doch soll Tyrus nach dem, was Herodot von dortigen Priestern erfu
schon 750 Jahre früher gegründet worden sein. Diese Priester erzähl
nämlich, dass der Tempel zu Tyrus 2300 Jahre vor der Zeit erbaut
in welche Herodots Besuch fällt. Nehmen wir nun als wahrscheinlich
dass Herodot Tyrus um 450 v. Chr. besuchte, als er 34 Jahre alt
und legen wir diese Jahre zu 2300, so giebt es die Summe von 27
v. Chr. Vielleicht war es indessen nur Prahlerei von Seiten der Pries
dass der Tempel ein so hohes Alter habe. Nichts ist so unzuverläs
wie die Chronologie so fern liegender Zeit und für unseren Gegenstand b
deutet es wenig, ob die Ereignisse sich etliche Jahrhunderte früher od
später zugetragen haben. Aber gerade aus dieser bei den Alten ber

*) Josua 11, 8.
**) Jos. 19, 28.
†) Vers 29.
††) 1. B. Mos. 49, 13.

henden grossen Ungewissheit über den Zeitpunkt der Gründung dieser ›rkwürdigsten Städte des Alterthums geht deutlich hervor, dass dieselbe h im Nebel der Zeiten verliert.

Werfen wir jetzt einen Blick auf alle hier angeführten Data, so finden r ja unwiderleglich, dass das Zinn und dessen Product: die Bronze, hon in ältester Zeit bei den Aegyptern, Phöniciern und anderen Völkern estasiens und Griechenlands nicht etwa spärlich, sondern in grosser nge vorhanden war und dass sie es nicht, wie jetzt der Fall ist, vom ten (Indien) her erhielten, sondern dass die Quelle im westlichen Europa suchen ist, von wo aus es ursprünglich exportirt und dann im Oriente iter verbreitet wurde; und diese Verbreitung muss durch ein Volk ver:telt worden sein, welches schon im Alterthume ausgedehnten Handel und hifffahrt trieb.

Jetzt bleibt zunächst zu bestimmen, welche Länder Westeuropas es iren, aus denen dass Zinn geholt wurde. Mehre Schriftsteller des Alterums nennen in Spanien: den südlichen Theil des Landes, Turditanien it Tarsis; den nördlichen Theil, Lusitanien und Galicien (Plin. Hist. t. XXXIV 47); sammt in Britannien, die Scilly-Inseln und die Cassiiden*) Man würde auch Irland mitzählen können, obschon man von ›rt allem Anscheine nach hauptsächlich Gold erhielt. Was nun zuerst ›anien betrifft, so hat Dr. Smith in seinem obengenannten Werke: The ssiterides pag. 45 und 46 und auf der letzten Seite des Inhaltsverzeichses nachgewiesen, dass Spanien niemals reich an Zinn gewesen ist und ss dieses Metall dort auch jetzt noch so spärlich vorkommt, dass keine zige Zinngrube im Lande existirt. — Was Irland betrifft, so hörte ich ilich, dass dort ehemals Zinn vorhanden gewesen sein soll, aber wahreinlich auch dort in geringem Quantum**); dahingegen haben im süd-

*) Wir müssen daran erinnern, dass es der Sage nach die Tyrer waren, lche zuerst Zinn zu Wasser von den Cassiteriden über Gadeira (Gadir) führ- und zuletzt die Massilier, welche dasselbe über Land durch Gallien nach ssilia brachten. Strabo 122, 20.

**) Dahingegen fand ich in den dortigen antiquarischen Museen die reichsten mmlungen alterthümlicher Goldsachen, die ich jemals gesehen habe und von ıubwürdigen Männern wurden derartiger in der Erde gefundener gearbeiteter ›ldsachen in fabelhafter Menge erwähnt. Noch jetzt soll in den Bergen und

lichen England auf den Scillyinseln und besonders in Cornwall schon seit undenklichen Zeiten reiche Zinnbergwerke bestanden und diese sind es auch, aus welchen die Phönicier das genannte Metall geholt und weiter verbreitet haben. Obgleich dieses als eine allbekannte Sache betrachtet werden dürfte, so will ich doch in aller Kürze daran erinnern, weil dieser Zinnhandel mit Britannien von besonderem Einfluss auf den Gegenstand ist, dessen Behandlung wir uns zur Aufgabe gestellt haben. Zunächst möchten wir indessen die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hinlenken, dass dieser Zinnhandel mit Westeuropa theils von einem zahlreichen Personal betrieben werden musste, sowohl am Fundorte selbst, wie beim Transporte, da so viele Länder und Leute mit Zinn und daraus angefertigter Bronze versorgt werden konnten; theils dass dieser Handel lange Zeit gedauert hat, da er der Tradition nach, wahrscheinlich von den Sidonern begonnen und von den Tyrern, den Carthagern und zuletzt von den griechisch gewordenen Massiliern fortgesetzt wurde. Die letztgenannten gaben den Zinninseln den griechischen Namen Cassiterides, gleichwie sie den Bernsteininseln den griechischen Namen Electrides beigelegt hatten. Wie die Zinninseln und Zinnküsten vorher von den Phöniciern benannt gewesen, wissen wir nicht mit Sicherheit, obschon wir Grund zu der Vermuthung haben, dass sie sie Oestrymnides oder ähnlich nannten, was für phönicischen Ursprunges gehalten wird*). Man hat geglaubt, dass die Zinnküste diesen phönicischen Namen erst zur Zeit der Carthager erhalten habe, doch wissen wir durch Strabo, dass sie schon um vieles früher besucht war, was auch aus Plinius hervorgeht, der bei Aufzählung vieler neuen Entdeckungen, wahrscheinlich nach einer alten irgendwo aufgezeichneten Tradition äussert, dass Midacritus derjenige war, welcher zuerst Zinn von den Cassiteriden holte. Plin. Hist. VII, 51. Dieser mythische Name gehört jedoch der Sagenzeit an und ist gleichbedeutend

Flüssen Gold angetroffen werden aber in so geringem Quantum, dass die Arbeit des Einsammelns nicht die Mühe lohnen soll, da man jetzt keine Sclaven wie ehedem dazu zu verwenden hat. So sagte man.

*) Sinus — — Oestrymnicus
In quo insulae sese exerunt Oestrymnides
Laxe jacentes et metallo divites
Stanni atque plumbi. — Festus Avienus: Ora maritima Vers 95—98. Kurz vorher hatte Festus Avienus V. 91 von einem vorspringenden Berge gesagt: „Oestrymnin istud dixit aevum antiquius."

nit Melkarth, dem phönicischen Hercules und dem Schutzgotte der Stadt. Auch hieraus ersieht man, dass die Alten den Zinnhandel der Phönicier nit England so weit in die Vergangenheit zurück verlegten, dass er sich n die Sagenzeit verlor, wo die Götter menschliche Handlungen auf Erden errichteten.

Dass die Phönicier schon in dieser ältesten Zeit weiter nordwärts orgedrungen waren als bis nach den Zinninseln, ist aus mehreren Grün-en mindestens wahrscheinlich, und nachdem sie einmal die englische Küste erreicht hatten, musste es so unerschrockenen Seeleuten überaus ver-ockend erscheinen, weiter vorzudringen und den im Handel so überaus ge-innbringenden Bernstein aufzusuchen — worüber ein Mehres weiter nten.

Ungefähr zu der Zeit als Tyrus auf dem Gipfel seiner Macht stand nd der Prophet seine Herrlichkeit beschrieb, ward Massilia gegründet, welches später in denselben Fusstapfen demselben Ziele entgegen gehen sollte. Gades hatte sich damals schon zu einem bedeutenden Stapelplatze mporgeschwungen. Carthago, um 280 Jahre früher angelegt, war durch Eroberungen und Siege, selbst über afrikanische Völkerschaften, von An-eginn in ununterbrochenem Zuwachs begriffen und fuhr fort in Macht und nsehen zu steigen bis zu dem Jahre 264 v. Chr., in welches der erste og. punische Krieg mit Rom fällt. Ungefähr 200 Jahre vorher und 430 ach der Gründung Carthagos, als die Volksmenge so sehr gestiegen war, ass Stadt und Umgegend keinen Raum für ihre Bewohner hatten, ergriffen e Carthager eine Massregel, welche dem phönicischen Stamme eigen ar und von ihm auf andere Welthandel treibende Nationen vererbt zu in scheint: sie sandten Leute aus um neue Colonien anzulegen. Solche xpeditionen rüstete nun Carthago zwei zu gleicher Zeit aus und geschah eses nach einigen Schriftstellern 450, nach anderen 500 v. Chr.

Die eine Expedition, unter Hannos Anführung, sollte die West-iste Afrikas untersuchen und daselbst eine Anzahl Niederlassungen grün-n. Plinius sagt, dass dieses zu der Zeit geschah, als Carthago auf dem pfel seiner Macht stand und dass Hanno von Gades absegelte und bis ich Arabien hinunter kam (Plin. 11, 67). Diese Beschickung bestand is 60 fünfzigruderigen Schiffen*) und soll nicht weniger als 30000 Colo-

*) Also sehr grosse Fahrzeuge, jedes von 50 Ruderbänken.

nisten beiderlei Geschlechts ausgeführt haben. Der Zweck ward erreicht: 6 Städte, jede von 5000 Einw., wurden von den Ausgesandten gegründet.

Die andere Beschickung, unter Himilcos Anführung bezweckte den Anbau der europäischen Westküste.*) Auch von dieser heisst es, dass sie ihren Zweck erreicht habe. Sie folgte der Küste von Spanien und Gallien, kam nach den Zinngruben Britanniens und vielleicht noch weiter nordwärts.

Ueber beide Expeditionen existirten in alter Zeit Berichte, die von glaubwürdigen Schriftstellern häufig citirt werden. Beide sind jetzt verloren gegangen. Aber die Gewissheit über Himilcos Zug ist durch eine Inschrift bestätigt, welche in einem Tempel des Kronos oder Saturnus in Carthago**) aufgestellt war und in welcher die Hauptereignisse während dieser Reise aufgezeichnet waren. †)

Himilcos Reise, welche unserem Gegenstande näher liegt, ist bezeugt durch eine sich darauf berufende Erzählung des Festus Avienus in seiner poetischen Schrift Ora maritima.††)

Wir wollen versuchen daraus zu entlehnen, was wir mit Sicherheit als zu unserem Stoffe gehörend betrachten. Eine der grössten Schwierigkeiten besteht darin, dass wir in Ungewissheit darüber gelassen werden, ob die Gegenden, welche Festus beschreibt, so aussahen wie er sie schildert, zu der Zeit als Himilco sie besuchte oder zur Zeit, als er sein Gedicht schrieb. Dieses zu wissen ist von grosser Wichtigkeit, denn zwischen beiden Zeitpuncten liegt ein Zeitraum von ungefähr 900 Jahren. Ukert a. a. O. ist der Ansicht, dass Festus Avienus von Vers 80—41

*) Nach Plin. 1, 4. Ad extera Europae noscenda missus.

**) Dem Gotte der Stadt: Melkarth geweiht. Wir sehen hieraus, dass unter Saturnus bei Festus Avienus derselbe phönicische Gott gemeint ist.

†) Hannos Periplus findet man in griechischer Sprache in: Geographi graeci Minores. 1. 1. Par, edit.

††) Diese Schrift ist an mehren Orten gedruckt. Das Exemplar, welches ich benutze, befindet sich in den Opera poëtarum latinorum Lond. 1713 F. Tom. II. p. 1334. Sie enthält 705 noch erhaltene Verse, doch ist sie leider a… unklar und schwer verständlich. Einen Auszug davon findet man in Heerens Historische Werke XIII. pag. 522 u. fg. Einen Commentar darüber findet man ferner in Ukerts: Geographie der Griechen und Römer II, 1, pag. 478. Auch unser gelehrter Domprobst P. Wieselgren hat in seinem Werke: Wirdaland … scandinav. Königreich Seite 104 u. fg. verschiedenes darüber angeführt.

Küstenländer des Atlantischen Meeres beschreibt. Wir sind derselben nung.

Nach einer langen, an seinen Freund und Verwandten Probus geteten Ankündigung alles dessen was er zu beschreiben beabsichtigt, beit er Vers 80 seinen eigentlichen Bericht. Er beschreibt einen grossen rbusen, welchen er den atlantischen nennt und in welchem, wie er sagt, Stadt Gadir liegt, welche ehemals Tartessus hiess.*) Darauf erwähnt ines hohen Vorgebirges, welches ehemals Oestrymnis genannt wurde; r diesem öffnet sich ein Busen, Sinus Oestrymnicus genannt (v. 95), welchem die Oestrymnischen Inseln zerstreut liegen, und diese, die wie agt, reich an Zinn und Blei sind, sind ohne Zweifel die Scilly-Inseln Landsend, die Südwestspitze von Cornwall.**) Weiter sagt der Verer, dass zwei Tagereisen davon entfernt die ehemals sogenannte lige Insel belegen ist,***) welche von Hiberniern bewohnt ist, also and. Und in der Nähe der Oestrymniden liegt die Insel der bionen d. i. Britannien. Wir ersehen aus allem diesem, an welchen der Verfasser uns geführt hat. Nun zunächst einige Betrachtungen.

Wir wissen bereits, dass die Zinninseln lange Zeit vor Himilco und en Carthagern von Tyrischen Phöniciern aus Gades besucht waren. bo erzählt (L. III, cap. 5; Par. edit. 1 pag. 146), dass die Gaditaner ngs die einzigen Phönicier waren, welche um des Handels willen diese länder besuchten und dass sie allen anderen diese Fahrten verheimen. (Vgl. pag. 69 des Hauptwerkes,) Die Gaditaner begannen Handel etwa 1000 v. Chr. Aber wir haben Ursache zu vermuthen, sie nicht die ersten waren, denn Gades wurde von den Tyrern als elplatz für ihren Handel mit Westeuropa gegründet und wahrschein-

*) Siehe was wir Seite 6 des Nachtrages darüber angeführt haben.

**) Diese Inseln liegen im Sinus Oestrymnicus, folglich muss das Vorgebirge ymnis ebenfalls in dieser Gegend zu suchen sein und dürfte irgend eine von en auslaufende Spitze, vielleicht die bei Brest sein. Unmöglich kann es das Jkerts Karte bezeichnete C. Vincent sein, welches allzuweit von den Oestrym- entfernt liegt um denselben Namen zu tragen. Dieses ist jedoch Nebensache.

*) Da sie ehemals von den Phöniciern die heilige Insel genannt worso musste sie auch ehemals d. h. ehe Himilco dorthin kam ein Sitz für phönien Gottesdienst gewesen sein.

lich waren die Sidoner und vielleicht auch einige Tyrer vor Anlage Gadeirs bis dahin vorgedrungen.

Strabo beschreibt mittlerweile die Bewohner der Zinninseln, so wie die Gaditaner sie gefunden hatten, als Nomaden, bekleidet mit langer schwarzer Tunika, die bis an die Fersen reichte, mit einem Gürtel um den Leib und einem Stabe in der Hand, den Furien in der Tragödie zu vergleichen. Sie lebten von ihren Heerden, mit welchen sie umher zogen, ohne feste Wohnstätte. Strabo 145. Also waren sie nicht weit über den Zustand der Wildheit hinaus. (Vgl. Seite 83 des Hauptwerks.)

So zeichnet Strabo sie, wahrscheinlich nach dem Eindrucke, welchen die Gaditaner von ihnen empfingen, als sie zuerst ihre Bekanntschaft machten. Aber Festus Avienus, welcher sie beschreibt, wie Himilco sie fand, als er sie um viele Jahre später besuchte, sagt, dass die Bewohner der Zinninseln ein kräftiges, stolzes, kunstreiches Volk waren, welches sich ganz und gar dem Handel widmete.*) Sie waren ferner gewandte Seeleute, welche in ihren *ledernen Schiffen* über die brausende Meerenge fuhren und die Wellen des Oceans durchschnitten.**) In diesen Böten fuhren sie binnen zwei Tagen nach der heiligen Insel (Irland). — Wer erkennt nicht in dieser Schilderung die Hauptzüge des phönicischen Nationalcharacters, und wie ungleich den gespensterhaften Wilden, welche Strabo beschreibt! Der grosse Unterschied scheint nur durch die Annahme erklärlich, dass Strabo die Ureinwohner des Landes schilderte, so wie die Tyrer von Gades sie gekannt hatten, während Festus Avienus phönicische Colonisten beschrieb, welche sich dort lange Zeit vor Himilco's Ankunft angesiedelt hatten.

Diese Annahme stützt sich nicht allein darauf, dass sie als echte Phönicier betriebsame Kaufleute und kühne Seeleute waren, sondern auch darauf, dass ihre *ledernen Schiffe* ihre Herkunft aus dem Morgenlande verriethen; denn solche Böte findet man und hat man, so viel ich weiss, nur in solchen Gegenden Europas gefunden, wo Phönicier ihre

---

*) — — Multa vis hic gentis est
Superbus animus, efficax sollertia
Negociandi cura jugis omnibus. Vers 98—100.

**) Ibid. V. 101—109.

andels wegen ansässig gewesen sind.*) Dahingegen benutzte man seit
ıdenklichen Zeiten derartige lederne Böte im westlichen Asien, von woher
ese Colonisten ursprünglich ausgegangen waren. Herodot (1, 194) be-
hreibt diese ledernen Kähne, welche zu seiner Zeit auf dem Euphrat be-
ıtzt wurden, wo derselbe nach Babylon hinabfliesst. „Die Fahrzeuge
· sagt er — auf welchen man nach Babylon flussabwärts fährt, sind alle
nd und aus Häuten angefertigt. Bei den Armeniern, welche nördlich
n den Assyriern wohnen, macht man das Schiffsgerippe aus Weidenholz
d bekleidet selbiges von aussen mit ausgespannten Fellen, doch sind die
ıte weder am Hintertheil abgeplattet, noch am Vordersteven zugespitzt,
ıdern rund wie ein Schild. Dann füllen sie das ganze Fahrzeug mit
oh, nehmen Ladung ein und lassen es mit dem Strome flussabwärts
iben. Von zweien Männern, welche aufrecht im Boote stehen, wird es
ttelst zweier Ruder dadurch gesteuert, dass der eine das Ruder von sich
ısst, während der andere es an sich zieht. Derartige Böte werden in
rschiedener Grösse gebaut. — — Nachdem sie Babylon erreicht und
re Waaren zur Schau gestellt haben, bieten sie auch die Schiffsplanken
d das Stroh zum Verkauf aus, aber die Häute führen sie über Land mit
:h Armenien zurück, da es wegen der heftigen Strömung unmöglich ist,
ımaufwärts nach Hause zu fahren. Es lässt sich denken, mit welcher
genden Fahrt diese leichten Böte den reissenden Strom hinab gleiten.**)

*) Strabo erwähnt ihrer bei den Lusitanern, wo ebenfalls Zinn gewesen sein
; Avienus bei den Oestrymniern und noch jetzt kommen derartige lederne
: in England, Wales und Irland vor.†)

†) Auch in Schweden hörte ich auf einer Mälarinsel erzählen, dass dort vor langer
Leute gewohnt hätten, welche mit ledernen Böten über den See fuhren.
Anmerk. d. Uebers.

**) Die rasche Fahrt dieser Böte stromabwärts ist es, welche in dem er-
nen Gedichte Hiobs 9, 26 als Gleichniss benutzt wird, um das rasche Da-
len des menschlichen Lebens zu bezeichnen und es ist desto treffender, da es
lem Fahrzeuge selbst, nachdem es seinen Bestimmungsort erreicht hat, zu
ist: es geht nicht denselben Weg zurück. Man hat diesen Text auf sehr
hiedene Weise übersetzt. Es steht dort אֳנִיּוֹת אֵבֶה die Fahrzeuge
ı. Dieses ébeh ist in der Vulgata nicht übersetzt; in Luthers Ueber-
ng und in unserer (der schwed.) alten Bibel ist das Wort mit „starke Schiffe"
ɜrgegeben, welches das Gleichniss undeutlich macht. In der englischen Bibel
die Stelle mit swift ships, schnellen Schiffen übersetzt, welches das treffende
des Hiob ebenfalls ungenügend wiedergiebt. An mehren Stellen wird eine

Derartige sowohl runde als etwas längliche lederne Böte, doch imm sowohl am Vorder- wie am Hintersteven etwas gerundet, sieht man



den Schnitzarbeiten Bab lons und Nipive's ab bildet. Sie werden, auch Herodot sagt, zweien Männern mit zweier Ruderstangen steuert (Siehe die bei fügte Abbildung; ver Ninive and its palaces, by J. Bonomi pag. 242, Fig. 129). Dass ledernen Böte, welche nach Festus Avienus von den Oestrymniern nach Strabo von den Lusitanern b wurden, derselben Art waren, k wir theils aus der gleiche Bedeut habenden griechischen Benennung d asiatischen Böte bei Herodot und d britischen bei Strabo schliessen und th und vor allem daraus, dass noch h gen Tages ähnliche Böte an vers denen Orten in Irland, Wales und E land unter dem Namen Coracles vo kommen. Von diesen britischen led



Art Floss von ausgestopften Fellen getragen, beschrieben. Arrian 3, 29, 8; 3—7. Xenophons Anabasis cap. 5, wo sie Kellek genannt werden. Auch man aufgeblasene Felle unter die Brust, wenn man schwimmen will. Bo pag. 241 Fig. 128, pag. 242 Fig. 129: Aber davon ist hier nicht die Rede. sind offenbar die raschen Flussböte gemeint, welche auf den asiatischen Fl benutzt werden und zwar in dem Lande Uz, im Norden des steinigen Arab wo Hiob gewohnt haben soll. Die neuen (schwedischen) Uebersetzungen, so die des Dr. Mellin, wie Dr. Lindgrens kommen dem Sinne des Originalt gewiss am nächsten. Dr. Lindgren hat in seiner trefflichen Uebersetzung Buches Hiob den 25. Vers folgendermassen wiedergegeben: „Schneller als Läufer sind meine Tage dahin geeilt;" und Vers 26: „Schnell sind sie dahin fahren gleich Böten von Rohr. — Solche Böte von Rohr oder von dünnen Brett mit Leder überzogen, d. h. Rohrböte auf den Flüssen sind es, welche wir h darstellen.

n Böten habe ich hier eine Abbildung gegeben nach Yarrells: British shes II, pag. 30 und pag. 456 und eine andere nach Old England I g. 20 Fig. 58, (British coracles). Yarrell hat dieselben a. a. O. ite 27 beschrieben. Sie sind klein, nicht völlig 6 Fuss lang und unge-



r 4 Fuss breit, und angefertigt aus Weidenstäben, gleich einem Korbechte, nur für eine Person berechnet und so leicht, dass der Fischer, hdem er sich desselben bedient hat, es auf dem Rücken nach Hause gen kann. Was mir die Identität der asiatischen und britischen Böte h mehr zu bestätigen scheint, ist, dass man beiderorts fortfährt sich selben wie in alten Zeiten zu bedienen, (vgl. Bonomi a. a. O. 243, 131, wo ein modernes Boot dieser Art abgebildet ist) und dass ihre struction mit beinah demselben Worte beschrieben wird, indem man bei rell „basket-work,“ bei Chesney „like baskets“ liest und an beiden len variirt der Ueberzug, zu welchem in England Theer, in Asien men benutzt wird. Mit dem Kajak der Eskimos kann man sie nicht leichen. Die ledernen Fahrzeuge, deren sich die Oestrymnier zur Ueber- t nach Irland bedienten, waren wahrscheinlich von der grösseren von dot erwähnten Sorte, und die man in Layards Monum. of Niniveh ab- ldet findet; die kleineren: Taf. 12, die grösseren: pag. 25, vielleicht II, pag. 71.

Wenn dieser Beweis für orientalische Ueberreste in Westeuropa ver- elt dastände, so würde ich ihn unberücksichtigt gelassen haben; in Be-

gleitung so mancher anderer dürfte sein Platz hier indessen gerechtfertigt scheinen.

Noch eine Bemerkung zur Bestätigung der obengenannten Annahme, dass schon vor undenklichen Zeiten Phönicier an der Zinnküste ansässig gewesen sind. Strabo erzählt nämlich, dass Anfangs von mehren Geschichtsschreibern die Lehre verbreitet sei, dass das Zinn an der Erdoberfläche gefunden werde, aber dass man später erfahren habe, dass es aus der Erde aufgegraben werde. So berichtet Strabo (pag. 122. 1) nach Posidonius. Hieraus scheint hervorzugehen, dass das Zinn bei der ersten Ankunft der Phönicier derorts frei zu Tage lag, und dass sie später zur Gewinnung desselben Gruben anlegen mussten. Die Anlage der Gruben erfordert aber nicht allein Grubenarbeiter, sondern auch Bergleute, welche die Arbeiter beaufsichtigten. Nun dürfte aber niemand behaupten wollen, dass die halbwilden Ureinwohner auf den Zinninseln, welche Strabo beschreibt, Bildung genug besessen hätten, um Bergwerke anzulegen und auszubeuten. Die Phönicier dahingegen besassen die dazu erforderliche Fähigkeit in hohem Grade. Wo sie Metalle antrafen, legten sie sofort Gruben an, bei welchen sie von ihren eigenen Landsleuten als Vorsteher anstellten, wenn sie auch die rohen Ureinwohner als Sclaven verwandten.*) Und dass es wirklich Phönicier waren, welche zuerst Gruben anlegten und sich das vorhandene Metall zu Nutzen machten, wird dadurch unwiderleglich, dass die Einwohner des westlichen und nördlichen Europa vor ihrer Ankunft weder metallene Werkzeuge noch Metallwaffen besassen.

Aus dem oben angeführten Citate aus Festus Avienus wissen wir, dass Himilco mit seiner grossen carthagischen Gesellschaft auswandernder Colonisten ungefähr 450 Jahre v. Chr. auf den Zinninseln landete und dass somit längs der Küste zahlreiche Neubauten von ihnen angelegt wurden. Aus mehren übereinstimmenden Angaben des Strabo, Diodorus Siculus und Plinius haben wir erfahren, dass die Phönicier schon viel früher ihren Zinnhandel mit Westeuropa und besonders mit Britannien betrieben, dass dieser Handel bis in eine Zeit zurück reicht, die sich ins Sagendunkel verliert. Wir dürfen deshalb mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass schon die Sidoner, gewiss aber die Tyrer, sich lange vor der Machtperiode Carthagos und der Expedition Himilcos durch Ansiedelungen in Britannien

*) Siehe Diodorus V. 38, weiter unten citirt.

nd Irland festgesetzt hatten. Sowohl die alte als die neue Geschichte ehrt uns ferner, dass alle Staaten, welche sich durch Handel und Schifffahrt zu Reichthum und Macht emporschwingen, durch ihre eigenen Landsleute von ihrem Stammlande aus neue Colonien anlegen und unterhalten zu issen pflegen. Dass nun jene Colonien in den Zinnländern durch Himilcos Emigranten beträchtlich vermehrt wurden, ist wohl annehmbar. Wo die puren von ihrem Aufenthalte geblieben, werden wir später erklären, nachdem wir zuvor den Hauptinhalt der Ora maritima des Festus Avienus wiederzugeben versucht haben. Er beschränkt sich nämlich nicht auf die Beschreibung der Zinninseln, so der Cassiterides wie der Oestrymnides, sondern fährt in seiner Erzählung fort wie folgt Vers 119)*): „Wenn jemand es wagen sollte, von den Oestrymnischen nseln aus weiter nordwärts zu segeln, wo die Luft erstarrt, so trifft er das Land der Ligurer, an Bewohnern leer; denn diese sind von Kelten verjagt worden und haben sich in rauhe Bergsgegenden mit schroffen, dornbewachsenen Klippen geflüchtet. Dort wohnten sie lange in Verborgenheit, bis sie sich nach der Meeresküste herabwagten**). — Vers 146 fährt Festus Avienus weiter fort: „Nachdem was wir oben gesagt, öffnet sich ein grosser Meerbusen und ein weitgedehntes Meer.†) Danach nennt er Vers 148 Ophiusa, welche an der inneren Seite des Meeres liegt, wo dieses sich ins Land drängt und eine ebenso langgestreckte Küste hat wie Pelops Insel (Peloponnes) ††). Es ist hier die Rede davon, dass der Ort ehemals

---

*) Dass Festus Avienus seine weiteren Aufzeichnungen aus Himilcos Periplus schöpft, halte ich nicht für ausgemacht; viel eher ab imis punicorum annalibus, wie er V. 144 sagt und was man vielleicht mit: carthagischen Archiven übersetzen dürfte.

**) Ukert meint, dass hierunter die gallischen oder belgischen Küsten zu verstehen seien; dieses scheint wahrscheinlich, besonders wenn die französische Küste dort der (von mir besuchten) gegenüber liegenden englischen Küste bei Dover gleich, aus hohen Kreidefelsen mit vielen Höhlen (ihåligheter) besteht.

†) Magnus patescit aequoris fusi sinus: ohne Zweifel die Nordsee.

††) Dieses würde am meisten auf die dänische Halbinsel hindeuten und Ophiusa wäre somit die Bernsteinküste. Von diesem Orte heisst es, dass er von Oestrymniern (Phöniciern?) bewohnt gewesen, aber dass dieselben von einer Menge Schlangen verjagt worden und darauf das Land verödet sei. Dies erinnert unwillkürlich an die Handelspolitik der Phönicier, die, sobald sie einen für den Handel vortheilhaften Platz aufgefunden hatten, Berichte erdichteten um andere irre zu leiten oder sie von dem Versuche dahin zu gelangen, abzuschrecken. Aus dem-

Oestrymnis geheissen habe und von den Oestrymniern bewohnt gewesen sei. (Vers 155). Danach kommt er zu dem „jugum veneris", welches ziemlich frei mit „Hügel für den Dienst der Astarte" übersetzt werden muss, dem „Vorgebirge der Aryier, welches wieder emporschwillt, vorragend in den rauhen Norden." (Vers 162). Danach wird (V. 165) eine dem Saturn (Melkarth) geweihte kräuterreiche Insel genannt, bei welcher der Verfasser offenbar eine starke Ebbe und Fluth beschreiben will, eine für den Küstenbewohner des Mittelmeeres höchst wunderbare Erscheinung. — Vers 197 heisst es weiter, dass die Draganen ihren Wohnsitz in dem schneereichen Norden aufgeschlagen haben (Sub nivoso maxime collocaverant larem*). V. 202—204 ist von dem sideralis lucis inclinatio und von der äussersten Spitze Europas die Rede, welche hoch über das mit Ungeheuern erfüllte Weltmeer hinausragt, (das Nordcap?) V. 215 nennt abermals einen dem Saturn (Melkarth) geheiligten Berg; V. 226 einen dem Zephyrus geweihten und 241 einen ebensolchen, der infernae deae (Proserpina) geheiligten, ein reiches Heiligthum mit verborgenem Eingange. Hier war ehemals Herbi Stadt gelegen, eine Stadt von welcher indessen nur der Name der Stätte übrig geblieben ist etc. etc.

Aus dieser verworrenen Erzählung dürfte für unseren Gegenstand nicht viel zu holen sein. Auch wird der geneigte Leser einsehen, dass ich meine Ansichten nicht auf so lose unsichere Gründe stütze, wie diese es zu sein scheinen. Man sieht indessen deutlich, dass der Verfasser Schriften

---

selben Grunde gaben sie an, dass sie den Canel aus Arabien holten, obgleich sie ihn in Wirklichkeit aus Indien bezogen (und dessen Fundort Herodot wie den des Zinns und des Bernsteines nicht mit völliger Gewissheit erspähen konnte, obschon er ihn von ungefähr errieth). Sie erzählten unter anderm eine Fabel, dass die Araber sich den Canel auf die Weise verschafften, dass sie in solchen Gegenden wo grosse Vögel ihre Nester aus Canelstangen bauten, grosse Stücke Fleisch auf die Erde zu legen pflegten. Die Vögel trugen dann ihren im Neste sitzenden Jungen das Fleisch zu, aber dieses war so schwer, dass das Nest dadurch zerbrach und die Canelstangen zur Erde fielen, wo man sie schleunigst aufsammelte. Herod. III. 111. Dem Theophrast (Hist. plant. IX, 5) hatten sie eine andere Fabel erzählt, nämlich: dass eine grosse Menge Schlangen das Einsammeln des Canels gefährlich machten. Etwas dem ähnliches scheint es zu sein was Festus Avienus über Ophiusa erfahren hatte.

*) Hiermit kann unmöglich ein Ort an der Küste des Mittelmeeres gemeint sein, sondern offenbar irgend eine Stätte am nördlichen Ocean.

or sich hatte, welche von phönicischen Pflanzstädten längs den Küsten gen Iorden und von phönicischen Göttern geweihten Opferstätten und Tempelrotten handelten. Er hat diese Schriften jedoch nicht richtig verstanden rielleicht weil er die punische Sprache nicht genügend kannte) und des alb einen sehr verworrenen Bericht davon gegeben. Gewiss ist mittlereile, dass er, was er schrieb nicht aus der Luft griff, sondern wahrscheinch, wie er auch selbst sagt: ab imis punicorum annalibus*).

Bemerkenswerth ist übrigens was er von ehemals bebauten Stätten rzählt, von denen, zu der Zeit als er schrieb, nur der Boden und der ame übrig waren. Hieraus liesse sich schliessen, dass die phönicischen nbauten aus so leicht vergänglichem Material errichtet waren, dass es ein Wunder ist, wenn alle Spuren derselben schon lange vor unserer Zeit rschwunden waren.

Dass die Phönicier Handel mit Zinn und Bernstein trieben, wussten chon die Alten. Was den erstgenannten betrifft, so ist derselbe durch ielfache Zeugnisse nachgewiesen worden; von dem Bernsteinhandel der 'hönicier spricht schon Homer. In der Odyssee XV, 459 wird erzählt, ass ein phönicischer Kaufmann einen in Gold gefassten Brustschmuck Ialskette) aus Bernstein nach Griechenland brachte und dort zum Verkauf ısbot; und eben daselbst XVIII, 294 heisst es, dass Eurymachos der enelope einen ähnlichen aus Gold und Bernstein bestehenden Halsschmuck ıb. Es scheint uns nicht auffällig, dass die Phönicier schon damals den 'eg nach der Bernsteinküste gefunden hatten, da sie lange vor Homers it, Zinn von Britannien geholt hatten; doch verdient beachtet zu werden, ss man, sogar mehre Jahrhunderte später, noch nicht allgemein wusste ı welchem Lande der Bernstein geholt wurde.

Die Phönicier hatten es aus bereits genannten Gründen sorgfältig zu heimlichen gesucht um Concurrenten zu vermeiden. Doch wusste man, s der Bernstein mit denselben Schiffen, welche Zinn brachten, aus Westopa komme. Selbst Herodot, welcher Aegypten und Tyrus besucht

*) Obschon ich, wie gesagt, meine Ansichten keineswegs auf die citirten, bei tus Avienus vorkommenden Angaben stütze, möchte ich doch darauf hinweisen, s sie in mehrfacher Hinsicht mit der Ueberzeugung übereinstimmen, welche aus anderen besser motivirten Ursachen fasste und aussprach, lange vorher ich den unklaren Erzählungen des Festus Avienus meine Aufmerksamkeit andte.

hatte, wohin ohne Zweifel Bernstein geführt wurde, sowohl zur Anfertigung kostbarer Schmucksachen als zu Räucherwerk in den Tempeln — hatte den eigentlichen Fundort desselben nicht erfahren können. Die Künstler und Priester kannten ihn vielleicht selbst nicht und die Kaufleute hüteten sich das Geheimniss zu verrathen. Dieses bezeugt offenbar, dass auch der **Bernstein**, wie wir es von dem Zinn wissen, nicht über Land, sondern, wie wir vorhin erwähnten, zu Wasser über Gadeira von Westen nach Osten geführt wurde. Wäre er zu Lande über Griechenland geführt, so würde es Herodot gewiss gelungen sein, Erkundigungen darüber ein[zu]ziehen. Nun aber hatte dieser nach allen seinen Reisen und Nachforschungen nur soviel mit Gewissheit erfahren können, dass sowohl **Zinn** als **Bernstein** aus dem äussersten Westen Europas komme*). Dass es ein[en] Fluss Namens Eridanus gebe, welcher sich gen Norden ins Meer ergiesse, hielt er für erdichtet. Noch näher wäre er der Wahrheit gekommen, wenn er bedacht hätte, dass der Name Eridanus aus der Luft gegriffen sei, nicht von einem griechischen Dichter, sondern von einem phönicischen Kaufmanne um den Weg nach dem Bernsteinlande zu verbergen. Man hat sich übrigens vielfach abgemüht einen Fluss zu finden, welcher Eridanus heissen und Bernstein führen könne. Der gelehrte Werlauff [hat in] seiner trefflichen Abhandlung über den Bernsteinhandel**) die Ansicht ausgesprochen, dass das Wort Eridanus aus ἠρι Osten und don oder dan Wasser oder Fluss zusammengesetzt sein könne, also der östliche Fluss, welchen Namen er nach der Himmelsrichtung des Bernsteinhandels von den phönicischen Handelsfactoreien auf den britischen Inseln aus hätte erhalten können. Plinius will aus Eridanus den Fluss Po machen***). Aber auch in Attika lag ein Eridanus. Nach Servius ad Aenid. VI, 6[illegible] soll Eridanus einen Fluss im Allgemeinen bedeutet haben. Vgl. Werlauff a. a. O. pag. 90. Ferner hat man den Eridanus nach Spanien verlegt und darin eine frühere Benennung der Rhone gefunden, Plin. XXXVI[I] 11 a. Aeschylus in Iberia, hoc est in Spania Eridanus esse dixit. Sonderbar genug, dass man niemals versucht hat aus Eridanus Eider herleiten. Man wäre was den Ort betrifft, damit der Wahrheit näher [illegible]

*) Herodot III, 115.

**) Beitrag zur Geschichte des nordischen Bernsteinhandels, S. 91.

***) Plin. I, pag. 125 b auch XXXVII II a — juxta Eridanus amnem q[uem] Padum vocamus.

nmen. Endlich hat man in der Nähe von Danzig einen Bach gefunden, 'cher Raduna oder Radaune heisst und auch daraus hat man Eridanus :hen wollen. Darin waltet ein zweifacher Irrthum. Einerseits hat ı vergessen, dass die Bernsteingegend an der preussischen Küste bis römischen Kaiserzeit durchaus unbekannt war*), andererseits hat man ıt gewusst, dass an der dänischen Westküste ehemals Bernstein in sser Menge vorhanden gewesen ist und dass man selbst in späteren ren nicht unbedeutend davon gefunden hat. Folgende sicheren Anen dürften für manchen meiner Leser neu sein. Werlauff erzählt näm-**), dass ein Handelshaus in Ringkiöbing und ein anderes in Aalborg Reihe von Jahren hindurch bis vor kurzem den Bernsteinhandel im ssen betrieben haben, indem sie allen Bernstein, welcher an der West-:e Jütlands und der Herzogthümer gesammelt wurde, aufkauften und ; die Einkaufssumme sich jährlich auf 30,000 Thlr. Preuss. belief. r der Vorrath von Bernstein noch vor wenigen Jahren so ansehnlich, so st sich daraus schliessen wie reich er vor 3000 Jahren gewesen sein ss; und welch ungeheuren Gewinn dieser Handel den Phöniciern bringen sste, lässt sich, wenn gleich unvollkommen, aus einem Seite 80 von Wer-' angeführten Factum schliessen. „Ein Handelshaus (Lemoine) in stantinopel machte im Jahre 1832 dem oben erwähnten Handelshause in gkiöbing den Vorschlag behufs dieser Waare in directe Handelsverbin-; mit ihm zu treten, da dieselbe von Hamburg aus über Wien oder Belg-versandt werden könne. Bei dieser Gelegenheit wird der Preis da-n Constantinopel, je nach der Qualität, von 1000 — 4000 Piastern)cka ($2^1/_2$ Pfd.) angegeben, woraus man sieht wie einträglich dieser el sein musste insofern er richtig betrieben wurde.“ Und wie un-zbar muss danach der Gewinn der Phönicier gewesen sein, als der el in so reicher Menge vorhanden war, als sie allein diesen Handel nden hatten und so zu sagen den Preis für die Waare so hoch setzen en wie sie wollten. Kein Wunder, dass sie den Weg zur Quelle so ıltig zu verheimlichen suchten! Dies gelang auch sowohl ihnen als

---

ı Plin. Hist. XXXVII, 11 b. Sexcentis fere M. Pass. a Carnunto Pannoniae litus id Germaniae ex quo (succinum) invehitur, percognitum nuper. enim Eques romanus, missus ad id comparandum a Juliano curante gladia-munus Neronis principis qui hoc commercia et litora peragravit etc.

) Beitrag zur Geschichte des nordischen Bernsteinhandels S. 79.

ihren Nachfolgern, den Carthagern, lange Zeit *). Erst zur Zeit der M[illegible] silier scheint der Weg allgemein bekannt geworden zu sein. Der Ers[te], welcher bestimmte Auskunft darüber giebt ist Pytheas, laut den Fra[g]menten seiner Reisebeschreibung, welche bis auf unsere Zeit gekomme[n] sind. Nach diesen erzählt Plinius von einer Küste **) (aestuarium) d[es] Oceans, die von germanischen Guttonen bewohnt sei und in der Lande[s]sprache Mentonomon heisse und sich 6000 Stadien (150 geogr. Meil[en]) ausdehne; ferner, dass eine Tagereise davon entfernt eine Insel, Nam[ens] Abalus liege, wo die Meereswogen im Frühling Bernstein ans Land werf[en] gleichsam eine Reinigung des Meeres nachdem es gefroren gewesen [illegible] (concreti maris purgamentum) ***). Derselbe wurde von den Einwohn[ern] statt des Brennholzes benutzt (pro ligno utitur. Plin. I cap.) †). An ein[er] anderen Stelle führt Plinius spätere Nachrichten über die Zinninseln [an]. Nach einer vorhergehenden Beschreibung der Inseln bei Britannien, äuss[ert] er sich wie folgt: Jenseits des germanischen Meeres liegen die zerstreu[ten] Inseln Glessariae, welche wegen des dort gefundenen electrums (Bernste[ins]) von den Griechen Electrides genannt wurden ††). Nachdem der genann[te]

---

*) Strabo erzählt, dass der Capitän eines phönicischen Schiffes, welches [nach] den Zinninseln ging, bemerkte, dass ein römisches Schiff ihm folgte und [sein] Schiff auf eine Klippe führte um den Römer mit sich ins Verderben zu lock[en]. Er rettete das Leben und erhielt bei seiner Heimkehr von der Regierung Schade[n]ersatz für die verlorene Ladung als Belohnung für sein Wohlverhalten. Str[abo] III, V. Paris I pag. 146, 1).

**) Eigentlich fjaere (die Watten) oder der Theil des Strandes, welcher [zur] Zeit der Ebbe trocken liegt und zur Fluthzeit unter Wasser steht. (Vgl. S. [illegible] des Hauptw.) Es war folglich eine Küste mit Ebbe und Fluth und also nicht [an] der Ostsee belegen.

***) Plin. Hist. not. XXXVII, 11 b. Noch jetzt ist es der Fall, dass [der] meiste Bernstein im Frühling ans Land geworfen wird.

†) Wohl verstanden nicht um zu wärmen sondern um zu leuchten. An [der] Westküste Schleswigs soll derselbe noch in neuerer Zeit von unbemittelten L[euten] zu diesem Zwecke benutzt worden sein. (Werlauff 42); also noch ein tra[ditio]neller Brauch von Pytheas Zeit her. In den Waldgegenden Schonens bra[uchen] die armen Leute Holzspäne (lignum) zu diesem Zwecke, die sie stickor ne[nnen]. Sie werden aus Birkenholz und zwar auf eigenthümliche Weise zurecht geschni[tten] und beim Gebrauch in eine eiserne Dille gesteckt. Einer der Männer wartet [des] Spans bei dessen Scheine die Frauen mit Handarbeit beschäftigt sind.

††) Plin. IV, 30.

rfasser*) der Nordspitze Jütlands (Promontorium Cimbrorum) und 23 gs der Küste liegender Inseln erwähnt hat, welche durch römische ippen bekannt geworden sind — unter welchen Borkana (jetzt Borkum) l Glessaria, so benannt von den römischen Soldaten ihres Bernsteines ;en — äussert er**): Es ist gewiss, dass der Bernstein bei den In- ı des nördlichen Oceans hervorgebracht wird und dass die Germanen Glessum nennen. Daher ist eine der Inseln, zur Zeit als Cäsar Ger- ıicus mit seiner Flotte dort seine Thaten vollbrachte, von unseren (den ischen) Soldaten Glessaria genannt worden. Man kann sich kaum tlicher ausdrücken um darzuthun, dass die Küsten und Inseln an welcher ıstein vorkam nicht in der Ostsee sondern in der Nordsee längs der nanischen und dänischen Küste lagen.

Nach allen diesen Zeugnissen ist es mir unbegreiflich wie man auf Idee kommen konnte, dass die Phönicier ihren Bernstein von der ost- ussischen Küste holten. Und gesetzt, man wollte ohne Sinn und Ver- nd annehmen, dass sie um des Bernsteines willen bis an den entlegensten ıkel der Ostsee vordrangen, so müsste man doch zugeben, dass sie um in zu gelangen, längs der an Bernstein äusserst reichen dänischen te hinauf mussten, und man wird sich schwerlich denken können, dass ;inen so langen Weg fuhren um zu holen, was sie auf unweit kürzerem ;e erlangen konnten. Und, dass sie den Bernstein denselben Weg zu ffe fortschafften wie das Zinn, wird niemand bezweifeln wollen; weil, ı er über Land transportirt wäre, der Fundort schwerlich den Griechen Carthagern etc. hätte verheimlicht werden können.

Dass sie nach der preussischen Küste segeln konnten, wenn dort ; zu holen gewesen wäre, bezweifle ich keineswegs; denn sie sind ıar in der Ostsee gewesen und haben die Süd- und Ostseeküste Scho- besucht und dort vielfältige Spuren zurückgelassen, (worüber weiter- n Mehres). An der preussischen Bernsteinküste befindet sich indessen, :l ich weiss, keine einzige Spur von dem Aufenthalte der Phönicier.

Nachdem die Phönicier die Zinngegend in Britannien gefunden hatten, ;s nicht schwer und dauerte es gewiss nicht lange, bis sie die Bern-

) Plin. IV, XXVII, a.

') Plin. XXXVII, II a.

'*) Vgl. auch Thule von Redslob Cap. 3 pag. 23 u ff., welche gelesen zu n verdienen.

steingegend in Schleswig und Jütland auffanden. Selbst wenn dam
nicht von Zeit zu Zeit Bernsteinstücke an der englischen Küste gefund
worden wären, was doch wahrscheinlich ist, so darf man doch annehm
dass die damals wilden Einwohner sich Frauenschmucksachen aus diese
Material zu verschaffen wussten. Wie weit sich ähnliche Waaren selb
unter den Wilden durch Tauschhandel verbreiten können, ist uns bekan
Bei uns hat man weit hinauf in Westgothland und Småland Berns
schmuck neben Skeletten in Gräbern gefunden, welche dem Steinalter u
folglich einem Volke auf der untersten Bildungsstufe angehören. M
darf daraus schliessen, dass die Phönicier bald in den Zinnländern d
Bernstein kennen lernten, wenn auch nur als Schmuck der eingebore
Frauen; und danach war es diesen unerschrockenen Seeleuten ein Leich
den Fundort dieses so kostbaren und eifrig nachgesuchten Naturprodu
aufzufinden.

Aber nachdem sie nun diese reiche Vorrathskammer an Bernstein a
gefunden hatten, entsteht die Frage ob sie dort bleibende Colonien anlegte
oder ob sie nur von Zeit zu Zeit dorthin segelten, um Ladung einzunehme
und einandermal wiederzukommen? Die Entscheidung dieser Frage i
für unseren Gegenstand von höchster Wichtigkeit und darf nicht bei Seite
gelegt werden, bevor wir eine klare Vorstellung darüber erlangt habe

Ein Jeder, welcher einigermassen weiss, auf welche Art und We
die Tyrer und nach ihnen die Carthager zu Macht und Ansehen gelangt
hat sich diese Frage bereits selbst beantwortet; denjenigen, welche dar
in Unkenntniss sind, möchte ich anrathen, irgend eine Abhandlung üb
das Verfahren der Phönicier und Carthager in ihrem Handelsbetriebe
lesen, wie z. B. Heerens Ideen über die Politik, den Verk
und den Handel 1. Th. 4., Aufl. auch unter dem Titel: Heerens hi
rische Werke XI. Thl. 1. Abth. S. 24—150; und über die Cartha
2. Th. — Hist. Werke Th. XIII. Sie werden daraus ersehen, dass
Phönicier damit begannen, auf den ihnen zunächst gelegenen Inseln u
der Ostküste des Mittelmeeres Niederlassungen zu gründen; dieselbe
deten längs dieser schmalen Küstenstrecke so zu sagen eine zusam
hängende Stadt. Nach und nach erstreckten sich diese Anbauten w
gen Westen, bis sie allmälig alle Inseln und die ganze Küste des m
ländischen Meeres einnahmen. Darauf dehnten sie sich über einen gr
Theil von Spanien und schliesslich über verschiedene Länder des w

:hen Europa aus. Sie gingen hierbei zu Wege wie alle mächtigen Han-
lsstaaten älterer und neuerer Zeit: sie eroberten, wenigstens zu Anfang,
:ht mit Feuer und Schwert, sondern erschienen als friedliche Kaufleute
d boten den Eingeborenen ihre Waaren im Austausch gegen die Pro-
cte des Ortes. Die Eingeborenen sahen es gern, wenn die Fremden ihnen
atfarbige Zeuge und glänzende Glasperlen zuführten, die alle Wilden
schätzen pflegen, und nahmen sie zum Austausch für Dinge, deren Werth
nicht kannten; weshalb ausdrücklich gesagt wird, dass sie Erstaunen
sdrückten, so reiche Bezahlung zu erhalten für Gegenstände, die sie für
:rthlos hielten. Fanden diese Fremdlinge eine Küste oder eine Insel,
sie es für vortheilhaft hielten sich anzubauen, so gründeten sie dort
e Colonie, welche sich nach und nach erweiterte und da sie dem Volke,
deren Mitte sie sich niederliessen an Bildung überlegen waren, so trugen
stets mehr oder minder zur Civilisation desselben bei. „Wo die
iönicier sich ansiedelten, da führten sie Ackerbau und
ewerbe ein und lehrten die Eingeborenen in festen Wohn-
ätzen sesshaft zu bleiben.“ Und da sie ihrem Gottesdienste
hr ergeben waren, so verbreiteten sie auch diesen mit seinen äusseren
remonien unter die halbwilde Bevölkerung. Ob dieses aus Religiosität
:r Handelspolitik geschah, lassen wir unerörtert. Aber wo sie sich nieder-
ssen, bemächtigten sie sich nach und nach der ganzen Insel oder grösserer
'ecken der Küste bis sie sich zu Herrschern aufwarfen und die Eingeborenen
Arbeiter benutzten oder vielleicht gar bisweilen zu Sclaven machten.

Dieses ist in der Kürze die Geschichte nicht allein der Phönicier,
dern jedes anderen grossen und mächtigen Seehandel treibenden Staates,
Entwicklungsgeschichte Carthagos, Spaniens, Venedigs, Hollands, Eng-
ls u. s. w. Wir können uns eine deutliche Vorstellung davon machen,
n wir bedenken, dass selbst die exotischen Besitzungen verschiedener
t florirender Staaten als Handelsfactoreien begannen.

Diesen Weg zu Reichthum und Macht hat der Handel zu allen Zeiten
olgt und wir dürfen aus diesem Fingerzeige der Weltgeschichte mit
ıerheit annehmen, dass die Phönicier, nachdem sie die Zinn- und Bern-
ıländer in Westeuropa einmal gefunden hatten, dieselben nicht wieder
iessen ohne dort sofort Colonien anzulegen, welche mit der Zeit an
sse und Anzahl zunahmen, und können wir uns ferner nicht denken,
die Phönicier ihren Handel hier auf andere Weise als an anderen

Küstengegenden und Inseln betrieben haben, d. h. **durch Anl**[illegible] **fester Handelsplätze.**

Sowohl die Kenntniss der von ihnen befolgten Methode, als die W[illegible] geschichte, insofern sie richtig aufgefasst wird, zwingen uns zu der [illegible] nahme, dass die fremden Morgenländer hier lange Zeit wohnhaft ge[illegible] sind, ja seit 1600—2000 v. Chr. bis zu einem Zeitalter, welches [illegible] stimmen wir noch nicht für möglich halten, wo die Colonisten, nach[illegible] der Verkehr mit dem Oriente nach und nach aufhörte, sich im Laufe [illegible] Zeit mit den Eingeborenen vermischten und schliesslich in ihnen [illegible] gingen.

War nun diese Periode, in welcher die Phönicier hier im Norden [illegible] sässig waren eine längere oder kürzere, so muss doch in der Zeit man[illegible] von ihnen gestorben und begraben sein. Dieses **müssen** wir zuge[illegible] wie auch ferner, dass ihre Gräber sich in solchen Gegenden befinden [illegible] ten, wo sie ehemals ihren Handel getrieben und gewohnt haben. A[illegible] jetzt entsteht die Frage: Wie sollen wir diese phönicischen Gräber v[illegible] den Begräbnissen anderer älterer oder jüngerer Völkerschaften, welch[illegible] dieselben Länderstrecken bewohnt haben, unterscheiden? Und auf we[illegible] Weise beerdigten die Phönicier ihre Todten?

Zum Glücke für diese Art wissenschaftlicher Forschung können w[illegible] diese Frage mit Bestimmtheit beantworten.

Der berühmte Dr. Barnard Davis, Herausgeber der Crania Britan[illegible] hat kürzlich in einer ins Englische übersetzten Abhandlung des Dr. N[illegible] lucci über eine auf Sardinien in der Nähe der alten Stadt Tharros geleg[illegible] phönicische Begräbnissstätte Aufschluss gegeben wo die Gräber (pag. [illegible] auf folgende Weise beschrieben werden: Sie waren in weichen kalkart[illegible] Sandstein gehauen, von ungleicher Grösse und **länglich viereck**[illegible] oder bisweilen auch ebenso lang als breit. **Die Anzahl der da**[illegible] **enthaltenen Skelette variirte von ein bis vier.** [illegible] **Leichen waren in horizontaler Lage niedergelegt wor**[illegible] **Neben denselben lagen ihre Waffen oder Frauenp**[illegible] **Mitunter fand man auch Urnen von ungleicher For**[illegible] **Eines dieser Skelette hatte an der rechten Seite** [illegible] **langes Schwert, zu Füssen ein kürzeres. Das Grab** [illegible] **ungefähr zehn Fuss lang und neun Fuss breit. Am E**[illegible]

nge stand eine Säule mit phönicischer Inschrift als Be-
is, dass der Todte phönicischer Geburt gewesen*).

Aus welcher Zeit diese Gräber herrühren dürfte noch unentschieden
ı. Man weiss, dass Sardinien 512 v. Chr. von den Carthagern erobert
·de. Aber die Insel war vorher von Aegyptern und Phöniciern bewohnt
resen, welches aus folgenden durch Tradition auf der Insel bekannten
sen hervorgeht:

Et vos primum o Phoenices, qui invenistis insulam
Atque postea conduxistis gentes et populos
Et Sidones et Thyrios et multos Egyptios**).

Vielleicht stammt der Begräbnissort bei Tharros aus der Zeit, als die
l zuerst von Sidonern und Tyrern angebaut wurde. Dem möge nun
ı, wie ihm wolle, so haben wir doch aus der oben angeführten Beschrei-
ıg der Gräber bei Tharros erfahren, auf welche Weise die Phönicier
n wenigsten während einer Periode ihre Todten begruben.

Es verdient deshalb gewiss unsere Aufmerksamkeit, dass gerade an
:hen Orten, welche uns Anlass zu der Vermuthung geben, dass die
inicier sich um ihres Handels willen bei uns niedergelassen haben, eine
von Gräbern der Vorzeit gefunden werden, welche den beschriebenen
Sardinien befindlichen, höchst ähnlich sind, nur mit dem Unterschiede,
s sie, da bei uns kein weicher kalkartiger Sandstein vorhanden ist, in
sie eingehauen werden konnten, hier zu Lande aus aufrecht stehenden
nen erbaut sind, welche ein längliches Viereck bilden, von
gleicher Länge und Breite, mit quer liegenden Decksteinen
mitunter von einer Menge von Steingeschieben überschüttet, so dass
Ganze einen in England sogenannten Cairn bildet. (S. pag. 12 des
ptw.): — Die Skelette liegen in wagrechter Lage, ein,
ei oder drei, bisweilen sogar noch mehre in demselben
ıbe. Neben den Skeletten liegen Waffen: längere
l kürzere Schwerter (Dolche), wie auch runde Schild-
tten. Mitunter findet man neben den Gebeinen auch Frauen-

*) Der eine der dort gefundenen Schädel ist in den Besitz des Dr. Davis ge-
t, von dem er mir gütigst eine Photographie übersandt hat. Zwei andere
ıien sind in dem Museum der Universität zu Cagliari deponirt.

**) S. Davis' Uebersetzung von Dr. Nicoluccis Abhandl. pag. 3.

schmucksachen: Diademe, Armringe, Halsgeschmeide (Halbmonde) et[illegible] Bisweilen findet man auch Urnen von ungleichen Fo[illegible] men. Diese Begräbnissweise halte ich für die älteste, welche wäh[illegible] der hier besprochenen, mit morgenländischen Colonisten hierher ge[illegible] menen Bildungsperiode üblich war**).

Eine Untersuchung der Skelette, welche in diesen Gräbern lie[illegible] hat man versäumt; nur einzelne Schädel sind aufbewahrt worden. [illegible] werde später Gelegenheit finden, die Abbildung eines derselben und [illegible] der sardinischen zu bringen.

Nach allem was ich bisher habe erforschen können, gehören die Wa[illegible] und Putzsachen, welche in so beschaffenen Gräbern mit unverbrannten Leic[illegible] liegen, zu der allerältesten. Alle Waffen sind von Bronze, alles Geschme[illegible] ist von Bronze oder Gold; alle tragen Verzierungen, hauptsächlich aus sch[illegible] Spiralen und Zickzacklinien bestehend. Bei allen diesen Schwertern [illegible] die Handgriffe so kurz, dass sie von einer gewöhnlichen Männerhand [illegible] mit drei Fingern umfasst werden können, und alle Armringe so eng, dass [illegible] kaum über die Hand eines erwachsenen Mädchens gleiten. Diese kurz[illegible]

---

*) Z. B. Bronzealter: Taf. 3 Fig. 23. In meinem Vorworte zu[illegible] tem Hefte, datirt den 8. Oktober 1862, äusserte ich, dass das Geschme[illegible] dem die jüdischen Frauen sich schmückten und welches ihnen Vorwürfe von [illegible] ten des Propheten zuzog (z. B. Jes. 3, 18) wahrscheinlich ebenfalls in Tyrus [illegible] gefertigt sei, was ohne Zweifel auch für diejenigen Frauenschmucksachen [illegible] welche wir bei uns in phönicischen Gräbern finden, und dass wir also nach die[illegible] Funden in nordischer Erde, uns einen Begriff machen können von dem Geschm[illegible] der jüdischen Frauen zu einer Zeit, wo sowohl Tyrus als Jerusalem auf [illegible] Gipfel ihrer Blüthe standen. Zu meiner Freude finde ich nun, das Heeren s[illegible] früher angenommen hat, dass das Geschmeide der Jüdinnen von phönicis[illegible] Künstlern angefertigt war. (Heeren XI, 94 Note †). Aber, dass hier im [illegible] lichen Europa ebensolcher phönicischer Schmuck aus der Erde aufgegraben we[illegible] hat man bisher wohl schwerlich gedacht.

†) „Wenn wir annehmen dürfen, dass der Putz der Jüdinnen meist phöni[illegible] Arbeit war, was sich wohl kaum bezweifeln lässt, so giebt die Stelle beim Jes[illegible] 18—23 eine genaue Ansicht davon."

**) Später wurde die Leichenverbrennung eingeführt. Man sammelte [illegible] Asche und Knochensplitter in eine Urne und setzte diese in den Grabhügel. [illegible] in dieser vergleichsweise späteren Zeit noch Spiralverzierungen üb[illegible] waren, weiss ich nicht. Die Bronzesachen, welche ich in solchen Urnen m[illegible] gebrannten Knochensplittern gefunden habe, zeigten keine Spirallinien.

ndgriffe halte ich für höchst beachtenswerth, weshalb ich mir noch einige ›rte darüber erlaube. Man hatte schon seit lange bemerkt, dass die ›nzeschwerter in den Museen bald lange, bald kurze Handgriffe haben; h wurde man, soviel mir bekannt, erst vor zwei Jahren zuerst darauf merksam gemacht, dass diese Schwerter auch in anderer Beziehung von ı übrigen bedeutend verschieden waren. Bei angestelltem Vergleiche ies es sich, dass die mit kurzen Griffen versehenen, von ungleich önerer und besserer Arbeit waren. Aber nicht genug hiermit: die mit gen Griffen versehenen trugen niemals die schönen Verzierungen, welche t immer die erstgenannten schmücken. Es waren meistens die schönsten kurzgriffigen Schwerter, welche mit Spirallinien verziert waren, die ner Ansicht zufolge, auf den Orient hinweisen als den Stammsitz, von her sie zu uns herauf gekommen; oder noch bestimmter ausgedrückt: lche auf die Sidonisch-Tyrische Periode vor oder zur Zeit des trojanischen ieges hinweisen. Diese Spiralverschlingungen, welche hier die Schwerter d Schildplatten schmücken, finden wir auf den Ruinen des Atreusmonuntes zu Mykenae wieder (Vgl. S. 95 des Hauptwerkes Note)*); doch dort noch nicht ihre eigentliche Quelle zu suchen. Sie haben ältere men: wir finden sie in den ältesten Bauten Aegyptens wieder.

Aus diesen Ursachen, aus den kurzen Handgriffen und den orientalien Verzierungen schloss ich (vgl. S. 95, 96 des Hauptw.), dass diese hwerter die ältesten seien und dass folglich die Bronzeculturperiode, als im nördlichen und westlichen Europa auftrat, d. h. als sie vom Morlande hierhergeführt wurde, auf dem Gipfel ihrer Entwicklung stand l hier allmälig rückwärts ging und verfiel. Diese Ueberzeugung habe bereits vor 2 Jahren in dieser Schrift (Seite 96) dargelegt und zugleich Ungereimtheit einer entgegengesetzten Annahme bewiesen.**)

---

*) Dass die griechischen Schwerter und andere Bronzewaffen, welche Homer chreibt, den bei uns aufgegrabenen vollkommen gleich waren, habe ich an erem Orte gezeigt; dass sie dieselben Verzierungen trugen, ist ebenfalls ırscheinlich, da sie auf dem gleichzeitigen Atreus-Monumente vollkommen ichartig sind. Vgl. Gailhabaud: Monuments anciens et modernes, 1. Tom. ache: Trésorerie d'Atrée à Mycènes.

**) Es gereicht mir zur Freude, die Mittheilung machen zu können, dass der ühmte Alterthumsforscher und Ethnologe Conferenzrath Thomsen in Copen:en mich davon benachrichtigt hat, dass auch er nunmehr zu der Ueberzeugung

Nachdem wir nun, wie ich voraussetze, darin übereinstimmen, d unsere Bronzegräber mit den darin befindlichen Waffen und Schmuckgeg ständen Ueberreste phönicischer Niederlassungen hier im Norden sind, dürfen wir aus der grösseren oder geringeren Anzahl der Bronzegräber einer Gegend, auf die mehr oder minder zahlreichen Wohnsitze der Ph nicier derorts schliessen. Diese dichteren oder zerstreuteren Ansiedelun konnten verschiedene Ursachen haben. In Dänemark und Schonen der reichliche Vorrath an Bernstein wohl ein Hauptmotiv ihrer Nie lassungen. Es leidet keinen Zweifel, dass in beiden genannten Länd ehemals mehr Bernstein gefunden ward als jetzt: schon in den Decenni welche ich zurückdenken kann, hat derselbe bedeutend abgenommen u es ist klar, dass eine Waare, welche fortwährend eingesammelt, aber ni aufs neue producirt wird, allmälig ausgehen muss; obgleich noch jetzt der Küste bei Skanör und Falsterbro und selbst weiter landeinwärts, Zeit zu Zeit Bernstein gefunden wird. Danach zu schliessen muss d Vorrath vor etlichen Jahrtausenden höchst ansehnlich gewesen sein. Au giebt es im ganzen Schwedenlande keine Gegend, wo die Bronze entha tenden Gräber von genannter Form so zahlreich sind, wie an der Ost Schonens. In dieser Gegend liegt auch **R a f l u n d a**, welcher Na deutet, dass dort ehemals ein Ort zum Einsammeln des Bernsteines gewesen ist. Auch das **K i v i k m o n u m e n t** und der **W i l l f a r a**hög (worüber weiter unten ein Mehres) liegen in derselben Gegend.

Gegen die Annahme, dass die Phönicier das Zinn zu aller Bronze, im Alterthum verbraucht wurde und die man in so verschiedenen Länder bei so verhiedenen Völkern verbreitet findet, durch ihren Handel mit Küstenländern des westlichen Europa und allein von dort aus expo hätten, hat man den Einwurf gemacht, dass es in zu grosser Menge in zu verschiedenen Ländern vorkomme, um von **e i n e m** Orte und **e i n e m** Volke herrühren zu können; wie auch ferner, dass die chemis

---

gelangt sei, dass die Bronzeschwerter mit kurzen Griffen die ältesten seien. bemerkt dabei, dass es vorzüglich der Fund bei Halland sei, welcher ihm Ansicht aufgedrungen. Woher dieser Biedermann seine Ueberzeugung ge kann der Wissenschaft gleichgültig sein; dahingegen ist es klar, dass ein Je welcher annimmt, dass die kurzgriffigen Schwerter mit orientalischen Verzier gen zuerst ins Land gekommen sind, auch in Folge dessen zu der Annahme nöthigt ist, dass die Bronzeperiode des Nordens vom Oriente ausging.

lyse ausweise, dass die Bronze verschiedener Länder von ungleicher hung, diejenige eines jeden einzelnen Landes aber stets von gleicher iposition sei, dass die Phönicier folglich für jedes einzelne Land eine ndere Bronze zusammengesetzt haben müssten, welche Annahme unimt erscheint.

Diese beiden scheinbar wichtigen und entscheidenden Einwürfe ben auf einem allzu beschränkten Begriff von der Bedeutung des Namens: iicier. Als hätten diese einer einzigen Stadt, einem einzigen Lande anirt! Als ob die Bronze, welche sie verbreiteten, an einem Orte bet wäre! Diese Ansicht ist in hohem Grade falsch. Das Wort Phör hat eine viel weitere collective Bedeutung. Man versteht darunter Volk, welches in ältester Zeit, freilich von einer schmalen Strecke der üste des Mittelmeeres ausging, aber sich alsbald durch seine Colonien : alle drei damals bekannten Welttheile verbreitete; so dass jede Coe, nachdem sie emporgeblüht war, ihre eigenen Handelsschiffe auslte, eigene Schätze sammelte und bald eine gewisse Unabhängigkeit dem Staate, von dem sie ausgegangen war, erlangte. Doch bildeten wie die Städte zur Zeit der Hansa, einen Bund, und was sie vor allem mmen hielt, waren ihre Religion und ihre Priester. (Vgl. Heeren XI, 2). Unter den grösseren Colonien schwangen sich einige zu eigenen hen mit eigenen Königen empor*). — Eine jede dieser Colonien erert ihre Macht nicht allein durch den Handel, sondern auch durch Anvon Bergwerken und wir wissen, dass viele phönicische Gruben, selbst ergruben, auf verschiedenen Inseln und in weit von einander entfernändern angelegt wurden**). Wir sehen leicht ein, dass das zu Bronze

*) Hiermit dürfte der erste Einwurf genügend widerlegt sein.

**) Um zu zeigen, wie eifrig die Phönicier den Bergbau betrieben und wie besonders die Carthager die Grubenarbeiter behandelten, welche hauptsächus den vorigen Besitzern des eroberten Landes bestehen mochten, will ich eine kurze Erzählung von Diodorus Siculus anführen (Lib. V, cap. 38). Leute, welche sich in diesen Metallgefängnissen aufhalten, schaffen freilich Herren einen enormen Gewinn, aber da sie Nacht und Tag unter der Erde ngen müssen, büssen sie ihre Gesundheit ein und viele erliegen der schweren t. Man gestattet ihnen keine Ruhe, keinen Erlass ihres Tagewerkes, die her zwingen sie vielmehr durch Hiebe und Schläge das Aeusserste zu leisten. us folgt, dass sie zuletzt elendiglich ihren Geist aufgeben. Einige, stärker

benutzte Kupfer aus diesen verschiedenen Bergwerken auch verschied[illegible] Bestandtheile enthalten konnte, besonders zu einer Zeit, wo man sich g[illegible] wiss weniger als heut zu Tage darauf verstand, das Kupfer von den da[illegible] vermischten fremden Stoffen zu reinigen; ja, selbst aus einer Grube kon[illegible] verschiedenartiges Kupfer kommen, je nachdem man es zu reini[illegible] verstand, bevor es in den Handel kam. Es wäre daher ein [illegible] Versuch, wenn man aus der Analyse der Bronze und aus den Best[illegible] theilen des dazu verwandten Kupfers auf den Ort schliessen wol[illegible] woher dieses Metall stammte, vor allem da viele der früheren p[illegible] nicischen Bergwerke, aus denen das Kupfer zu der nunmehrig[illegible] Bronze gewonnen wurde, seit langer Zeit eingegangen sind. [illegible] dass ausserdem nicht alle Bronze, welche nach den verschiedenen Länd[illegible] ausgeführt wurde, an einem Orte gemischt war, ist leicht begreiflich. [illegible] man die Kunst erfand, das Eisen zu Stahl zu härten, zu einer Zeit, wo [illegible] einzige Material zu allen scharfen Werkzeugen in der Bronze bestand, w[illegible] diese ein stark begehrter Handelsartikel. Verschiedene Grubenbesitze[illegible] welche nicht selbst den Weg zum Zinnlande gefunden hatten — und die[illegible] waren gewiss die meisten — tauschten sich wahrscheinlich dieses Met[illegible] ein, um mit dem Kupfer aus ihren Bergwerken Bronze herzustellen, [illegible] wohl grösstentheils in Blöcken verkauft und nach verschiedenen Länd[illegible] versandt wurde, wo man sie auf verschiedene Art zu Waffen und Werk- zeugen verarbeitete. Daher ihre Verschiedenheit in verschiedenen Län- dern (Siehe S. 82 des Hauptw.). Wir können uns denken, dass je[illegible] Bronzefabrikant sein eigenes Handelshaus hatte, an welches er seine Wa[illegible] absetzte, und dass dieses wiederum in jedem bronzebedürftigen Lande sei[illegible] Kunden hatte. Auf diese Weise liesse sich das Phänomen erklären — wenn es wirklich existirt — dass die Bronze eines und desselben Land[illegible] mehr Gleichartigkeit ihrer Bestandtheile zeigt als die eines anderen. [illegible] man aber bei dieser Analyse die Bronze verschiedener Zeitperioden unt[illegible]

---

an Seele und Leib, ertragen das Elend länger, doch erscheint ihnen in dem [illegible] losen Jammer der Tod wünschenswerther als das Leben."

Zu den Schattenseiten ihrer Geschichte gehört ferner, dass sie Sclavenha[illegible] trieben. Ja, sie raubten oft freie Männer und Frauen, besonders Ki[illegible] beiderlei Geschlechtes, um sie in fremden Ländern als Sclaven zu verkauf[illegible] Solches erzählen sowohl Homer als Herodot, und selbst in den Schauspielen [illegible] Griechen und Römer kommen Scenen vor, welche hierauf Bezug haben.

:hieden? Hat man gar daran gedacht? Dieses wäre gleichwohl von
/ichtigkeit.

Nachdem wir nun die Ueberzeugung gewonnen, dass die Phönicier, ›lbst in Schonen, lange Zeit gewohnt und gehandelt haben, so dürften ir die Frage aufwerfen, auf welche Art dieser Handel hier im Norden beieben wurde, besonders da, so viel ich weiss, weder bei uns noch in änemark, oder gar in England jemals phönicische Metallmünzen gefun-ɜn worden sind. Es ist begreiflich, dass hier keine phönicischen Metall-ıünzen benutzt werden konnten und eben deshalb ward keine hierher geracht. Der Handel mit den Wilden musste damals, wie zu allen Zeiten, auschhandel sein der Art, dass Waare gegen Waare eingetauscht wurde. olches fand noch zu Tacitus Zeit im innern Germanien statt, 120 n. Chr. De morib. Germ. V.).

Ob die Sidon-Tyrer in ihrer Heimath Metallmünzen hatten, ist mir ınbekannt; von den Carthagern heisst es jedoch an mehren Stellen, dass ie Münzen oder **Münzzeichen aus Leder** hatten. Der Sokratische 'hilosoph Aeschines erwähnt ihrer in seinen Dialogen (Fischeri edit. tertia ag. 78) und Heeren hat diese Stelle in seinen historischen Werken 'h. XIII, S. 151 angezogen. Gleich jeder anderen Münze, die keinen letallwerth hat, darf diese carthagische Ledermünze nur als **Münz-eichen** oder repräsentative Münze betrachtet werden, ähnlich wie unsere 'apiergelder und Wechsel, welche ihren alleinigen Werth in dem Vertrauen ı dem Ausgeber haben, möge derselbe nun ein Staat oder ein Privatmann ɜin. Der englische Schriftsteller Mr. N. Davis hat in seinem bereits itirten Werke Carthage and her remains pag. 86 nachzuweisen gesucht, ıss das Ledergeld der Phönicier als Ursprung der Banknoten und Wechsel ızusehen sei, deren die Engländer sich im Handel bedienen. Auch er tirt und übersetzt die Beschreibung des Aeschines an genanntem Orte. s heisst darin: „Man muss auch auf die Art des Geldes sehen. So beenen sich die Carthager folgender Münzart: in ein Stückchen Leder ird etwas von der Grösse eines Vierdrachmenstückes gewickelt; was aber ıs Eingewickelte ist, weis niemand als der Verfertiger. Darauf wird es ɜrsiegelt und in Umlauf gesetzt; und derjenige der am meisten davon betzt, wird für den gehalten, der am meisten Geld hat und am reichsten ist. ätte aber bei uns jemand auch noch so viel davon, so würde er nicht icher sein, als wenn er eine Menge Kieselsteine besässe."

wurden die Leichen verbrannt, die Asche und Knochensplitter in thönerne Urnen gethan und diese in einem Hügel beigesetzt. Dieser Zeit (der carthagischen?) gehören auch, nach unserer Vermuthung, die bei uns gefundenen **Ledermünzen** an; und stimmt es auch hiermit überein, dass die Weltgeschichte diese Münze zuerst bei den Carthagern aber niemals bei den Tyrern erwähnt.

Wir besitzen indessen in Schonen noch manches andere Andenken aus der Sidon-Tyrischen Zeit. Wir rechnen dazu alle Schwerter und andere Bronzesachen, die mit Spiralfiguren verziert sind; dahin gehören die auf unserer Taf. 3 Fig. 34 und 35 abgebildeten Bronzeäxte, und folglich auch die auf dem Steine No. 1 des Kivikmonumentes abgebildeten, durchaus gleichgeformten Bronzeäxte: denn auf den Aexten von dieser oder ähnlicher Form fehlen fast niemals die Spirallinien.

Und dennoch hat man in Zweifel ziehen wollen, dass das Kivikmonument dem Bronzealter angehört, weil sich nicht nachweisen lässt, dass Bronzesachen in demselben gefunden sind. Man hat ferner bezweifelt, dass der Baalscultus damit gleichzeitig gewesen, oder das jemals phönicischer Sonnendienst hier im Norden geübt worden sei. Es ist unnütz, den Zweifler daran zu erinnern, dass die Figuren auf dem ersten Steine jenes Monumentes, von dem diese Forschungen ausgingen, offenbar solchen Bronzeäxten nachgebildet sind, wie sie noch jetzt bisweilen bei uns in der Erde gefunden werden, und dass diese wiederum der Zeichnung auf dem Steine so ähnlich sind, dass keiner, welcher sie mit einander vergleicht, daran zweifeln kann, besonders da man dieselbe Form bei keiner steinernen oder eisernen Axt wiederfindet. Was nun den mit dem Bronzealter hier gleichzeitigen Baalscultus betrifft, so steht mitten auf dem Steine No. 1 das Symbol des Sonnengottes, gerade so wie es in den alten Baalstempeln stand und von mehren Schriftstellern des Alterthums beschrieben ist, und wie man es noch jetzt in den Tempelgrotten Irlands und in den Catacomben auf Malta antrifft. Dass die Priester, welche auf dem 7. und 8. Steine abgebildet sind, wirkliche Baalspriester darstellen sollen, wird durch ihre Kleidung bestätigt, welche ganz dem Priestergewande gleicht, welches Herodianus in seiner Geschichte B. V, Cap. 3, den Priestern der Sonne (Baals) zu Emesa beilegt. Er sagt nämlich, dass sie in lange Röcke mit weiten Aermeln, nach phönicischer Weise gekleidet waren. Hätte Herodianus hinzugefügt, dass sie eine Kappe (Mönchskappe) über den Kopf

gen, die vorn an der Stirn eine Spitze bildete, so hätte er eine vollndige Beschreibung des Costüms gegeben, in welchem die Baalspriester f dem fraglichen Schonischen Monumente dargestellt sind. Ausserdem nn niemand, welcher diese Figuren in ihrem Zusammenhange betrachtet, streiten, dass sie eine in Bildern beschriebene merkwürdige Begebenheit s alter Zeit veranschaulichen, deren Andenken man der Nachwelt behren wollte. Nachdem die Aufmerksamkeit einmal rege geworden, wird r Beobachter ferner leicht einsehen, dass die Schrift, insofern man sie rstehen will, von rechts nach links gelesen werden muss, wodurch sie eichfalls ihren semitischen Ursprung verräth.

Diese Erklärungen werden indessen als unzureichend betrachtet. Man dert noch andere Beweise dafür, dass das Kivikmonument in dieselbe it fällt wie das Bronzéalter hier im Norden, und dass auch der aalscultus damit gleichzeitig gewesen sei. Ich bin in der Lage, für eides neue Beweise bringen zu können.

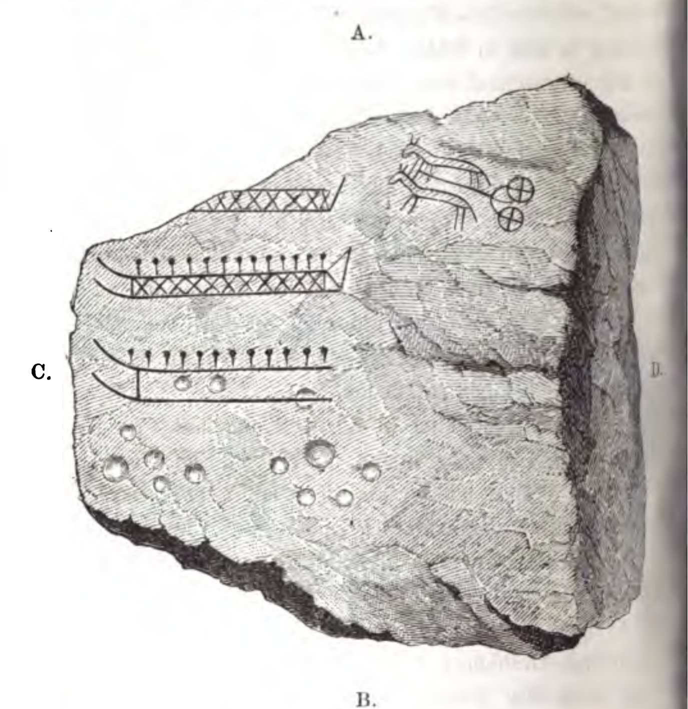
Professor Sjöberg erwähnt in seinen: Sammlungen für Freunde des lterthums Bd. 3, S. 146 eines Steines, der in einer Einfriedigung zwischen n Grundstücken Wallby und Wranarp liegt und mit Figuren bedeckt sein ll, welche für eine Brücke, die Schranken eines Circus etc. angesehen rden. Schon im Herbste des Jahres 1862 suchte ich diesen Stein auf d im Herbste 1863 begab ich mich abermals dahin und liess ihn abichnen. Er lag damals noch in dem Steinwalle, welcher über einen nmehr zerstörten Grabhügel, Willfarahög*) genannt, geht, aus welchem ser Stein, nach der Aussage alter Leute, genommen sein soll. Die inmauer, welche über den Hügel geht, bildet, wie schon gesagt, die enzscheide zwischen Wallby und Wranarp, im Districte Järrestad im ristianstads-Län. Der Stein war grossentheils von dem Walle bedeckt. chdem er gereinigt worden, stellte es sich heraus, dass er von A. bis B. Fuss 4 Zoll mass und von C. bis D. drei Fuss 9 Zoll. Die Dicke betrug Fuss 8—9 Zoll. Er besteht aus schwarzgrauem Diorit und ist so

*) Dieser Name (Irrfahrerhügel) welcher mehren Gräbern in jener Gegend en zu sein scheint, hat seinen Grund in einem alten Aberglauben aus heidcher Zeit, dass in diesem Hügel Elben und andere Unterirdische wohnten, che den nächtlichen Wanderer der des Weges kam, irre leiteten, so dass er (vilse) fuhr, d. h. die ganze Nacht um den Hügel herum fahren musste, bis Tag anbrach und ihm zeigte, wo er sich befand.

schwer, dass er kaum auf einem Steinwagen von 2 starken Pferden
geschafft werden konnte, woraus anzunehmen, dass er nicht von wei
dorthin gebracht worden war. Was nun die auf diesem Steine befindl

A.

C.



D.

B.

Figuren betrifft, so sieht man alsbald, dass sie grosse Aehnlichkeit
denen des Kivikmonumentes haben. Der zweispännige Wagen mit
speichigen Rädern und zweien Pferden davor, ist der Construction
dem auf dem 7. Steine des Kivikmonumentes (Siehe S. 9 des Hauptw.
gebildeten, ebenfalls mit 2 Pferden bespannten durchaus ähnlich und
würde gewiss auch mit den Schiffen der Fall sein, wenn derselbe Zei
beide Orte besucht und abgezeichnet hätte. Er würde an der einen
dieses oder jenes entdeckt haben, was ihm auf der anderen entgangen
So z. B. sieht man auf dem Willfarasteine das Joch, mit dem die Pf
gekoppelt sind, welches man auf dem Kiviksteine nicht kemerkt, obgl
es auch dort angegeben sein muss, denn die Alten, z. B. die Griechen

ten ihre Pferde, nach Homer zu urtheilen, auf dieselbe Weise wie die Ochsen zusammenspannen. Die Fahrzeuge mit ihrer Besatzung l unweit deutlicher auf dem Willfarasteine als auf dem Kivikmonumente, i sich daraus erklären lässt, dass letzteres seit einem Jahrhunderte dem flusse der Luft ausgesetzt gewesen ist, während ersterer durch die dar- r liegende Erde geschützt war. Was man indessen auf den Zeichnungen it sehen kann ist, dass die Figuren an beiden Orten auf dieselbe Weise lacht, nämlich mit einem mehr oder minder spitzen Werkzeuge in die rfläche des Steines eingegraben sind*), und wir irren uns schwerlich n wir annehmen, dass sie an beiden Orten Bezug auf dieselbe Begeben- haben, obschon dieselbe auf dem Kivikmonumente ausführlicher be- ieben ist als auf dem Willfarasteine wo man jedoch die wichtigsten nstände: Schiffe und Siegeswagen ebenfalls angedeutet findet**).

Somit dürfte es für jeden unparteiischen Beobachter handgreiflich , dass beide fraglichen Denkmäler, welche uns dieselben Figuren zei- die obendrein denselben Stil und denselben Ursprung verrathen, gleich- derselben Culturperiode und demselben Volke angehören und dass, i wir finden, dass der Willfarahügel dem Bronzealter angehört, dieses erneuerer Beweis ist, dass auch das Kivikmonument aus derselben Zeit ihrt. Wir werden deshalb den Hügel einer sorgfältigen Unter- ung unterziehen.

Derselbe ist seit undenklichen Zeiten jährlich umgepflügt und besäet ien, wodurch er immermehr abgeplattet ist und von seiner ursprüng- i Höhe bedeutend verloren hat.

Die Untersuchung***) wurde der Art betrieben, dass man einen unge- 8 Fuss breiten Gang öffnete, von der Seite bis unter den höchsten des Hügels, auf welchem der Steinwall stand. Die untere Fläche s Ganges folgte dem Urboden, welcher aus harter Mergelerde bestand.

) Aber keineswegs eingehauen wie die Felsenbilder in Bohuslän, welche ens auf eine ganz andere Zeit und ein anderes Volk hindeuten.

*) Wir können uns nach meinem Bedünken die deutlichste Vorstellung da- achen wenn wir uns die Beziehungen der Einwohner in den umliegenden cten zu einander so denken, wie Cook sie unter den Insulanern der Südsee- schildert. (Voyage au pole australe Tome V pag. 343, 344.).

**) Selbst auf die Gefahr hin meinen Lesern langweilig zu erscheinen, habe it Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes eine ausführliche Be- ibung derselben geben zu müssen geglaubt.

Der von Menschenhand aufgeführte Theil bestand aus einer Mischung vo Erde und Feldsteinen, letztere von der Grösse einer Faust bis zu 1– Cubikfuss. Die beträchtlichste Höhe des Hügels betrug bis zum Urbod 5 Fuss. Es schien wahrscheinlich, dass dieses Geschiebe, wie es in äh- lichen, dem Bronzealter angehörenden Gräbern der Fall zu sein pflegt, einstmals kleine Gewölbe gebildet hatte, welche später einstürzten. Ge- wiss ist indessen, dass dieser Hügel noch bis dahin nicht untersucht w und dass sich kein aus grösseren flachen Steinen erbautes Grab wie bei d Kivikmonumente oder den Ganggräbern der Steinperiode darin befund hat. In der Erde, zwischen den Steinen, fand man zuerst dicht am Bod einen vermoderten Pferdezahn, welcher, nebst der auf dem Steine befin lichen Zeichnung ausweist, dass der Hügel von einem Volke aufgeworfe wurde, welches dieses Hausthier benutzte. Danach fand man die Scherb einer thönernen Urne, verschiedene Holzkohlen, sammt einer Lanze u einer Pfeilspitze aus Feuerstein. Bei fortgesetztem Graben fand man ei scharfes Flintsteinmesser $9^3/_8$ Zoll lang, von jener Art, welche man nicht ohne Grund für Opfermesser gehalten hat; denn dass die Heiden ihr blutigen Opfer mit Flintsteinmessern verrichteten, ist historisch nachge- wiesen worden. Alles was den Religionsübungen angehört ist mehr con- servativ und weniger Veränderungen unterworfen als was zum profan Brauch gehört. Wir wissen ausserdem, dass wir in den Gräbern bei un neben der *ältesten Bronze*, der mit Spiralfiguren etc. verzierten, fa immer eine steinerne Waffe oder ein steinernes Geräth antreffen. (V S. 87 des Hauptw.) Dass das Opfermesser hier bezeichnend war, werd wir späterhin nachweisen. Am Abend des folgenden Tages fanden w endlich unten am Boden, ungefähr mitten im Hügel und beinahe unter d Steinwalle ein *Stück Bronze, geschmückt mit besonde schönen regelmässigen Spiralen, wie sie nur der ältest Periode des Bronzealters eigen sind**). Dieses Stück Bro ist zwar nur ein Fragment, ein Theil von einem Schmucke, etwa die Pl einer Schnalle oder einer grösseren Spange, doch liefert es jedem Sa kundigen den vollständigsten Beweis, dass das Grab in dem es gefund

*) Nachdem der Zweck dieser Ausgrabung erreicht war, wäre es unre gewesen die Arbeiter länger von der damals gerade eifrigst betriebenen Ernte ab zuhalten, weshalb die Untersuchung hiermit eingestellt wurde.



wurde, dem ältesten Bronzealter angehört, und dieses stimmt auch vollkommen mit dem überein was wir vorher annehmen zu müssen glaubten, selbst in Betreff des Kivikgrabes, wo die abgebildeten Bronzeäxte und die krummgebogenen Heerhörner als dem ältesten Bronzealter angehörend betrachtet wurden. (S. 49 des Hauptw.) Das Original dieses Hornes befindet sich in dem Museum zu Lund *).

Nachdem wir nun den Hügel untersucht und gesehen haben was sich darin befand, wollen wir den Stein (Siehe S. 42 des Nachtrages) mit den darauf befindlichen Figuren näher in Betracht nehmen. Wir haben bereits geäussert, dass er an diesem Orte der einzige dieser Art war und bei näherer Untersuchung werden wir finden, dass er nicht dazu bestimmt scheint in aufrechter verticaler Richtung zu stehen, wie dieses mit den Steinen des Kivikmonumentes der Fall ist. Hätte man dies beabsichtigt, so wäre wohl die Seite D. die einzige auf der er ruhen könnte; dadurch wären aber Pferde, Wagen und Schiffe in die Höhe gerichtet, was schwerlich die Meinung des Zeichners sein konnte. Schon hieraus geht zur Genüge hervor, dass der Stein horizontal liegen sollte, die mit Figuren bedeckte Seite nach oben gerichtet, und hierin werden wir durch die über die obere Fläche zerstreuten runden Vertiefungen noch ferner bestärkt. s für Bedeutung diese letzteren haben, wollen wir jetzt untersuchen.

Sowohl in Schweden als in anderen Ländern hat man Steine mit der-igen runden Vertiefungen bemerkt und zwar stets auf der oberen platten e. Man hat allgemein angenommen, dass die so bezeichneten Steine eraltäre seien und dass die Vertiefungen zur Aufnahme eines Theiles Opferblutes bestimmt waren.

Einen der merkwürdigsten dieser Steine sah ich im August voriges

*) Die langen bronzenen Hörner, welche im Copenhagener Museum bewahrt rden, scheinen mir aus einer viel jüngeren Zeit herzustammen.

Jahr zu Ranten, in der Nähe von Falköping. Derselbe besteht in ein[...] Granitblock (bloc erratique) und liegt unmittelbar auf einer horizonta[...] Felsenplatte. Er ist ungefähr 6—7 Fuss lang, beinahe oval, reich[...] 3 Fuss hoch und auf der oberen, flach gewölbten Seite mit einer gro[...] Anzahl runder Vertiefungen versehen, denen ähnlich, welche man [...] auch in geringerer Menge auf dem Willfarasteine findet. (S. 42). S[...] der grösseren stehen der Reihe nach quer über den Stein; längs [...] Rande läuft eine gebogene Reihe und ausserhalb einer breiten gerund[...]



Falz, die einen Absatz bildet, befinden sich hier und dort ebensolche V[...] tiefungen.*) Was diesen Stein aber besonders merkwürdig macht, [...] dass er seit heidnischer Zeit seinen ursprünglichen Namen beibehalten [...] Das Volk an Ort und Stelle nennt ihn Ballerstein oder Bald[...] Opferstein und wir können nicht bezweifeln, dass er in heidnis[...] Zeit beim Baals- oder Balderscultus als Opferaltar gedient hat, wel[...] schon der traditionelle Name anzeigt**). Nehmen wir nun an, dass [...]

*) Sowohl Herr Brusewitz, als der Antiquitäts-Intendent Hr. Säve haben [...] Stein abgezeichnet und ich habe Gelegenheit gehabt beide Zeichnungen zu [...] nutzen und mit meiner an Ort und Stelle aufgenommenen Beschreibung zu [...] gleichen.

**) Dieser Stein hat einem ehemaligen Landgute, auf dessen Gebiete er [...] seinen Namen gegeben. Balder lautet im Volksmunde Baller; Balders[...] (Anthemis arvensis) Baldersbrå, Baldersbraue.

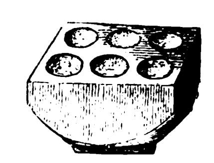
mit ebensolchen Vertiefungen versehene Willfarastein ein demselben us angehörender Opferstein gewesen ist so finden wir hier weiter be- gt was schon aus anderen Gründen erwiesen wurde, dass nämlich die en gleichzeitigen Denkmäler bei Kivik und der Willfarahügel demselben :e und demselben Cultus — dem Baalscultus angehört haben.

Diese mit runden Vertiefungen versehenen, dem Baalsdienste ange- nden Opfersteine geben Anlass zu noch anderen hierher gehörenden achtungen.

Dass man in dieser Gegend Schonens zahlreiche Spuren von dem nthalte und dem Gottesdienste der Phönicier antrifft, haben wir bereits hnt. Dieser morgenländische Sonnendienst verbreitete sich von ihren n Wohnplätzen aus unter das Volk und erhielt sich noch lange nach- der Verkehr der hier ansässigen Phönicier mit dem Osten abge- hen war. Wir ersehen dieses daraus, dass Spuren von diesem Cultus st nach Jahrtausenden nicht gänzlich vertilgt werden konnten. Es t sich ferner hieraus schliessen, dass dieser heidnische Cultus, zur Zeit die catholischen Missionaire hier das Christenthum zu predigen be- nen, in jene Gegenden der vorherrschende war, welches sogar durch ndes Factum Bestätigung findet: Die ältesten catholischen Weih- sersteine, welche in dieser Landschaft gefunden werden, sind den ers- oder Baalsopfersteinen so ähnlich, dass es bisweilen unmöglich nt sie von einander zu unterscheiden.

Wir können leicht einsehen, dass die christlichen Missionaire bei ihrer nft in solchen Gegenden, deren Bewohner Baalsdiener waren, was in en der Fall war, dieselben dadurch zu bewegen suchten ihren alten en fahren zu lassen und die neue Lehre anzunehmen, dass sie den rgang in den äusseren Ceremonien — an denen die ungebildete Menge neisten hängt — so unbemerkbar wie möglich machten. Es liegt lb nahe anzunehmen, dass die Missionaire anfangs zu Weihwasser- n dieselben Steine benutzten, bei denen die Heiden sich zu ihren festen zu versammeln gewohnt waren (gleichwie die ersten christ- ı Kirchen stets in der Nähe heidnischer Opferstätten erbaut wurden) dass später die eigentlichen Weihwassersteine, welche man für die lischen Kirchen anfertigte, lange dieselbe Form behielten und nach Modell der Opfersteine Baals eine grössere oder geringere Anzahl r Vertiefungen hatten.

Ich füge hier, in verjüngtem Massstabe, die Abbildung eines solchen Steines bei, welcher nach dem Urtheile der Kunstrichter aus dem 12. oder 13. Jahrhunderte stammt. Die obere glatte Fläche desselben ist 17 3/8 Zoll lang, 13 1/8 Zoll breit und hat 6 runde Höhlungen, denen des Ballersteines zu vergleichen. (Siehe S. 46 des Nachtrages). Derselbe hat seit undenklichen Zeiten auf einer 3 Fuss hohen Säule und zum Theil in der Mauer am Eingange zum Waffenhause der Nöbbelöfer Kirche gestanden (District: Ljunitz im Bisthume Lund) bis er vor 20 Jahren bei Gelegenheit einer Reparatur der Kirche von mir in Verwahrsam genommen wurde*). Er befindet sich jetzt im Museum der königl. Akad. der Wissensch. Gesch. und Alterthumskunde in Stockholm.





Ein ähnlicher Weihwasserstein, oben glatt und mit fünf runden Höhlungen versehen, befindet sich in der Kirche zu Strö gleichfalls im Bisthume Lund belegen. Eine Zeichnung dieses Steines ist mir von dem Herrn N. M. Mandelgren gefälligst übermittelt worden. Er ist nicht grösser als der vorige obgleich die Zeichnung in etwas grösseren Verhältnissen genommen ist.

Nachstehender merkwürdiger Opferstein ist von unserem ausgezeichneten und sachkundigen Antiquitäts-Intendenten Herrn P. A. Säve entdeckt und abgezeichnet worden. Der Stein ist oben glatt, mit fünf runden Höhlungen versehen, balkenförmig, 3 Fuss 6 Zoll hoch und 12 und 14 [illegible] im Viereck. Er steht, nach Säves Angabe, ungefähr eine Meile von Sk[illegible] etwas nördlich von dem Wirthshause zu Flata bei einem Pfahlzaune [illegible] Graben und ist von schwarzgrauem Granit. Dem catholischen Gottesdienste — fügt Herr Säve hinzu — scheint er keineswegs angehört [illegible] haben; der Volkssage nach ist er von Riesenhand dahin geworfen: [illegible] die fünf Eindrücke von den Fingern.“ — Ja, gewiss ist, dass diese [illegible]

*) Alte Leute in der Gemeinde wussten durch Tradition, dass der Stein [illegible] catholischen Gottesdienste (der in ihrer Sprache Papisterei heisst) gebraucht worden sei.



wie so manche andere auf das Heidenthum zurückweist und dass dieser balkenförmige Stein folglich ein Opferstein gewesen ist, wahrscheinlich dem Baalscultus angehörend. Wären dieser Stein und die beiden oben abgebildeten in demselben Massstabe gezeichnet, so würden sie gewiss noch grössere Aehnlichkeit zeigen als jetzt der Fall ist. Mit ihnen verglichen zeigt ersterer indess deutlich, dass die Aehnlichkeit zwischen den heidnischen Opfersteinen und den christlichen Weihwassersteinen so gross ist, dass sie nur durch den Ort an welchem sie sich befinden, genau von einler unterschieden werden können. Ein höchst merkwürdiger Ueberng von diesen oben ganz glatten Steinen zu den noch jetzt in den kathochen Kirchen gebräuchlichen Weihwasserbecken befindet sich ebenfalls in :honen. Er besteht darin, dass die obere Fläche, die etwas ausgehöhlt ist, am)den einige noch tiefer liegende kleine Höhlungen hat. Das hier abgedete Becken befindet sich in der ebenfalls in Schonen belegenen Önnarr Kirche. Es scheint aus jüngerer Zeit als die vorhergehenden, doch :ichfalls aus katholischer Zeit herzustammen *).

Dass wir hier einen deutlichen Uebergang von einem heidnischen zum ·istlichen Cultus vor uns haben liegt klar zu Tage. Jetzt taucht die ige auf: In welcher Beziehung stand das heidnische Opferblut zum istlichen Weihwasser? Und wie wurde das in den Vertiefungen gemelte Opferblut angewandt? Dasselbe war natürlich gleich dem Opferre als dieses geschlachtet wurde, von dem Priester geweiht, gesegnet den. Wurde das Blut gleich einem Reinigungsmittel über das k gesprengt oder nahm das Volk selbst davon um sich zu reinigen? **)

*) Die hier eingeführte Abbildung ist nach Herrn Mandelgrens Zeichnung :eführt. Herr Pastor A. J. Åkerman hat eine etwas abweichende doch in der ptsache ähnliche Zeichnung eingesandt.

*) Man hat zum wenigsten Andeutungen darüber, dass das Opferblut im n Testamente für sündenreinigend galt. Und dass zwischen den mosaischen den phönicischen Ceremonialgesetzen keine geringe Aehnlichkeit bestand

Ich muss die Beantwortung dieser Frage fachbewanderten Männern überlassen, und habe nur geglaubt auf die Aehnlichkeit zwischen den Opfersteinen des Baalscultus und den ersten christlichen Weihwassersteinen hinweisen zu müssen um noch einen Beleg dafür zu liefern, dass hier nicht allein Baalscultus geübt worden ist, sondern dass selbiger, zur Zeit der Einführung der christlichen Lehre, im südlichen Schweden der vorherrschende heidnische Cultus war.

Ich habe bisher versucht zu zeigen auf welchem Wege die Bronzesachen nach den Ländern des westlichen und nördlichen Europa kamen zu einer Zeit wo diese noch von wilden Völkerschaften bewohnt waren*) was sich gewiss auch von unserem Lande behaupten lässt zur Zeit der Steinperiode, wo die Ganggräber oder sogenannten Dösen errichtet und, allen bisher gemachten Erfahrungen zufolge, die Bronze zuerst hier eingeführt wurde. Daher habe ich mir niemals vorstellen können, dass die genannten Wilden solche Kunstwerke producirten, wie sie bei uns in Gold und Bronze in der Erde angetroffen werden und deren einfache Schönheit, wie Franz Maurer sagt, sowohl bei den classischen als modernen Künstlern Neid erregen könnte. Ich habe deshalb stets für gebieterische Nothwendigkeit gehalten anzunehmen, dass diese Kunstproducte, welche sich durch Schönheit der Form und durch die geschmackvolle Einfachheit der Verzierungen auszeichnen, von einem in weiter Ferne sesshaften Volke herstammen, welches damals schon auf einer hohen Stufe technischer Bildung stand. Und da ich ausser den Phöniciern kein Volk des Alterthums kenne, welches nicht allein die erforderliche Bildung besass, sondern durch seine ausgebreitete Schiffahrt dieselbe auch nach entlegenen Ländern übertragen konnte, so sehe ich mich zu der Annahme gezwungen, dass

---

ersehen wir aus der von Dr. Movers entzifferten Steintafel zu Marseille (S. des Hauptwerkes).

*) Dass zum wenigsten einige dieser Länder von Cannibalen, also von rohesten Wilden bewohnt waren, wird, was Irland betrifft, von Diodorus Strabo bezeugt. (Lib. IV, cap. 5, Par. edit. pag. 167) und rücksichtlich Dänemarks kann ich auf Herr Worsaaes interessante Abhandlung „Om Danmarks tidigste Bebyggelse" hinweisen (Kjöbenhavn 1861, S. 19—20), wo der Verfasser beweist, dass die Wilden, welche in Dänemark die Ganggräber bauten, Menschenfleisch assen, die Knochen spalteten um das Mark daraus zu nehmen und dieses, nachdem es gebraten war, verzehrten. In Schweden habe ich jedoch jetzt noch keine Spuren von Cannibalismus angetroffen.

waren, welche zuerst die Bronze nach West- und Nordeuropa herüber chten und dass diese Einfuhr nicht zu Lande sondern zu Wasser geah, längs allen Küstenländern, wo antike Bronze ausgegraben wird.

Ich bitte den Leser wohl zu bedenken, dass ich hier nur die Bronze Betracht nehme, welche an den westeuropäischen Küstenländern vormt, nicht aber solche, die im Westen des Continents: Ungarn, Siebengen etc. gefunden wird, welche ich bisher nicht untersucht habe und t kenne. Auch dort sollen Waffen und Geräthe von Kupfer und nze in Menge vorkommen*). Dr. Keller zieht hieraus den Schluss, jene Länder von einem Volke bewohnt waren, welches zu seinen fen, Geräthen und Putzsachen Kupfer anwandte, bevor es die Bronze nte. Hieraus ginge also hervor, dass in einigen Ländern Europas in That ein Kupferalter dem Bronzealter vorausgegangen wäre**). Wodieser europäische Osten das Kupfer und die danach auftretende nze erhielt, dürfte noch ununtersucht sein und Dr. Keller äussert a. a. O., s die Geschichte Pannoniens und Daciens noch in Dunkel gehüllt ist. ingegen scheint mir Dr. Keller der Ansicht zu sein, dass die Schweiz Bronzegeräthe längs den Alpenpfaden und dem Rhonethale von Culturländern am Mittelmeere erhalten habe***). Ferner nt der gelehrte Verfasser (S. 53) an, dass die Bronze sich unter den iedlern der Schweiz, wie jede andere Handelswaare, allmälig verbreitet †). Der Verfasser ist nicht der Meinung, dass diejenigen, welche - und Bronzegeräthschaften in der Schweiz hinterlassen haben, verdenen Völkerschaften angehörten, oder richtiger: der Verfasser beet die Ansicht, dass die Bewohner der Schweiz vor dem Bronzealter während desselben verschiedenen Völkerstämmen angehörten und da-

) Ferd. Keller: Pfahlbauten V. Bericht Tab. VII, pag. 13.

*) Auch bei uns kommt dann und wann ein kupfernes Geräth vor. Siehe wohner I pag. 11 Taf. II Fig. 11, Taf. III Fig. 27, wo zwei kupferne Aexte ldet sind. Ich habe sie für älter als die Bronzeschwerter gehalten. (Siehe te der angeführten Seite).

**) Pfahlbauten V. Bericht pag. 57. — — „Dem Stamme, dessen Gebiet Alpenpfade und das Rhonethal den Culturländern am Mittelmeere offen wie sich durch daher bezogene Bronzegeräthschaften weisen lässt.“

) — — „sondern dass die Metalle (die Bronze) wie andere Handelswaare, lmälig über die Ansiedelungen verbreiteten.“

rin mag Dr. Keller im Allgemeinen genommen Recht haben. Es ist in dessen augenscheinlich, dass die Ansiedler in der Schweiz, wenn sie die Bronze als Handelswaare von den Culturländern am Mittelmeere erhielten, dieselbe entweder selbst von dem dort wohnhaften Culturvolke holen mussten, oder auch, was noch wahrscheinlicher ist, das ihnen fremde Culturvolk ihnen die Bronze (als Handelswaare?) führte. Dieses scheint desto wahrscheinlicher, da neben der Bronze andere Gegenstände in die Schweiz eingeführt zu sein scheinen. Dass Seite 47 erwähnten und Taf. XVII Fig. 1, 2, 3. abgebildeten sogenannten Schalensteine ebensolche mit runden Vertiefungen versehene nische Opfersteine sind wie der Ballerstein (S. 46 des Nachtrages) der Willfarastein (S. 42 ebendas.), kann ich desto sicherer behaupten, Dr. Keller die Güte gehabt hat mir durch meinen Freund Prof. Morlot Beschreibung nebst Federzeichnung von den Vertiefungen in den nannten Schalensteinen zukommen zu lassen, und diese sind den uns vorkommenden durchaus ähnlich. Beachtenswerth ist auch Zweifel was Dr. Keller Seite 47 äussert: dass die Geräthe, welche in Nähe dieser Schalensteine gefunden werden, in der Regel der Bronze angehören.

Noch eine andere Art in der Schweiz vorkommender Alter scheint mir hierher zu gehören, nämlich die merkwürdigen Mondbilder die man mit einem Mondcultus in Verbindung bringt, und welche wie man bisher angenommen, im Eisenalter, sondern nach Dr. K (S. 55) gerade eigentlich im Bronzealter auftreten *). Woher aber Mondcultus, und zwar gleichzeitig mit der Bronze, nach der Sc gekommen, ist eine Frage, welche wohl verdient von einem der zeichneten Alterthumsforscher der Schweiz näher untersucht zu we Wurde der Monddienst zugleich mit der Bronze eingeführt und kam den Culturländern am Mittelmeere, so müsste man zunächst unters was für ein Volk zu jener Zeit mittelst seiner Colonien eine Menge und Küstenländer des Mittelmeeres inne hatte. Um hierüber Aufs zu erhalten ist es nothwendig, die Zeit der Bronzeperiode in der S

*) Ich hatte dieses bereits früher errathen, da es ganz und gar mit Ansichten übereinstimmte, und war deshalb hocherfreut es von Dr. Keller be zu finden.

risch bestimmen zu können*). Sollte diese die Bronze, die Schalen-
e und den Mondcultus in der Schweiz betreffende Episode nicht als
nglich beweisend angesehen werden, was die Alterthumsforscher dieses
es zu entscheiden haben, so ändert das doch nichts an dem Urtheil
den phönicischen Ursprung der Bronze in den westeuropäischen
enländern.

Die Mondbilder unter den Alterthümern der Schweiz erinnern an die·

---

*) Hierin hat Prof. Morlot einen geistreichen Versuch gemacht, welcher ge-
andere veranlassen wird ihm darin zu folgen. Er stützt seine Altersberech-
en auf folgende Gründe: der Bach Tinière, welcher in der Nähe von Ville-
in den Genfersee mündet, hat ein sogenanntes Delta abgesetzt, bestehend
Kies und Sand, welches der Strom alljährlich vergrössert. Die Form dieses
ist die eines ausgebreiteten Fächers oder eines abgeplatteten Conus, und
nnere Structur desselben ist neulich, durch die Durchstechung einer Eisen-
, in einer Länge von 1000 Fuss und in einer Tiefe von $32^1/_2$ Fuss blosgelegt
den. Die durchgehends regelmässige Structur zeigt, dass es Schritt für
ritt gebildet und angewachsen ist, durch gleichartige Wirkung gleichartiger
achen. Drei Lager Dammerde (Humus), in verschiedener Tiefe belegen und
s zu seiner Zeit die Oberfläche des Conus bildend, sind nunmehr
hstochen. Sie laufen vollkommen parallel mit einander und mit der
nwärtigen Oberfläche des Conus. Die Spuren des ersten, 4—6 Zoll
en Lagers hat man über eine Fläche von 15,000 Quadratfuss verfolgt; die
e von der jetzigen Oberfläche bis zum Boden dieses Lagers beträgt ungefähr
ss. Dasselbe gehört der römischen Periode an und enthielt römische Ziegel-
e und eine römische Bronzemünze. Das zweite Lager Dammerde breitete
über eine Fläche von 25,000 Quadratfuss aus, war 6 Fuss tief und lag
uss unter der heutigen Oberfläche. In diesem hatte man Bruchstücke ungla-
thönerner Gefässe gefunden und eine Pincette von gegossener Bronze, welche
durch ihre Form als dem Bronzealter angehörend auswies. Das dritte Lager
eine Fläche von 35,000 Fuss ausgebreitet und 6—7 Zoll dick, lag 19 Fuss
der gegenwärtigen Oberfläche. In diesem fand man Bruchstücke grober
fässe, Kohlen, zerbrochene Knochen und ein menschliches Gerippe mit
kleinen runden sehr dicken Schädel. Herr Morlot, welcher annimmt, dass
ische Lager ein Alter von 13—18 Jahrhunderten haben kann, schreibt dem
alter ein Alter von zwischen 2900—4200 und dem ältesten Lager, näm-
m der Steinperiode, 5000—7000 Jahre zu. Wenn nun das Alter, welches
erdurch der Bronze beimisst, von der Gegenwart im Durchschnitt zu 3360
mmen wird, so fällt sie ungefähr in das Jahr 1500 v. Chr. Und dass die
wirklich schon vor und in so alter Zeit bekannt war, haben wir bereits
dere Weise auf historischem Wege erfahren. (Vgl. Seite 3 des Nach-
.)

jenigen auf dem 6. Steine des Kivikmonumentes (S. 47 des Hauptwerkes), welche gleich den erstgenannten dem Bronzealter angehören*).

Meine Aeusserung über Baltis (S. 55 des Hauptwerkes), den weiblichen Baal, und über die Spuren ihrer Verehrung in noch jetzt erhaltenen Ortsnamen in Schonen, will ich hier eine merkwürdige Anmerkung hinzufügen. In einem anno 1743 in Gothenburg gedruckten Büchelchen liest man unter der Rubrik: M. Jonae Floraei flores antiquitatis Scaniae, Seite 55 wie folgt: „In dem Districte Ahlbo und Kungsora befindet sich noch jetzt ein Stein, Balthastein genannt, von dem seit Menschengedenken die Sage geht, dass dort in alten Zeiten besondere Zusammenkünfte gehalten worden seien, wobei viel heidnischer Aberglaube getrieben wurde, zum Andenken der Balthe, welche dort ihren Sitz und Aufenhalt gehabt haben soll."

In der Voraussetzung, dass man noch jetzt Spuren dieser uralten Baltisverehrung an genanntem Orte antreffen könne, schrieb ich an einen dort wohnhaften Freund den Probsten Dr. J. Rud. Falk, welcher mir alle Nachrichten, die heut zu Tage noch darüber einzuziehen sind, mitgetheilt hat. Der Balthastein, ein unförmlicher Granitblock von beträchtlicher Grösse, trägt noch immer den Namen, der ihm in heidnischer Zeit beigelegt wurde. Er liegt in Magleheims-Ora (Wald**) im Kirchspiel Åflunda, ungefähr 20 Klafter links von der Landstrasse zwischen Sjöarp und Öståkra. Er misst ungefähr 24 Ellen im Umkreise, ist vorn 4 Ellen 8 Zoll und hinten 2 Ellen 16 Zoll hoch. Eingehauene Figuren oder Vertiefungen sind nicht auf demselben vorhanden. Dass hier ehemals ein Versammlungsort für den Dienst der Göttin der Nacht gewesen ist, leidet keinen Zweifel. Jetzt versammelt man sich indessen nicht mehr um den Stein, und selbst die Kunde von dem, was die Heiden dort trieben, ist im Volksmunde ausgestorben. Floraeus hat versäumt, der Nachwelt mitzutheilen, was ihm vor 120 Jahren über den dort geübten „vielfachen heidnischen Aberglauben" bekannt war. Wir finden darin nur eine weitere Bestätigung dessen, was wir bereits wussten, nämlich dass ein Baltisdienst, den man auch Monddienst nennen könnte, bei uns existirt hat. Es scheint ausserdem natürlich, dass man dort, wo die Sonne als Tag-

---

*) Wir sehen dieselbe Mondfigur auf der carthagischen Votivtafel pag. des Hauptw. wo sie die phönicische Astarte oder Aschera vorstellen soll.

**) Nilson: Scand. Fauna I pag. 538, Note.

ott verehrt wurde, den **Mond** als **Göttin der Nacht** anbetete. Die eschaffenheit dieses Cultus kennen wir freilich nicht, doch ist es glaubürdig, dass die Verehrung dieser Göttin hier im Lande mit ihrem Cultus ›i anderen Völkern Aehnlichkeit hatte. Von dem Baalsdienste hier im orden ist uns etwas mehr bekannt. Man hat bezweifelt, dass der scannavische Balder derselbe heidnische Gott sei wie der phönicische Baal, ıd mancher hält dafür, dass die Aehnlichkeit des Namens allein Veranssung zu dieser Vermuthung gegeben habe; dies ist jedoch keineswegs ›r Fall. Wir finden zwar, dass der Sonnengott hier lange seinen orientlischen Namen beibehalten hat, da er in älteren Sagen und Ortsnamen ›ch als Baal vorkommt, in der jüngeren Volkssage ist er indessen (der orränischen-Zunge gemäss?) in Balder umgeändert worden. An einigen rten werden übrigens beide Namen neben einander gebraucht, z. B. zu ramnäs in Norwegen (Seite 139, des Hauptw.), welches auch von dem rofessor Claparède bezeugt wird, der Framnäs im Jahre 1855, also 9 Jahre nach mir besuchte und daselbst noch zahlreiche Andenken an en alten heidnischen Gott Baal-Balder vorfand*). Aber diese Aehnchkeit liegt nicht allein in dem Namen sondern auch in der Verehrung. an vergleiche z. B. die Baalsfeuer in Irland mit den Baldersfeuern im estlichen und nördlichen Scandinavien (S. 24, 25 des Hauptw.). Was den vorurtheilsfreien Forscher ausser anderen auffälligen Aehnlichkeiten › vollkommene Identität des cananäischen und des irländischen Baalsltus beweisen muss ist das merkwürdige Factum, dass gerade derselbe auch, welchen Moses den Israeliten ausdrücklich untersagt (nämlich, dass ihren Sohn oder ihre Tochter nicht durch die Flammen gehen lassen — Baal oder Molochs willen — 5. B. Mos. 18, 10; vgl. auch Seite 25 › Hauptwerkes**), noch bis vor einigen Jahren bei den Baalsfesten

*) Bibliothèque universelle et revue Suisse. Juin 1863.

**) Unser berühmter Semitist Prof. und Dr. Henr. Gerh. Lindgren hat die e gehabt mir eine gelehrte, vollständige Erklärung aller auf diese Arbeit belichen Bibelstellen brieflich mitzutheilen. Da der Zweck vorliegender Schrift indessen nicht gestattet, den gelehrten Aufsatz seinem ganzen Inhalte nach ›uschalten, so habe ich mich darauf beschränken müssen, das Hauptsächliche aus in Kürze mitzutheilen. Also: Unter den zahlreichen Stellen, welche diesen ›enstand berühren, bezeichnen einige ohne Zweifel eine wirkliche Verbrennung Kindern als Opfer für Moloch-Baal. Dass der mamonitische Götze Moloch ›elbe war wie Baal und bei den Hebräern unter beiden Namen bekannt, sieht

in Irland*) beobachtet wurde, obgleich es von den Priestern strenge verboten war. Und dass dieser Brauch vor etwa 60—70 Jahren auch bei den Baalsfesten im südlichen und westlichen Schweden geübt wurde, ist mehr als wahrscheinlich.

Dass die Sitte in der Mitsommernacht Baalsfeuer anzuzünden und um dieselben herumzutanzen, bis in den hohen Norden innerhalb des Polarcirkels üblich war und vielleicht noch jetzt geübt wird, ist Seite 22. 7 und 119 des Hauptwerkes besprochen worden. Aus diesen Baalsfesten wie aus mehren an Baal erinnernden Ortsnamen jener Gegend, habe ich den Schluss ziehen zu dürfen geglaubt, dass auch dort eine Colonie von Baalsdienern existirt habe (S. 109). Auch habe ich für am wahrscheinlichsten erachtet, dass in jener Gegend des Pytheas **Thule** gelegen sei. Man kann nicht erwarten, dass hier oder anderwärts im westlichen Europa, wo die Phönicier ihre Wohnplätze und ihre Altäre für ihren Gottesdienst hatten, Ruinen von Wohnhäusern oder Tempeln vorkommen sollen. Sämmtliche Häuser waren aus Holz gebaut (selbst in Irland waren Gebäude aus Stein bis zum 12. Jahrh. n. Chr. unbekannt. Gentleman's Magazine Febr. 1864, pag. 158) und den Steinen, auf welchen geopfert wurde, hat man bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Dass Pytheas wirklich den Norden besucht hat, glaube ich durch die Erklärung bewiesen zu haben, dass die Naturerscheinung, welche Pytheas der **Meerlunge** verglich, eine treue Schilderung von dem Gefrieren des Seewassers hier im Norden ist. Ich erwähnte Seite 126 des Hauptw., dass ich die Zeugnisse in Bezug auf diese vor vielen Jahren von mir beobachtete Naturerscheinung**), welche ich durch gütige Vermittelung des Herrn Baron Carl Gyllenstjerna zu Krapperup von den Fischern in Ku...

---

man Jerem. 32, 35, wo erzählt wird, wie man im Thale Hinnom dem Baal e... Altar errichtete, um die Kinder (durch das Feuer) zum Moloch eingehen zu lassen. Aber selbst die andere Auffassung des Satzes, dass hiermit kein grausames Menschenopfer bezweckt wurde, sondern nur ein Reinigungsprocess zu Ehren Gottes, welches darin bestand, dass man durch oder über die Flammen sprang (Vgl. die Palilien bei den Römern), hat eine wichtige Stütze im 4. Mos. 31, 23, wo dieselben Worte gebraucht werden, indem von dem Ziehen der Metalle durch das Feuer die Rede ist, um dieselben zu reinigen etc. etc.

*) Wilde: Irish superstitions pag. 49 — — — „and children were also carried across the smouldering ashes, as of old among the Canaanites.

**) S. die Zeitschrift der Physiographischen Gesellschaft 1837, pag. 44.

chonen) erhalten habe, als Beilage geben würde, und glaube einem Versprechen nachkommen zu müssen, indem ich hier wenigstens ıen Auszug der Schrift mittheile.

Um nämlich eine Bestätigung dessen zu erhalten, was ich selbst den Januar 1815 vor dem Hafen von Landskrona im Betreff der Eisbildung Meere beobachtet hatte, sandte ich dem obengenannten Herrn Baron gende Fragen, worauf derselbe, Behufs der Antwort, mehre sachkundige inner zusammenrief und mir ein darüber aufgenommenes Protokoll einndte, von welchem ich hier einen Auszug mittheile. Die Fragen waren:

1) Wie gefriert das Meer?

Antw. Hauptsächlich durch von unten aufsteigende Eisblättchen, welche iter zusammenfrieren.

Die Eisbildung im Meere geschieht auf folgende Weise: Kleine dünne flache sblättchen von verschiedener Form und Grösse treiben in unzähliger Menge auf r Wasserfläche, wo sie meistens zerbrochen und zerstückelt von den Wogen ler der Meeresströmung gerieben und bearbeitet werden, bis sie in sehr kleine ücke zertheilt sind, welche darauf zusammengeballt zu kleineren und grösseren nden Eisklumpen oder etwas platt gedrückten Bällen gefrieren, die, wenn das eer ruhig genug ist, schliesslich an einander fest frieren und eine unebene Eisıde bilden. Obengenannte Eisblättchen sind an Form und Grösse sehr verıieden, aber stets dicker am Rande als in der Mitte. Sie haben 1—5 Zoll im ırchmesser und sind niemals über 2 Linien dick, wohl aber dünner. Die geıhnliche Form ist rund, oftmals jedoch, besonders bei den kleineren, vielleicht rstückelten, eckig und unregelmässig. Wie beträchtlich die Tiefe ist, in welcher h diese Eisblättchen bilden, ist unbekannt; man sieht sie nicht eher als bis sie die Oberfläche kommen oder hinter dem Boote im Kielwasser glitzern und tan-. Bei klarem und ruhigem Wetter sieht man freilich, mindestens eine Elle , wie sie in allen Grössen und unzähliger Menge glänzend und hüpfend in die ıe steigen. Ziemlich tief scheint die Eisbildung indessen vor sich zu gehen. Mann von vieler Erfahrung sprach die Ueberzeugung aus, dass es in einer fe von ungefähr 4 Ellen frieren könne. Er hatte vor vielen Jahren in einer kalten Nacht einen gewöhnlichen Fischbehälter mit lebenden Dorschen destens 7 Fuss tief unter Wasser gesenkt und doch waren am folgenden Moralle Fische erfroren.

Die Eisblättchen schwimmen nicht auf der flachen Seite, sondern schiessen, scharfe Kante nach oben gerichtet, in die Höhe und zwar mit so grosser Schneleit, dass sie oftmals 3 — 4 Zoll über die Wasserfläche emporhüpfen und sich ırch bisweilen über einander lagern. Der Farbe nach sind sie bläulich wie öhnliches Eis; je stärker die Kälte, desto zahlreicher diese Eisblättchen. derartige Eisbildung unter Wasser soll im ganzen Cattegat vorkommen und lie Fischer die kleinen klaren Scheiben aufsteigen sehen, da suchen sie eilig

ans Land zu kommen, weil sie oft in so grosser Menge emporschiessen, dass sie alsbald das Boot einschliessen und die freien Bewegungen desselben hindern können.

2) Wie gross und von welcher Farbe sind die Eisblättchen?

Antw. Die Grösse derselben variirt von 1—5 Zoll im Durchmesser, doch sind sie über 2 Linien dick. Je stärker die Kälte, desto grösser sind sie und von Farbe wie gewöhnliches Eis.

3) Werden diese Blättchen allmälig dichter und frieren sie zusammen zu Eis?

Antw. Die Blättchen werden vom Winde und vom Strome zusammengepackt und gefrieren erst zu grösseren und kleineren Eisklümpchen und darauf zu festem Eise zusammen.

4) Herrscht zwischen diesen Eisklümpchen (ehe sie zusammenfrieren) und den zur Sommerzeit vom Sturm in eine Bucht getriebenen Medusen eine gewisse Aehnlichkeit?

Antw. Die zuerst aufsteigenden Eisblättchen sind zu dünn und zu flach, um an Medusen zu erinnern; nachdem sie aber im zweiten Stadium bearbeitet und abermals zu mehr oder minder gerundeten Klumpen zusammengefroren sind, haben sie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit einer Menge solcher zusammengetriebener Mollusken.

Krapperup, den 21. Januar 1861.

Anders Hall, Bauervogt.	J. Person, Schiffer aus Mölle.	A. Larson, Schiffer.
Pehr Andersson, Bauervogt.	J. L. Blank, Schiffer aus Arild.	N. P. Andersson, Schiffer.
Hans Fex, Schiffer.	J. Oefverberg, Schiffer in Lerhamn.	J. Andersson, Bauervogt.

Als ich bei der Niederlage des Präsidiums in der königl. Akademie der Wissenschaften den 9. April 1862, den Statuten gemäss einen Vortrag halten sollte, wählte ich zum Vorwurf: „die Reise des Pytheas nach dem Norden," wobei ich der königl. Akademie vorstehendes Protokoll einreichte; diese übergab es dem Professor der Naturwissenschaften, Herrn Er. Edlund, welcher dadurch veranlasst wurde, die Frage hinsichtlich der Eisbildung im Meere hier im Norden vollständig zu erörtern und später werthvolle Abhandlungen über dieses Thema in die Rundschau der Akademie der Wissenschaften eingeführt hat. Siehe: 1862, No. 5, pag. 371 und 1863 No. 6, pag. 349. — Ein Anhang ist pag. 375 Note angeführt.

Nachdem nun durch ausführliche wissenschaftliche Untersuchungen vollkommen bestätigt worden, dass bei Gefrierung des Meeres hier im Norden das genannte Phänomen sich auf oben beschriebene Weise zeigt, so wird wohl niemand mehr in Zweifel ziehen, dass es dasselbe Phänomen

war, welches Pytheas bei Thule beobachtete, und welches er ebenso treffend als naiv mit einer Anhäufung (σύγκριμα) von Medusen verglich. (Seite 123 des Hauptw.) Wäre Schreiber dieses nicht einst derselben Naturerscheinung ausgesetzt gewesen und zwar auf eine Weise, welche ihn in augenscheinliche Lebensgefahr brachte, so würde dasselbe sich schwerlich seinem Gedächtnisse so tief eingeprägt haben, dass er noch nach Verlauf mehrer Jahre beim Anblicke einer Menge zusammengetriebener Medusen erinnerte, n der breiartigen Eismasse im Meere ein vollkommenes Seitenstück ἐοικός) dazu gesehen zu haben.

Ich hege die Ueberzeugung, dass jeder unparteiische Critiker die Erklärung dieser Stelle in den Fragmenten der Reisebeschreibung des Pytheas ür vollkommen richtig erkennen wird, einer Stelle, welche seinen Zeitgenossen und der Nachwelt Anlass zu so harten Beschuldigungen gegen liesen grossen Naturforscher des Alterthums gegeben hat. Man hat gerade mit Rücksicht auf diese Stelle behauptet, dass er niemals in der Wirklichkeit gesehen habe, was er beschrieb, und dass er, geradeaus gesagt, ein Lügner sei (vgl. S. 103 des Hauptw.). Ja, diese ungerechtertigten Beschuldigungen sind mehr oder minder scharf bis auf unsere Zeit, lso ungefähr 2200 Jahre lang, wiederholt worden. Möge die eingebildete Unwissenheit daraus lernen, wie gewissenlos sie handelt, wenn sie sich mit Hohn und Erbitterung über einen Satz herwirft, den sie nicht versteht und rotzdem mit einem Machtspruche verurtheilen zu können meint. Ohne iese Verläumdung wäre vielleicht die Reisebeschreibung des Pytheas bis uf unsere Tage aufgehoben worden und sie hätte einen Lichtstrahl aus er Vorzeit über unseren Norden geworfen, welchen wir jetzt entbehren.

Aus den Berichten des Pytheas über die Lebensweise der Thuliten ur Zeit seines Besuches folgt bei genauerer Prüfung, dass die Bewohner ner hochnordischen Gegenden der scandinavischen Halbinsel, welche mals schon feste Wohnungen hatten und einen Ackerbau trieben, wie er r jenes Clima passte, phönicische Colonisten gewesen sein müssen, welche h dort vor vielen Jahren, ja vielleicht vor Jahrhunderten angesiedelt tten; denn wir wissen mit historischer Gewissheit, dass die Phönicier, sie sich anbauten, stets durch eigenes Beispiel die Eingeborenen den ker bestellen und feste Wohnungen gründen lehrten, so wie auch, dass ihren phönicischen Sonnendienst verbreiteten. (Vgl. S. 29 des Nachges.) Auf andere Weise liesse sich schwerlich das Factum erklären,

dass schon vor 2200 Jahren eine Landbau treibende und in festen Wohnungen ansässige Bevölkerung in so nördlichen Gegenden angetroffen wurde. Eine fernere Stütze für die Annahme, dass schon damals phönicische Colonisten aus älterer Zeit dort wohnten, liegt darin, dass Spuren von phönicischem Baalsdienste (die auf Höhen gezündeten Feuer in der Johanninacht) sich bis in spätere Zeit erhalten haben und dass mehre Localnamen an einen ehemaligen Baalscultus erinnern (S. 119 des Hauptw.)

Mit Bezug hierauf habe ich bereits angedeutet, dass in allen ältesten Erinnerungen, die wir hier im Norden von dem Sonnengotte haben, der Name und Cultus desselben stets mit seiner phönicischen Benennung Baal bezeichnet worden ist, z. B. Balsberg, Balshög, Balsfjord, Balself und manche andere. In jüngeren Erinnerungen dahingegen d. h. in solchen, die aus der Zeit nach der Einwanderung Odins und der Stiftung des Wallhallacultus stammen, in welchen alle alten heidnischen Landesgötter aufgenommen und als Söhne Odins adoptirt wurden, wurde auch Baal nach dem Sprachdialecte in Balder umgewandelt. Der Cultus blieb jedoch der Hauptsache nach derselbe. Balder und alles was ihn in unserer Sagenliteratur betrifft, gehört folglich nicht der Bronzecultur- sondern der Eisenculturperiode an und soll dort ausführlicher in Betracht gezogen werden.*)

*) Ich will hier jedoch in Kürze erwähnen, dass ich bereits vor 20 Jahren an anderem Orte†) einen Theil des hierher gehörenden Stoffes behandelt und nachzuweisen gesucht habe, dass alles, was von der Ankunft Odins mit seinen Opferpriestern (Diaren) und einer grossen Menge anderen Volkes erzählt wird, eine historische Begebenheit ist, welche ungefähr um das Jahr 510 n. Chr. Geb. stattfand; dass der schlaue Priesterfürst, welcher den Zug anführte, nach dem Beispiele der Römer alle Landesgötter in einem Pantheon zu vereinen suchte, um selbst durch die verschiedenen Religionen das ganze Land zu beherrschen; dass jeder Cultus seinen oder seine Priester hatte, welche dem Opfer des Gottes vorstanden und seine Person darstellten. Die alten Sagen geben uns sogar Anlass zu der Vermuthung, dass ein Jeder von ihnen seine besondere Kleidung hatte, in der er sich während des Opferfestes zeigte und dass dabei Schauspiele aufgeführt wurden, denen gewissermassen analog, welche (mutatis mutandis) an einigen katholischen Orten während der Passionswoche dargestellt werden. Auf diese Weise kann man die Legende von Balders Tode erklären, wenn man ein dem analoges Ereigniss erzählt, welches vor einigen Jahrhunderten in obengenannter Kirche

†) Siehe Nilssons Eintrittsrede in die königl. Akad. der Wissensch. am 17. Dec. 1844, deren Bericht XVIII Th. 1846 pag. 263. Ueber den hier vorliegenden Stoff besonders pag. 276 u. flg.

Nachdem obige Seiten bereits geschrieben waren, sah ich die Lonloner Illustrirte Zeitung vom 19. März 1864 pag. 29, wo verschiedene :reisförmige Figuren abgebildet sind. Man nennt sie räthselhaft und von nbekannter Bedeutung (of unknown import). Sie kommen in Northumerland zuweilen in grosser Anzahl vor. In der Nähe von Doddington iebt es deren einige Hunderte, die einander ziemlich ähnlich sind. Man at hieraus geschlossen, dass sie eine bestimmte Bedeutung haben müssen, nd aus dem Umstande, dass ein grosser Theil von ihnen in Grabsteine ingehauen ist, welche über den Ueberresten der Verstorbenen liegen, hat ıan mit Recht den Schluss gezogen, dass sie eine religiöse Bedeutung aben. Der Herzog von Northumberland hat, wie es heisst, Photographien on diesen Steinen anfertigen lassen und die gelehrten Antiquare aufgeördert, weitere Nachforschungen über diesen Gegenstand anzustellen, und iese haben den Dr. Bruce in New-Castle upon Thyne mit der Leitung hrer Correspondenz beauftragt.

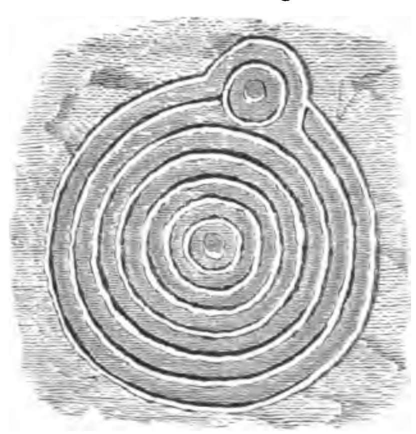
Da nun diese Figuren offenbar jener Classe von Alterthümern anzehören, mit welcher ich mich augenblicklich beschäftige, so habe ich auf igenen Antrieb eine Erklärung derselben gewagt — einerlei welche Gel-

---

tattfand. Es war nicht der Gott Balder selbst, sondern ein Balderspriester, velcher verrätherisch getödtet wurde. Er war in seinem langen weissen Gewande ,der weisse Gott"; er, der gemordete schöne Mann, wurde als Vorbild der Frömigkeit beweint; denn dass auch Balders Dienst grausam war und wie derjenige ller heidnischen Götter blutige Opfer erheischte, bezeugen die Opfersteine Balders. ine Legende von dem Tode Baals kennt man nicht. Baals Gemahlin hiess hier ı Norden wie in der Heimath dieses Cultus: Baltis. Dem Balder wurde eine ıdere Gemahlin beigesellt; Nanna oder Nana, die Gemahlin des persischen ithra. Was darüber erzählt wird, dass bei Gelegenheit von Balders Tode auch ine Gattin auf dem Scheiterhaufen mit ihm verbrannt wurde, ist so echt helisch, dass es über die geschichtliche Wahrheit dieser Legende keinen Zweifel rig lässt. (Vgl. d. Bericht der Akadem. a. a. O.) Dass dieses ein vereinzelter ıglücksfall war, welcher auf den Cultus keinen weiteren Einfluss übte, sieht man ch daraus, dass die Mistel, mit welcher die That verübt wurde, ein dem Cultus iliges Gewächs war und auch nach der Zeit, in welche die Legende fällt, fortuernd für Glück bringend gehalten wurde. In Westgothland hingen die Leute ; Mistel noch zu Linné's Zeit unter das Dach, um Feuersbrunst abzuwehren, Vestgoth. Reise 31) und in meiner Kindheit brauchte man sie in Schonen, um e Art Hexerei unschädlich zu machen. (Ureinwohner I, 6, pag. 14.)

tung sie findet. Es ist selbstverständlich, dass wir bei der Erklärung dieser Figuren von der einfachsten unter ihnen ausgehen müssen. Diese besteht in einem von einem runden Kreise umgebenen Mittelpunkte. Auf dem in der Illustrated News abgezeichneten Steine sieht man drei solche Figuren wie Fig. a. Dass selbige die Sonne bedeutet, weiss ein Jeder. Seite 47 des Hauptwerkes äusserten wir: „sie ist als Kreis mit einem Mittelpunkte, das Zeichen der Sonne im Zodiakus, in unseren Almanach eingeführt worden. Seite ... ebendas. heisst es von dieser Figur, als auf den Bronzesachen des Alterthums vorkommend: der Ring ist einfach, doppelt, oder mehrfach doppelt, und dieses ist in der That der Fall. In der Grotte bei Dowth in Irland kommt dieselbe Figur mit zwei Ringen (s. Seite 13 des Hauptw.), vielleicht auch mit noch mehren vor. Ich habe in verschiedenen Museen von bronzenen und eisernen Gegenständen von 1—5 und 6 solcher Ringe mit einem Mittelpunkte abgezeichnet.

a.



b.

Dass sie dieselbe Bedeutung haben wie die einfachen, sieht man daraus, dass sie an einem Orte in allen ihren Abarten vorkommen. Dies gilt auch von dem abgezeichneten Steine. Man sieht dort 3 Figuren mit einem Ringe; eine mit 2 (unvollständigen); zwei mit 3; eine mit 6 und eine mit 7 Ringen. Dass sie sämmtlich anfangs als einfaches Sonnenzeichen mit einem Ringe eingehauen und erst später nach und nach mit einem neuen Ringe versehen wurden, glaube ich daraus schliessen zu dürfen, dass die Anzahl der Ringe um die grössere Figur (b. mit 7 Ringen) sich allmälig so ausdehnte, dass sie den darüber befindlichen einfachen Sonnenring durchschnitten haben würde, hätte man nicht, um dieses zu verhüten, erst den sechsten Ring abgebrochen und darauf den siebenten Kreis um den einfachen Sonnenring gezogen, so dass die-

adurch theilweise zu einem doppelten wurde. Geschah dieses aus Pietät? Vurde jeder neue Sonnenring nach einem verstorbenen Familienmitgliede ingehauen? Wollte man sein Andenken damit ehren, dass man von Zeit ı Zeit neue Ringe in sein Sonnenzeichen eingrub? Wir wissen es nicht; ber soviel glauben wir daraus schliessen zu können, dass das Volk, welches iese Zeichen auf den Gräbern seiner Todten einhauen liess, zu den Sonnenanbetern gehörte, dass folglich dieses Zeichen von heiliger Bedeuıng für dasselbe war. Vergleicht man diesen Brauch der Sonnenanbeter, ie Gräber ihrer Verstorbenen mit dem ihnen heiligen Sonnenzeichen zu ersehen, mit dem christlichen Brauche, der das Kreuz auf das Grab der 'erstorbenen pflanzt, so dürfte man in diesen beiden religiösen Handlungen ıe nicht so unbedeutende Analogie finden.

Dass diese Sonnenanbeter in Northumberland entweder zu Ende des ronzealters oder noch wahrscheinlicher zu Anfang der ältesten Eisenıeriode gelebt, können wir aus dem Vergleiche zwischen diesen Figuren ınd den auf bronzenen und eisernen Waffen vorkommenden schliessen.

Jetzt bleibt uns noch zu erfahren übrig, was für Waffen oder Geräthe nd Schmucksachen in den Gräbern liegen, deren Decksteine mit dem beırochenen Figuren bezeichnet sind. Ob man Skelette oder Urnen mit sche und gebrannten Knochen darin findet und was sonst noch in den rnen liegt? Wir hoffen, dass der Herzog von Northumberland alsbald e gelehrte Welt davon in Kenntniss setzen wird.

P. S. Obgleich der Sonnendienst (Baalscultus) in ältester Zeit von n Phöniciern in Westeuropa eingeführt wurde, so folgt daraus doch nicht, ss alle Sonnenanbeter Phönicier oder Abkömmlinge der Phönicier waren. r Cultus und besonders der Sonnencultus konnte sich leicht unter die ngeborenen des Landes verbreiten.

Einige Schlussnotizen mit Rücksicht auf geäusserte Bemerkungen.

Keine der drei Culturperioden ist plötzlich abgeschlossen worden; keine derselben war rein und unvermischt. Im Steinalter brauchte man ausserdem Bein, Horn und Holz etc. zu Waffen und Geräthen. Dasselbe Material ging durch das ganze Bronzealter und wurde erst im Eisenalter langsam verdrängt. Doch muss man diese Eintheilung, welche sehr alt ist, immer beibehalten.

Der Druidencultus, welcher mit dem Baalscultus manches gemein hatte, scheint in einigen Ländern an dessen Stelle getreten zu sein. Sie werden fast niemals neben einander genannt. Dieser Gegenstand verdient eine besondere Bearbeitung.

Man hat es für einen Irrthum meinerseits angesehen, dass ich den von Hecatäus erwähnten Tempel des Apoll in England für einen Baalstempel gehalten (S. 136). Ich möchte mit Bezug darauf daran erinnern (was schon Seite 33 des Hauptwerkes angeführt wurde), dass der griechische Apoll ursprünglich ein ägyptisch-phönicischer Gott war. Auch sein Orakel auf Delos war nicht griechischen Ursprunges; ebensowenig wie dasjenige zu Delphi oder Dodona. Alle höhere Cultur, wohin wir unser Auge wenden, ist importirt.

Dass die Pelasger Phönicier waren hat auch Petit-Radel in den „Monuments cyclopéens“ (pag. 12) bewiesen. Vgl. Herod. I, 56 und Strabo über die Jonier. Im 1. Maccab. 12, 20—21 heisst es, dass die Juden mit den Griechen (durch die Pelasger?) befreundet waren.

Dass die Etrusker Phönicier waren, hat nicht blos Stickel behauptet, sondern unter vielen anderen auch Dr. N. Davis in Carthage and her remains pag. 193—194. Ausserdem zeigen auch die Alterthümer oftmals grosse Aehnlichkeit unter einander.

Gleichwie der Baalscultus neben dem Bronzealter, mit welchem er zugleich bei uns auftrat, besprochen worden, soll der Thorcultus mit dem Steinalter und der Odincultus mit dem Eisenalter zugleich behandelt werden.

Die Cranien des Bronzevolkes werden neben denen des Steinalters in dem 1. Theile dieses Werkes abgebildet werden.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Die Ureinwohner
des
Scandinavischen Nordens.

Ein Versuch
in der comparativen Ethnographie
und ein Beitrag
zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

Von

S. Nilsson.

Aus dem Schwedischen übersetzt.

Das Bronzealter.

Nachtrag.
Zweites Heft.

Mit 14 in den Text gedruckten Abbildungen.



Hamburg
Otto Meissner.
1866.

Inhaltsverzeichniss.

Versuch zu einer Erklärung des alten Monumentes Stonehenge in Wiltshire, nebst Hinweis auf die Ueberreste eines muthmasslich ähnlichen Denkmals in Halland.

Während einer Reise nach England, die ich im Herbste 1864 unter-
ahm, um einer Zusammenkunft der „Britischen Gesellschaft zur Förderung
r Wissenschaften"*) beizuwohnen, welche im genannten Jahre in Bath
attfand, hatte ich Gelegenheit ein Denkmal der Vorzeit in Augenschein
nehmen, das mit Recht als eines der merkwürdigsten in Europa be-
chtet wird: das berühmte Stonehenge in Wiltshire. Und da es
selben Culturperiode des Alterthums angehört, welche in vorstehenden
ttern behandelt wurde, da es einen neuen kräftigen Beweis für die
htigkeit der bereits mitgetheilten Ansichten giebt, und besonders weil,
m Anscheine nach, auch hier in Schweden ein in gewisser Beziehung
chartiges Monument einst existirt hat, glaube ich dasselbe hier zu einer
ren Besprechung anziehen zu müssen.

Die Entfernung von Bath nach Stonehenge beträgt, wenn man durch
Städtchen Warminster fährt, 34 engl. Meilen. Die Landschaft, welche
ngs üppige Kornfelder und schattige Laubwälder zeigte, wurde allmälig
l und unfruchtbar, bis wir zuletzt auf eine grosse öde Haide, Salisbury
n, hinauskamen, wo weder Haus noch Hof in der Nähe sichtbar war.
Boden ist hügelig, durch geringe Hebungen und Senkungen. Von
n der Hügel sahen wir Stonehenge zuerst in weiter Entfernung am
zonte aufsteigen und je näher wir kamen, desto höher schienen die
elgrauen Riesengestalten sich emporzurichten. Keine Beschreibung
öchte den Eindruck wieder zu geben, den man neben oder unter diesen
salen Steinmassen stehend, empfindet. Man sieht, dass man ein Werk

*) British association for the advancement of science.

von Menschenhand vor sich hat, aber die grotesken Formen sind so seltsam, dass es schwer hält ihren Zusammenhang zu fassen; man sieht, dass sie in unsere gegenwärtigen Verhältnisse nicht hinein passen, sondern von Geschlechtern herrühren müssen, die längst von der Erde verschwunden sind.

Einige von den gigantischen Steinpfeilern stehen noch jetzt aufrecht und tragen ihren Horizontalstein; andere haben im Sinken in den niedrigeren Steinen eine Stütze gefunden; noch andere sind gestürzt und liegen auf der flachen Erde. Das Ganze bildet einen verworrenen Trümmerhaufen, in dem sich auf den ersten Blick keine Ordnung spüren lässt.

Die beigegebene Abbildung ist nach einer Photographie gezeichnet, welche das Monument in seinem gegenwärtigen verfallenen Zustande, von der Südostseite darstellt *).

Fig. 1.



Es liegt etwas mystisches über diesem aus der Nacht des grausten Alterthums herstammenden Werke, dessen Entstehung und Zweck auf so

*) In Gailhabaud: Monumens anciens et modernes findet man unter den monumens celtiques 2 Figuren, welche Stonehenge in seiner nunmehrigen Gestalt darstellen; die eine ist von der Südost-, die andere von der Nordwestseite aufgenommen.

verschiedene Weise erklärt sind, ohne dass irgend eine derselben sich allgemeiner Beistimmung erfreut hätte.

Man hat Stonehenge lange für ein Werk des Zauberers Merlin gehalten, ungefähr wie man von der Domkirche zu Lund (in Schonen) erzählt, sie sei von dem Riesen Finn erbaut. Merlin war ein Hexenmeister erster Classe: er konnte nach herrschendem Volksglauben Berge versetzen und sie in Riesen verwandeln; deshalb wird Stonehenge auch der Riesen-Tanz (Giants' dance) genannt; ein Zeugniss für die scheue Bewunderung, mit der man dieses Denkmal der Vorzeit anstaunte. Inigo Jones, auch Ignatius Jonas genannt, ein Architect im Dienste Jacobs I., hält Stonehenge für einen römischen Tempel; Dr. Charleton, der Arzt Carls II. (1660) glaubt es sei von Alfred dem Grossen erbaut; Dr. Gibson erklärt es für ein Monument der Briten, Dr. Stuckeley (1743) u. John Aubrey halten es für einen Druidentempel, und der letztgenannten Ansicht stimmen auch Dr. Smith und Mr. King (1799) bei. Wansby meint es sei errichtet um die Falschheit des Angelsachsen Hengist zu verewigen, welcher — bei Gelegenheit eines Festes, welches Vortiger um das Jahr 450 in der Nähe dieses Ortes gab — die britischen Edelleute ermorden liess; deshalb heisse es Hengist's Steine; andere halten es für ein Denkmal, welches von den Briten der Königin Boadicea errichtet sei; noch andere nennen es ein dänisches Monument. Mr. Browne sucht in seinem Büchlein über Stonehenge (An illustration of Stonehenge and Abury, von welchem 1864 die siebente Auflage erschienen ist) alle Erklärungen seiner Vorgänger zu widerlegen und behauptet, dass Stonehenge vor der Sintfluth erbaut sei, von einem Menschenstamme, der sich eines stärkeren Körperbaues und längerer Lebensdauer erfreute als wir. Ein anderer Erklärer stellt in Abrede, dass die hohen massiven Steinpfeiler überhaupt von Menschenhänden aufgerichtet werden konnten und meint sie seien während der Gletscherperiode von der Natur selbst, durch eigene Kraft aufgethürmt worden.

Dass Stonehenge kein Druidentempel ist, hat Browne durch verschiedene und darunter einige sehr richtige Gründe zu widerlegen gesucht. Aber er bekämpft auch die von diesem und jenem geäusserte Ansicht, dass Stonehenge ein Werk der Phönicier sei, weil diese, seiner Meinung nach, sich nicht lange genug im Lande aufhielten, um einen so grossartigen Bau vollführen zu können. Dass die Phönicier überhaupt gar nicht wohnhaft im Lande gewesen, sucht er dadurch zu beweisen, dass sie

kein einziges Denkmal bürgerlicher oder häuslicher Art hinterlassen hätte. Aber gerade diese beiden Sätze wollen wir hier näher untersuchen. Sir Richard Hoare spricht in seinem Werke „Ancient Wiltshire" sein Bedauern aus, dass in einer Zeit, wo alle Wissenschaften mit raschem Schritte vorwärts eilen, wo uns über manchen bis dahin unbekannten Gegenstand Licht gegeben wird, ein so berühmtes Denkmal, wie Stonehenge, noch im Dunkel liege; „denn hier," sagt er, „ist alles Finsterniss und Ungewissheit. Wir mögen bewundern, wir mögen rathen, aber wir sind verdammt in Unkenntniss und Unklarheit zu verharren."

Nach so vielen verschiedenen Versuchen zur Erklärung des vorliegenden Denkmals der Vorzeit, von denen die vorhergehende stets von einer nachfolgenden bestritten, und auch letztere wiederum von einer neuen widerlegt wurde, darf es mit Recht als ein kühnes und eitles Unternehmen betrachtet werden, wenn abermals jemand mit einer Auslegung hervortritt, und zwar in der Hoffnung, dass diese sich mit der Zeit und nach langer ruhiger Prüfung als die richtige ausweisen dürfte. Ich werde trotzdem diesen Versuch wagen. Doch muss ich zuvor meine Ueberzeugung aussprechen, dass weder Stonehenge, noch irgend ein anderes europäisches Monument desselben Zeitalters, sich aus sich selbst genügend erklären lässt. Der Faden der Geschichte ist abgerissen und vermag uns nicht zu leiten. Wir müssen um Auskunft zu gewinnen, andere Quellen aufsuchen, andere in diesem oder jenem Punkte ähnliche Monumente, müssen diese mit einander vergleichen. Da wird das eine zur Erklärung des anderen beitragen und endlich Licht über alle aufgehen.

Ich werde auch in Betreff Stonehenge's meine comparative Untersuchungsmethode anwenden und prüfen, zu welchem Resultate sie uns zu führen vermag. Zunächst werde ich nur unwiderlegliche Facta bringen und aus ihnen, so gut ich es vermag, logische Schlüsse ziehen. Was mich nur wahrscheinlich dünkt, werde ich als solches darstellen und meine Leser entscheiden lassen, welchen Grad von Beweisführung es erhalten mag.

Obgleich die Ruinen, wie schon erwähnt, auf den ersten Blick nur eine verworrene Masse zeigen, erkennt man doch bei genauer Besichtigung die einstmalige Form des Gebäudes, dessen einzelne Theile jetzt durch und über einander geworfen liegen. Zur Entwirrung haben die ältesten Zeichnungen, die man davon besitzt, ihr Theil beigetragen. Diese Abbildungen

ie man sie bei Ignatius
mas, Camden u. a. findet,
id die Sjöborg in seine
ammlungen I p. 102
. 9 aufgenommen hat,
igen, dass der Bau der-
it weniger zerstört war
s jetzt. Mit Hülfe dieser
lteren Zeichnungen haben
euere Verfasser das ur-
ürngliche Aussehen des
Monumentes herzustellen
esucht.

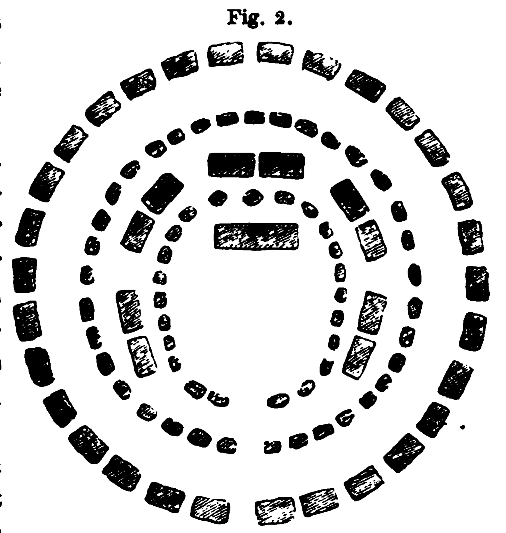


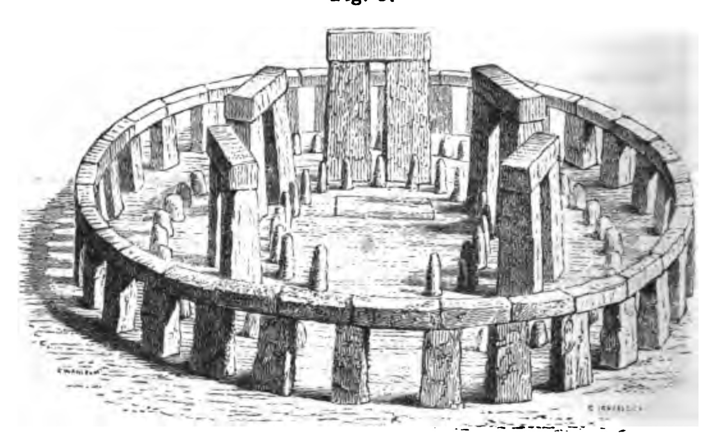
Fig. 2.

Alle stimmen darin überein, und es unterliegt auch keinem Zweifel, dass der Bau, in seiner ursprünglichen vollendeten Form, einen kreisrunden Tempel bildete, von dem Fig. 2 einen Grundriss giebt. Der äussere Kreis wurde von 30 aufrechtstehenden pfeilerartigen Steinen gebildet, jeder von circa 14 Fuss Höhe, 4—8 Fuss Breite und $2^1/_2$—6 Fuss Dicke. Alle diese Pfeiler sind nach oben durch Horizontalsteine verbunden gewesen, deren beide Enden auf je zwei Pfeilern ruhten und um einen Zapfen fassten, der in ein in dem Querlieger befindliches Loch hinein passte. Letztere (die Quersteine) waren an den Endseiten nicht plan, sondern im Zickzack gehauen, so dass sie in einander fassten. Durch diese Vorkehrung und durch das Gewicht der Steine schienen sie Jahrhunderten, ja Jahrtausenden Trotz bieten zu können, aber die Zeit, die alles verheerende, „die Macht, die — wie der Dichter sagt — Pyramiden in Schutt verwandelt," hat auch das gigantische Stonehenge zum Theil einstürzen lassen. Unter den Einwirkungen der wechselnden Jahreszeiten musste auch der harte Sandstein verwittern, mussten die Klammern sich lösen. Eine andere nothwendige Folge derselben Ursache, der Verwitterung nämlich, ist, dass wenn die Steine — was höchst wahrscheinlich ist — mit eingehauenen Figuren bedeckt waren, diese ebenfalls verschwunden sein müssen; jetzt sieht man allerdings keine Spuren davon.

Wir erinnern, dass die Figuren in den Grotten zu Newgrange und Dowth in Irland (Hauptwerk S. 13, 15, 17) sich alle an der Innenseite befinden und dadurch vor dem Einflusse der Witterung geschützt sind. Dasselbe war mit den Figuren des Kivik-Monumentes der Fall, bis um das Jahr 1750 die Decksteine fortgenommen wurden. In den hundert Jahren, die sie nachdem ungeschützt standen, haben sie sehr gelitten, was sich bei einem Vergleich der Bilder in ihrem jetzigen Aussehen mit älteren Zeichnungen leicht erkennen lässt. Wären sie noch ein Jahrhundert den Witterungseinflüssen ausgesetzt worden, so würden sie spurlos verschwunden sein. Eingehauene Figuren und deren Bedeutung können uns also bei der Untersuchung des Stonehenge nicht wie bei den genannten Monumenten leiten; wir müssen andere Erklärungsgründe aufsuchen.

Innerhalb der äusseren kreisförmigen Säulenreihe, aber ausserhalb der Trilithen, steht ein Rest von einem anderen Kreise gänzlich unbearbeiteter 5 bis 6 Fuss hoher Steine von unregelmässiger Form. Innerhalb dieses Steinkreises befindet sich einer der wichtigsten Theile des Baues, nämlich fünf sogenannte Trilithen, bestehend aus je zwei Pfeilern, mit einem Horizontalsteine, der, wie oben beschrieben, mit einer Höhlung versehen ist, die um den in dem Pfeiler befindlichen Zapfen fasst. Das erste Paar, zu beiden Seiten des Einganges ist ungefähr 16 Fuss hoch; das nächstfolgende Paar misst 17, der grosse, dem Eingange gegenüber befindliche 22 engl. Fuss, die Quersteine ungerechnet. Die Pfeiler dieses

Fig. 3.



letztgenannten Trilithen sind besser behauen und haben eine ebenere Oberfläche als die anderen. Sie sind leider vor einigen Jahren gestürzt und einer von diesen Steinen ist es, welcher im Sinken von einem anderen gestützt wurde (S. Fig. 1). Innerhalb der Trilithen steht eine Reihe schmälerer, fast kegelförmiger Steine und in diesem Ringe liegt, auf der flachen Erde, ein 12 Fuss langer und 4 Fuss breiter Stein, der Altarstein genannt, von dem man glaubt, dass an ihm die zum Tempeldienste gehörenden Ceremonien verrichtet wurden*). Man sieht diesen Stein weniger deutlich auf Fig. 3 als auf Fig. 2.

Der Tempel war also rund, und nach oben offen und man ist der Ansicht, dass alle Tempel für den Sonnendienst derartig gewesen sein müssen. Die kreisrunde Form wählte man um die Sonnenscheibe darzustellen, das offene Dach, damit die Priester im Heiligthume den Gott, dem sie huldigten und den sie in Lobgesängen priesen, täglich schauen konnten.

Dass Stonehenge ein Tempel für den Sonnencultus gewesen, wird durch eine Beobachtung Dr. Thurnams bestärkt, die er in seiner Abhandlung S. 9 anführt. Als er nämlich zur Zeit der Sommersonnenwende 1858 den Ort früh Morgens besuchte, sah er, an dem Altarsteine stehend, die Sonne aufgehen und zwar gerade über einem 200 Schritte von dem Eingange aufgerichteten, 5 Ellen hohen Steine; von diesem Steine heisst es, (nach Thurnam), dass er durch seine dem Tempel zu geneigte Stellung mitten vor dem Eingange deutlich zeige, dass er mit demselben in nahem Zusammenhange stehe oder, wie ein anderer Autor sich ausdrückt, gleichsam nach dem Tempel hinzuweisen scheine.

---

*) Ich muss bemerken, dass ich mich bei diesen Angaben hauptsächlich nach Dr. Thurnam richte, welcher eine kurze aber höchst verdienstvolle Beschreibung dieses Monumentes geliefert hat, betitelt: „Stonehenge, being the report of a brief lecture on the spot 1860." Weiter ausgeführt und mit vielen Citaten aus dem classischen Alterthume versehen, findet man diesen Aufsatz des berühmten Verfassers in der 4ten Decade der Crania Britannica. Von den hier beigefügten Abbildungen ist die erste, welche Stonehenge in seinem jetzigen Zustande darstellt, nach einer Photographie gezeichnet, die ich bei meinem Besuche an Ort und Stelle kaufte. Die beiden folgenden sind, einige kleine Veränderungen abgerechnet, Mr. Browne's erwähntem kleinem Buche entlehnt, welches ich gleichfalls dort kaufte. Auch Dr. Thurnam hat seiner Abhandlung eine Zeichnung beigefügt, welche hübscher ist als die Browne'sche, aber die innere Structur des Baues nicht so deutlich erkennen lässt wie die hier abgedruckte.

Diesen Andeutungen, dass Stonehenge als ein für den Sonnendienst eingerichteter Tempel zu betrachten sei, können wir noch verschiedene andere Beweise hinzufügen. Wir haben in dieser Arbeit mehrfach den Erfahrungssatz bestätigt gefunden, dass die Spuren von einem Sonnencultus immer von Spuren der Bronzecultur begleitet sind. So haben wir z. B. unter den eingehauenen Figuren auf dem ersten Steine des Kivikmonumentes Bronzeäxte neben dem Symbole der Sonne: dem Kegel oder der Pyramide gesehen (S. Hauptwerk S. 9). Ebenso in dem Willfarahügel neben der mit Spiralen verzierten Bronze, einen Opferaltar, der auf die Verehrung der Sonne hinweist (S. Nachtrag S. 44). Denselben Beweis von Sonnendienst und gleichzeitiger Bronzecultur gewähren zahlreiche eingehauene Figuren in Newgrange und Dowth in Irland (Hauptwerk S. 13 u. f.), und endlich will ich noch bemerken, dass die mit concentrischen Ringen bezeichneten Grabsteine in Northumberland — die man in der Londoner Illustrirten Zeitung vom 19. März 1865 abgebildet findet und von welchen ich in diesem Werke (Nachtrag S. 62) einige abdrucken liess, mit der vorläufigen Bemerkung, dass selbige von Sonnenanbetern eingehauen seien — wirklich von Bronzesachen begleitet waren, die, wie es auch bei uns häufig vorkommt, mit Flintsteingeräthen zusammenlagen, was Dr. Bruce in Newcastle mir brieflich mitzutheilen die Güte hatte*).

Da wir nun bisher gefunden haben, dass der Sonnendienst und die Bronzeperiode hier im Norden zusammen gehören, dürfte es auch von wissenschaftlichem Interesse sein zu erfahren inwiefern das Stonehenge mit der genannten Culturperiode zusammenhängt. Dass der Ort, an welchem dieses Denkmal sich befindet, eine öde Haide ist, haben wir bereits gesagt. Die Ruinen liegen auf einer natürlichen Anhöhe, doch nicht auf dem Gipfel, sondern am Abhange derselben. Höchst bemerkenswerth für unseren Gegenstand ist es, dass das Feld rings um den Tempel bis in

*) Mit dem Briefe sandte Dr. Bruce mir Zeichnungen von verschiedenen Bronzegegenständen, die nebst Skeletten und Urnen unter den mit concentrischen Ringen bezeichneten Steinen gelegen hatten. Ich bin indessen nicht der Meinung, dass diese concentrischen Ringe immer das Bronzealter angeben, da man, wie ich bereits a. a. O. erwähnte, dieselben auch auf Gegenständen aus dem Eisenalter oftmals antrifft. Ich glaube nur, dass diese cirkelförmigen Figuren, als Symbol der Sonne, im Bronzealter entstanden sind, was nicht verhindert, dass sie auch später als Verzierung ohne symbolische Bedeutung benutzt werden konnten.

ansehnliche Entfernung mit Grabhügeln bedeckt ist, deren Zahl sich, wie man sagt, auf zwei bis dreihundert belaufen soll; ferner dass der Tempel in der Mitte dieser Nekropolis liegt (Thurnam, S. 6) und dass in diesen Gräbern, die grösstentheils geöffnet sind, immer Bronzealterthümer gefunden wurden, die wohl mitunter von Steingeräthen aber nie von Eisen begleitet waren. In Sir Richard Colt Hoare's grossem Werke „Ancient Wiltshire" findet man einige dieser Bronzegeräthe abgebildet.

Demnach gehört Stonehenge einer Zeit an, in welcher man in Westeuropa die Bronze zu Waffen und Geräthen benutzte, und dies gilt als ein neuer Beweis, dass der Tempel Sonnenanbetern angehörte. Wir gewinnen dadurch ausserdem noch ein Zeugniss für das hohe Alter des Tempels. Wir dürfen nämlich mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass derselbe erbaut wurde, bevor man anfing die Todten ringsumher zu bestatten und dies musste lange Zeit (gewiss mehre hundert Jahre) fortdauern, bis die Gräber zu einer solchen Menge anwachsen konnten, besonders wenn, wie Thurnam annimmt, nur Personen von hohem Ansehen dort beerdigt wurden. Und doch liegen alle diese Grabhügel, selbst die jüngsten, innerhalb der Grenze der Bronzezeit, welche in England kaum länger als einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gereicht haben dürfte. Hieraus ergiebt sich, dass Stonehenge in einer fern liegenden Periode des Bronzealters erbaut worden ist; und die derselben Culturperiode angehörende Nekropolis scheint mir ein unzweifelhafter Beweis, dass die Erbauung des in ihrer Mitte liegenden Tempels früher als hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung stattfand, wie man bisher annehmen zu müssen glaubte.

Nachdem wir uns nun, meines Erachtens, vollständig überzeugt haben, dass Stonehenge von Sonnenanbetern erbaut und benutzt worden, bleibt noch zu untersuchen auf welche Weise diese ihren Cultus dort betrieben.

Man betrachtet Stonehenge gewöhnlich als ein Monument aus der Zeit der Druiden und deren Cultus geweiht. Der Meinung huldigt auch Dr. Thurnam, welcher zuletzt über den Gegenstand geschrieben hat. Da ist aber die erste Frage: ob die Druiden wirklich Sonnenanbeter in der ältesten und eigentlichen Bedeutung des Wortes waren.

Bevor wir zur näheren Untersuchung derselben schreiten, sei mir eine Anmerkung gestattet, welche nicht allein Stonehenge, sondern auch

andere Denkmäler der Vorzeit im alten Britannien und Gallien betrifft, dass nämlich in solchen Ländern, wo die Römer eroberten, wo sie während eines langjährigen Aufenthaltes römische Bildung einführten und die Landessprache mehr oder minder mit der römischen vermischten, die meisten schon damals alterthümlichen Traditionen und Gebräuche in Vergessenheit geriethen und nur das von den Römern beachtet und in ihren Schriften der Nachwelt überliefert wurde, was noch während der Anwesenheit der mächtigen Eroberer fortlebte. Die Landesreligion war damals die druidische, das Volk keltisch. Sollte nicht hierin die Ursache liegen, dass alles vorrömische Profane keltisch, alles was zur Religion gehörte druidisch genannt wird, als ob kein älteres Volk als die Kelten, keine ältere Religion als die der Druiden im Lande existirt hätten, was bei näherer Erwägung doch ungereimt scheint! Will man Aufschluss über die Bedeutung der ältesten Monumente im westlichen Europa, so muss man diese, meiner Ueberzeugung nach, in den Ländern suchen, wohin die römischen Legionen niemals gekommen sind, wo die alten religiösen Traditionen ungestört im Gedächtnisse des Volkes fortleben, z. B. in Irland und in Scandinavien. Diese Länder sind niemals von den weltumstürzenden Römern heimgesucht worden; dort haben sich Sitte, Sage und Sprache aus alter Zeit unvermischt in dem eigentlichen Volke erhalten. Hieraus glaube ich folgern zu dürfen, dass wir, um das Räthsel, welches Stonehenge umgiebt zu lösen, den Schlüssel in entsprechenden Denkmälern in Irland und vielleicht auch in Schweden suchen müssen.

Nach dieser Anmerkung wollen wir untersuchen, ob ein Sonnentempel wie Stonehenge, überhaupt ein Druidenheiligthum hat sein können und ob die Druiden eigentliche sogenannte Tempel gehabt haben. Um diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, müssen wir den Lehrsätzen der Druiden in Kürze unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Die sichersten Nachrichten hierüber geben uns die alten Autoren, welche zu einer Zeit lebten und schrieben, als der genannte Cultus noch Volksreligion war und von den Druiden als Priester verwaltet wurde. Solche Schriftsteller sind unter andern: Cäsar, Diodorus Siculus, der ältere Plinius und Pomponius Mela von denen die beiden erstgenannten im ersten Jahrhunderte vor, die beiden letztgenannten im ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb. schrieben. Von diesen ist Cäsar nicht allein der ausführlichste, sondern auch derjenige, welcher durch seinen Aufenthalt im Lande selbst, die Druiden und ihren Cu-

tus am besten kannte. Wir wollen ihn deshalb zuerst befragen. Im VI. Buche Cap. 13—18 seines Werkes De bello gallico sagt er von den Druiden, dass sie von den Sternen und ihren Bewegungen, von der Grösse der Welt und der Gestirne und von dem Wesen, der Macht und der Gewalt der unsterblichen Götter lehren.*)

Ihr Hauptlehrsatz war die Unsterblichkeit der Seele. Sie meinten, dass dieser Glaube Todesverachtung einflösse und zur grössten Tapferkeit ansporne. Ihre Satzungen waren in einer grossen Anzahl von Versen enthalten, welche ihre Adepten alle auswendig lernen mussten, da nichts was zur Religion gehörte schriftlich aufgezeichnet werden durfte; theils, wie Cäsar meint, damit ihre Disciplin dem Volke unbekannt bliebe, theils um das Gedächtniss zu schärfen. Die Eleven mussten deshalb mitunter 20 Jahre in der Schule zubringen. Die Druiden übten eine despotische Gewalt über das Volk aus; sie entschieden alle öffentlichen und besonderen Zwiste und wer sich ihrem Urtheilsspruche nicht fügte, der wurde von der Theilnahme an den Opfern ausgeschlossen. Dies war die grausamste aller Strafen, denn ein derartig Geächteter wurde den Missethätern beigezählt, alle wichen ihm aus, keiner wollte mit ihm sprechen und hatte er irgend ein Anliegen, so wurde ihm kein Recht. Den Druiden allein war es erlaubt den allgemeinen und den einzelnen Opfern vorzustehen und die religiösen Satzungen zu erklären. Sie opferten Menschen und glaubten damit die Götter zu besänftigen. Bisweilen machten sie eine Art grosser Bilder aus Weidengeflecht, füllten diese mit lebendigen Menschen, zündeten sie an

*) Die Druiden scheinen in gewisser Hinsicht den Chaldäern ähnlich, welche einen der ältesten Stämme in Babylonien bildeten. Eusebius nennt viele ihrer Könige vor Semiramis. Die Chaldäer waren besonders berühmt durch ihre mathematischen und astronomischen Kenntnisse, welche sie, wie man glaubte, aus Aegypten geholt hatten. Sie kannten den Mondwechsel und theilten das Jahr in 365 Tage, 6 Stunden und 11 Minuten; diesen Zeitraum in 12 Monate und den Tag ebenfalls in 12 gleiche Theile. Der Thierkreis gilt für ihre Erfindung. Die Griechen empfingen ihre ersten astronomischen Kenntnisse von den Chaldäern, aber diese mischten Astrologie in ihr astronomisches Wissen. In Babylonien bildete sich eine gelehrte Priesterkaste, in welcher Wissen, Gerechtsame und Macht erblich waren. (Diction. de Barchelet). — Ihnen glichen nun in manchen Dingen die Druiden, bei welchen jedoch in Britannien und Gallien manches von dem Baalscultus stecken geblieben war, welcher ohne Zweifel die ältere Religion des Volkes ausgemacht hatte — eine wichtige Frage, die näher erörtert werden soll.

und verbrannten die Unglücklichen. Hatten sie zu solchen Opfern keine Verbrecher, so nahmen sie Unschuldige. — Der Gott, den sie am höchsten verehrten, war Mercur, den sie für den Gründer aller Wissenschaften hielten, der die Leute auf Wegen und Reisen begleitet und Gewinn im Handel bringt.*) Nach ihm kamen Apoll, Mars, Juno und Minerva. „Apoll vertreibt die Krankheiten"**) u. s. w. Die Druiden versammelten sich alljährlich an geweihter Stätte, welche nach Cäsar in finibus Carnutum lag; nach Dezobry u. Barchelet Diction. de Biogr. et d'Hist. Paris 1857, p. 838, bei Chartres eine Strecke südwestlich von Paris; nach anderen bei Dreux, nördlich von Chartres. Dort versammelten sich die Leute, welche irgend eine Sache vorzutragen hatten, aus allen Gegenden und dort fällten die Druiden als Richter des Volkes ihr Urtheil. Dass dabei den Göttern geopfert wurde, ist wahrscheinlich, doch werden ausser den schaurigen Menschenopfern keinerlei Volksfeste erwähnt. Der Druidencultus scheint überhaupt finster und schrecklich und in Grotten oder dunklen Wäldern verrichtet worden zu sein; die Priester waren streng und despotisch; Sonnentempel werden bei ihnen nicht genannt.

Diodorus Siculus (Lib. V. cap. 31) nennt die Druiden die Philosophen und Theologen der Gallier; er sagt, dass sie auch als Seher beim Volke in grossem Ansehen standen. Bei grossen Ereignissen opferten sie Menschen, die sie mit einem Schwerte quer über die Brust verwundeten, und danach aus den krampfhaften Zuckungen und dem Hervorquellen des Blutes weissagten. Nur den Druiden war es erlaubt zu opfern und die Götter um Wohlthaten anzuflehen. Von Druidentempeln ist auch bei Diodor nicht die Rede.

---

*) Sie selbst scheinen übrigens ihren höchsten Gott Esus genannt zu haben, der ihnen als allmächtiger Schöpfer aller Dinge galt. (Histoir. de France par Bordier et Charton I, p. 6). Nach diesen Autoren galt Apoll als untergeordneter Gott bei den Druiden.

**) Hieraus sieht man, dass der Sonnengott Apoll bei den Druiden zu einem niedrigeren Range herabgesunken war. Er ist nicht mehr wie bei den Baalsdienern der Herr, der Erzeuger aller lebenden Wesen, sondern nur ein Vertreiber der Krankheiten. Sein Name scheint hier offenbar aus einem älteren vollkommneren Sonnendienste geblieben zu sein. Als der Baalsdienst von der druidischen Lehre verdrängt wurde, hinterliess er, wie es bei jedem Religionswechsel geschieht, Spuren in dem neuen Cultus. (Vgl. Hauptw. S. 33). Auch bei uns ist manches aus dem Baalscultus geblieben.

Plinius (Lib. XVI cap. 95) erzählt von der heiligen Ehrfurcht der Druiden vor der Mistel und dem Baume, auf dem sie wächst, insofern derselbe eine Eiche war. Sie verrichteten ihren Gottesdienst und ihre Mahlzeiten stets in Eichenwäldern und haben davon den griechischen Namen Druiden*) erhalten. Aber auch Plinius erwähnt nicht, dass sie Tempel hatten oder Sonnenanbeter waren.

Pomponius Mela (Lib. III cap. 2) berichtet von den Druiden, dass sie ihre Schüler, die Edelsten des Volkes, über Grösse und Gestalt der Erde und der Welt, über den Himmel, die periodischen Bewegungen der Sterne und den Willen der Götter belehrten. Sie ertheilten diesen Unterricht heimlich und lange, wohl zwanzig Jahre lang in einer Grotte oder in entlegenen Wäldern. Von Tempeln oder Sonnendienst sagt auch dieser Autor nichts.

Aus diesen Mittheilungen von Schriftstellern, welche gleichzeitig mit den Druiden lebten, hält es schwer herauszufinden, dass sie Sonnendiener waren und Sonnentempel hatten: sie bezeugen vielmehr, dass die Druiden ihren Gottesdienst in Hainen feierten und ihren Unterricht in heimlichen Grotten ertheilten. Hiernach dürfte jedem einleuchten, dass jener einst so prachtvolle Tempel, der jetzt Stonehenge genannt wird und der unwiderleglich ein Tempel der Sonne gewesen ist, nicht von den Druiden aufgeführt werden, nicht ihrem Cultus angehören konnte; und ferner, dass die Briten zur Druidenzeit viel zu roh waren, um einen so prächtigen Bau zu vollführen, in dessen Architectur man, wenn ich nicht irre, orientalischen Stil spürt. Vergl. die Ruinen von Persepolis in Niebuhrs Reisebeschr. 2, S. 122, Taf. XIX, wo mehre solche Trilithen wie bei Stonehenge vorkommen, was uns nicht auffallen wird, wenn wir hören, dass auch der Gottesdienst dort auf orientalische Weise begangen wurde, worüber später ein Mehres.

Da nun der Sonnentempel Stonehenge kein Druidenheiligthum gewesen sein kann, wollen wir untersuchen, ob wirklich Sonnenanbeter hier existirt haben, und ob wir irgendwo Spuren von diesem Cultus geweihten Tempeln antreffen können. — Um uns vor Irrthümern zu sichern, suchen wir zuerst einen solchen in Syrien, der ältesten und bekanntesten Heimath des Sonnendienstes auf. In der Stadt Emesa in Phönicien war wirklich

---

*) Von *Δρῦς-δρυός*, Eiche.

ein solcher Tempel, den Herodianus in seiner Geschichte (Lib. V, cap. 3) beschreibt. Er berichtet, dass die Sonne, die nach ihm in der phönicischen Sprache Helaeagabalus hiess, am höchsten von den Eingeborenen, aber demnächst auch von umwohnenden Satrapen und Königen verehrt wurde. Der grosse und prachtvolle Tempel der Sonne ward jährlich durch kostbare Geschenke bereichert. Was Herodianus ganz besonders anführt, ist, dass in dem Tempel keine Bildsäule stand nach griechischer und römischer Weise, als Ebenbild des Gottes, sondern ein grosser kegelförmiger Stein, schwarz von Farbe und, der Sage nach, vom Himmel gefallen. Derselbe galt, wie er sagt, für ein Bild der Sonne, das nicht durch menschliche Kunst angefertigt war. — Das Wichtigste, was wir über den Sonnentempel erfahren, wäre also, das sich ein kegelförmiger Stein in demselben befand, der (von den Priestern) als Abbild der Sonne, als vom Himmel gefallen — also als heilig betrachtet wurde (Vgl. Hauptw. S. 44).

Versetzen wir uns nun von der phönicischen Stadt Emesa und ihrem Tempel nach der ehemals phönicischen Insel Gozzo bei Malta, so finden wir auch dort Spuren eines alten Sonnentempels, welcher jetzt der Thurm der Riesen, Torre tal Giganti genannt wird*). Er liegt, wie alle zu diesem Cultus gehörenden Tempel, auf einer Anhöhe und hat eine kreisförmige Ringmauer von 25 Schritten im Diameter, was, den Schritt zu fünf Fuss gerechnet, 125 Fuss, also etwas mehr als der Durchmesser von Stonehenge ausmacht. Diese Ringmauer besteht aus grossen, ohne Mörtel aufgethürmten Felsstücken. Das Merkwürdigste ist jedoch, dass sich in diesem Tempel ein ähnlicher kegelförmiger Stein befindet, wie in dem Tempel zu Emesa. Er ist $2^1/_2$ Fuss hoch und 1 Fuss im Durchmesser, und offenbar, gleich dem zu Emesa, ein Symbol der Sonne. Auch auf dem ersten Steine des Kivik-Monumentes (Hauptw. S. 9) sehen wir einen solchen kegelförmigen Stein eingegraben. Wollten die alten Sonnenanbeter sich die Sonne als göttliche Macht denken, welche durch Ergiessung ihrer Strahlen über die Erde alles auf derselben zu Leben und Thätigkeit hervorrief, so stellten sie sich dieselbe in Gestalt eines Kegels oder einer Pyramide vor**). Wir

*) Description of Malta and Gozzo by G. P. Badger, 2te Ausgabe, Valetta 1851, pag. 363.

**) Dies war die ursprüngliche Bedeutung des heiligen kegelförmigen Steines; später erhielt er die weitere Bedeutung der zeugenden Naturkraft im Allgemeinen

finden indessen ausser diesem Steine noch eine andere Merkwürdigkeit in dem Riesenthurme, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

---

und wurde dann das Symbol der Thätigkeit des Sonnengottes Baal und der Naturgöttin Astarte.

Tacitus erzählt in seiner Hist. Lib. II cap. 3, dass Titus, der Sohn des Vespasian, welcher auf einer Reise von Judäa nach Rom den Weg über Cypern nahm und das Heiligthum der phönicischen Astarte (der paphischen Venus) besuchte, um ihr Orakel zu befragen, bemerkte, dass die Bildsäule dieser Göttin, die in dem Tempel stand †), keinem menschlichen Bilde, sondern einem Kegel glich; und Tacitus fügt hinzu, dass die Bedeutung dunkel sei, (ratio in obscuro). Jetzt ist uns die Bedeutung wohl bekannt, da wir ausserdem wissen, dass es nicht, wie Clemens Alexandrinus vermuthet, die Unkenntniss menschliche Figuren in Holz oder Stein nachzubilden war, die bewirkte, dass man den Bildsäulen der Naturgottheiten beiderlei Geschlechtes die Gestalt eines Kegels, eines Obelisken oder einer Pyramide gab.

Kuglers Geschichte der Baukunst liefert Band I, S. 121 Beschreibungen von den Ruinen dieses Tempels der Astarte nebst Abbildungen cyprischer Münzen, auf welcher man den paphischen Tempel sieht. Mitten in dem Tempel steht eine Figur, welche Kugler das heilige kegelförmige Symbol nennt, welche mir jedoch verstümmelte Arme zu haben scheint. Dass man darüber einen Halbmond und über diesem eine strahlende Sonne bemerkt, welches mir ägyptisch-phönicischen Cultus anzudeuten scheint, erwähnt Kugler nicht. — Auch Jules Gailhabaud giebt in dem ersten Bande seiner Denkmäler der Baukunst, wo er den Tempel zu Gozzo beschreibt, die Zeichnung einer Münze, auf welcher man, wie auf der eben genannten *κοινον κυπϱιων* liest und den Tempel der cyprischen Göttin abgebildet findet. Auf Nr. 1 sieht man zwei kegelförmige Figuren an der Aussenseite zweier Säulen, zwischen welchen eine Taube, der dieser Naturgöttin heilige Vogel, sitzt. Wenn aber der Verfasser behauptet, dass auch der Riesenthurm zu Gozzo der paphischen Astarte geweiht gewesen, weil sich dort ein ebensolcher Stein wie in dem Tempel zu Paphos befand, so glaube ich, dass er hierin Unrecht hat. Man fand dieses Symbol in den Tempeln der Naturgottheiten beiderlei Geschlechtes. Wir haben es in dem Tempel zu Emesa gefunden und dieser war bestimmt dem Baal und nicht der Astarte geweiht. Ebenso verhielt es sich mit dem von Alexander besuchten Tempel des Jupiter Ammon (S. Hauptw. S. 44).

Nicht nur der Kegel sondern auch der Obelisk und die Pyramide waren heilige Sonnenzeichen. Der alte Belustempel in Babylon war pyramidenförmig (Heeren, Zusätze 234). — Ein babylonischer König sandte einem ägyptischen Herrscher

†) Dass dieser Tempel nach oben offen war, geht aus dem hervor, was Tacitus als ein Wunder erscheint, dass nämlich der Altar, wiewohl er unter freiem Himmel (in aperto) stand, doch nicht vom Regen benetzt wurde. — Auch von anderer Seite wissen wir, dass der Tempel ohne Dach war.

Auf dem Fussboden der einen Kammer befindet sich eine flache runde Höhlung mit aufstehendem Rande, denjenigen in den Catacomben zu Citta Vecchia zu vergleichen (Badger S. 364). Folgen wir diesem Fingerzeige, so finden wir Seite 300 darüber folgende Auskunft: Auf dem Boden liegen zwei runde Steine von 4 Fuss im Durchmesser, oben flach und mit einer aufstehenden Kante versehen (S. Hauptw. S. 17). Auf der folgenden Seite beschreibt der Verfasser eine andere Grotte zu Citta Vecchia, welche einen ebensolchen Stein enthält. Dass diese von Menschenhand bearbeiteten, sich immer ähnlichen und nirgend fehlenden Steine in den Baalstempeln gleiche Nutzanwendung erfuhren, dürfte ausser allem Zweifel sein. „Diese Tempelruinen zu Gozzo," sagt der Verfasser, „sind von sehr hohem Alter und stammen von den ältesten Bewohnern der Insel, den Phöniciern." Der Verfasser meint auch, dass dieser Tempel gleich allen anderen dem Dienste der Sonne geweihten, ohne Dach, ein Ὑπαιϑρα, gewesen sei.

Begeben wir uns nun von Malta und Gozzo nach Irland und besuchen wir die merkwürdigen Grotten zu Newgrange und Dowth, so wissen wir (S. Hauptw. S. 12—16), dass wir auch dort die eben beschriebenen rundlichen, flachen mit aufstehendem Rande versehenen Steine wiederfinden; ja in Dowth kommt sogar dieselbe Vertiefung in dem Fussboden vor, wie in dem Riesenthurme. Selbst der kegelförmige Stein, den wir in dem phönicischen Tempel zu Emesa und in dem gleichfalls phönicischen Tempel auf Gozzo antrafen, ist in den irländischen Grotten gefunden worden. Sir William Wilde äussert darüber in seinen Beauties of Boyne, p. 202: „a slender quarry-stone five or six feet long, shaped like a pyramid" lag am Boden, ist aber abhanden gekommen.

Wir haben somit eine Uebereinstimmung zwischen dem Baalstempel in Emesa in Syrien und dem auf Gozzo im Mittelmeere, und ferner zwischen letzterem und den Grotten in Irland gefunden, die keine zufällige sein kann. Für besonders heilig galt, wie gesagt, der Kegel, welcher in keinem Heiligthume der Sonnenanbeter fehlte. Auch in Stonehenge treffen wir diese Form in einer Reihe kegelförmiger Steine, welche innerhalb des

---

einen Sonnenpfeiler von Smaragd, gleich wie er sich in dem Tempel zu Tyrus befand (Movers I, pag. 80). Dass die Obelisken der Sonne heilig waren, erzählt auch Plinius XXXVI, 14. Trabes ex syenite fecere reges, obeliscos vocantes solis numini sacratos.

Trilithen stehend, den Altar, ohne Zweifel den heiligsten Ort des Tempels, ımgeben. Aber wir finden noch eine andere Uebereinstimmung zwischen Stonehenge und Newgrange, nämlich in der merkwürdig ähnlichen Bauart. Sir William Wilde, welcher oft Gelegenheit hatte das letztgenannte Monuıent zu untersuchen, äussert darüber a. a. O. S. 203: „wenn wir den ımgebenden Erdhügel und die Decke der Grotte von der Kammer und dem Eingange entfernten — d. h. alles was dieselbe zu einem Cairn macht — o würden wir ein Monument vor uns haben, welches dem Stonehenge nicht ınähnlich wäre*).“

Nachdem wir nun bei allen hier genannten Sonnentempeln, von dem u Emesa bis zu dem in England, eine gewisse Aehnlichkeit nachgewiesen aben und, entweder durch Hinweisung auf gleichartige Construction, oder af einen in dem Tempel befindlichen Stein, der als Tempelidol diente der zum Gottesdienste gehörte, andeuteten, dass sie alle für den heidnischen Cultus eingerichtet und benutzt wurden: so bleibt uns noch zu untersuchen übrig, ob in allen diesen Heiligthümern auch der Cultus auf gleiche Weise geübt wurde, was, wenn es sich so verhielte, die Richtigkeit der hier dargelegten Ansichten wesentlich bestärken würde.

Wir beginnen unsere Untersuchung in dem Tempel zu Emesa und eigen wie der Sonnendienst dort begangen wurde, weil wir daraus ziemich ausführliche Auskunft über die Art des Baalsdienstes in dem Heimathande dieses Cultus erhalten. Herodianus erzählt (Hist. Lib. V, cap. 3). 229), dass Heliogabalus (welchen er Helaeagabalus nennt, der aber igentlich damals Bassianus hiess) als Priester des Baalstempels zu Emesa

*) „Were we to strip the chamber and passage of Newgrange of the surroundg mound, to remove the domed portion of the cave, — — — we should have resented to us a monument not unlike Stonehenge.“ Als ich 1860 Newgrange esuchte, hatte ich Stonehenge noch nicht gesehen, doch erinnere ich, dass auf n hohen, eckigen aufrechtstehenden Pfeilern lange Horizontalsteine lagen. Es ürde von hohem wissenschaftlichem Interesse sein, wenn einer der ausgezeichnen englischen Alterthumsforscher sich einer vergleichenden Untersuchung der uart von Newgrange und Stonehenge unterzöge. — Es scheint mir annehmbar, ss Newgrange lange Zeit ein Sonnentempel für den Baalsdienst war, später aber ırch Ueberschüttung mit einer Menge von Steinen in eine Grotte umgewandelt ırde, die vielleicht dem Druidencultus, vielleicht als Grab für hohe Persönlichiten diente — was ich anderen zu beurtheilen überlasse.

das Fest des Sonnengottes damit beging, dass er nach phönicischem Brauch, unter Musik von Flöten, Pfeifen und verschiedenen anderen Instrumenten eine tanzende Schaar (chorus) um den Altar führte.

Nachdem derselbe Heliogabalus römischer Kaiser geworden, liess er seinem Gotte Baal auch in Rom einen prächtigen Tempel errichten (Herodianus Lib. V, cap. 5, p. 239—240), in welchem er seinen Gott auf dieselbe Weise feierte wie zu Emesa, indem er tanzende und verschiedene Instrumente spielende Chöre um den Altar führte, nebst phönicischen Frauen, die mit Handpauken und Cymbeln in den Händen im Kreise herumtanzten. So feierten die Baalsdiener ihren Gott, aber so verrichteten die Druiden ihren Gottesdienst nicht. — Derselbe Verfasser berichtet (Lib. V, cap. 6, p. 243), dass Helaeagabalus auch in der Vorstadt Roms einen grossen prächtigen Tempel erbauen und das Bild seines Gottes (den kegelförmigen Stein) dahin führen liess. Er wurde auf einen von grossen weissen Pferden gezogenen Wagen gehoben, vor welchem der Kaiser die ganze Länge des Weges einherlief, und zwar rückwärts, die Augen unverwandt auf das Götzenbild gerichtet. Danach wurde das Fest des Gottes nach gewohnter Weise begangen und es wird noch erwähnt, dass der Kaiser ausser den Tempelceremonien das Volk durch Schauspiele und Wettfahren belustigte (ludi curuli et scenici), was der Leser gefälligst beachten wolle.

Wir wollen jetzt sehen ob wir erforschen können wie die Priester zu Stonehenge ihren Gottesdienst verrichteten, welches wir weiter oben für einen Tempel des Sonnendienstes erklärt haben. Dass derselbe rund war, haben wir bereits gesagt und S. 69 durch die Zeichnung des Grundrisses bestätigt. Der Durchschnitt des Gebäudes betrug von der äusseren Seite der Arcaden gerechnet 100 Fuss. Ringsum befand sich ein ebener Platz von einem Erdwalle umgürtet, welcher nach innen flach auslief, nach aussen mehr senkrecht abfiel. Dort muss eine Vertiefung gewesen sein, von welcher man in einer Entfernung von mehr als 100 Fuss ringsum noch Spuren antrifft. Diese planirte Fläche war gewiss der geweihte Tempelhof und wahrscheinlich ist, dass er bepflanzt war und den heiligen Hain (τέμενος) bildete, den man gewöhnlich bei den Tempeln antraf.

Die Beschreibung eines ebensolchen Tempels kommt bei Hecatäus vor, einem griechischen Schriftsteller, welcher im 4. Jahrhundert v.

Chr. lebte.*) „Im Ocean — so erzählt er — liegt, Celtica (Gallien) gerade gegenüber, eine Insel, die nicht kleiner als Sicilien und von Hyperboräern bewohnt ist; der Boden ist dort vortrefflich, das Klima mild. Auch ist dort ein dem Appoll (dem Sonnengotte Baal) geweihter Hain und ein prachtvoller Tempel (*Ναὸς ἀξιόλογος*) von runder Form und mit vielen Weihgeschenken geschmückt.“ Er erzählt ferner, dass diese Hyperboräer von Alters her den Griechen und besonders den Athenern und Deliern sehr zugethan gewesen seien. Hierbei fällt uns unwillkürlich ein, dass der Sonnengott Apoll auch zu Delos einen Tempel und ein stark besuchtes Orakel besass. Weiter berichtet Hecatäus, dass einige Griechen (aus Delos) zu den Hyperboräern hinüber gefahren seien und ihnen kostbare Tempelgaben zurückgelassen haben, und ferner, dass ein Hyperboräer, den er Abaris nennt, einst nach Griechenland gereist sei und dort die alte Freundschaft und Verbindung mit den Deliern erneut habe.

Der Leser gestatte mir hier eine kurze Unterbrechung in der Beschreibung des Hecatäus. Dass die Insel, auf welche er hinweist, das jetzige England ist, kann nicht bezweifelt werden. Dort müssen wir also auch den runden Tempel und den heiligen Hain suchen — das wird niemand bestreiten wollen. Man hat Stonehenge und Abury genannt. Das letztere kenne ich nur aus Zeichnungen und Beschreibungen, von welchen ich W. Longs Abhandlung: Abury Illustrated erwähnen will. Dass aber solche kreisförmige, doppelte Steinsetzungen, wie sie dort nach Taf. IV und V vorkommen, von einem griechischen Schriftsteller *Ναὸς*, d. i. Gotteshaus, Tempel, genannt worden seien, scheint mir nicht glaubwürdig. Dahingegen ist Stonehenge nicht allein ein wirklicher Tempel, *Ναὸς*, sondern vielmehr ein *ναὸς ἀξιόλογος*, ein preisenswerther Tempel, wie Hecatäus ihn nennt. Wir wären demnach zu der Annahme gezwungen, dass entweder der von Hecatäus genannte auf einer Insel im Weltmeer mitten vor Gallien liegende kreisförmige Tempel Stonehenge oder dass die ganze Geschichte davon eine alte Erdichtung sei; in diesem Falle dürfen wir aber mit Recht fragen, wie denn der Erdichter derselben wissen konnte, dass auf der genannten — vielleicht ebenfalls erdichteten — Insel wirklich ein kreisförmiger Tempel, von welchem wir noch die Trümmer vorfinden, und daneben ein Hain existirte? Nein, so treffend kann nie-

*) Fragmenta historicum graecorum II, p. 386. — Diod. Sicul. II, p. 47.

mand dichten. Ueberdies hat Herodot (4. Buch, Cap. 33) schon mehr als hundert Jahre früher von der Freundschaft zwischen den Hyperboräern und Deliern und von unter ihnen ausgetauschten Ehrengaben dasselbe berichtet. Und um noch klarer zu beweisen, dass er dieselben Hyperboräer meint wie Hecatäus, so nennt auch er im 36. Capitel den Hyperboräer, der nach Griechenland gekommen war, Abaris. Aber Herodot wusste offenbar nicht wo diese Hyperboräer wohnten. Es verhielt sich damit wie mit dem Zinn- und Bernsteinhandel, kurz wie mit allem, was das nordwestliche Europa betraf, von dem Herodot nur unvollkommene und unklare Kunde hatte. Hecatäus hatte unterdessen erfahren, dass diese Hyperboräer auf einer Insel im Ocean, Celtica gegenüber wohnten, und wir finden, wie schon erwähnt leicht, dass dieselbe keine andere als England, der runde Tempel kein anderer als Stonehenge sein kann. Bevor wir in unserer Untersuchung weiterschreiten, wünsche ich, dass der Leser seine Ueberzeugung in Bezug hierauf feststelle. Nachdem dies geschehen, wollen wir zu erforschen suchen, auf welche Weise der Gottesdienst in diesem prächtigen Tempel begangen wurde. Auch darüber giebt Hecatäus Auskunft. Er erzählt, dass diejenigen, welche dem Gott am meisten dienten, Priester des Apoll genannt wurden, und dass sie beim Klange der Zithern, ihre Hymnen zur Ehre Gottes sangen und seine Thaten priesen. Gewiss tanzten auch die Priester beim Zitherspiel und beim Absingen ihrer Tempelhymnen innerhalb der Reihe der heiligen Kegel um den Altarstein, wiewohl in den Fragmenten des Hecatäus nichts darüber verlautet. So feierten die Priester des Baal-Apollo überall den Dienst des Sonnengottes mit Musik, Gesang und Tanz — Musik und Lieder sind ausdrücklich genannt — aber so übten die Druiden ihren schauerlichen Cultus nicht. Sie hatten zwar ihre Barden, welche die Helden im Liede priesen, sie zur Tapferkeit ermahnten und die Gefallenen besangen, dass sie aber beim Gottesdienste sangen und um den Altar tanzten finde ich nirgend erwähnt.

Wir sehen aus obigem, dass schon 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung in England ein runder Tempel existirte, in welchem das Fest des Sonnengottes, gleich den Baalsfesten im Morgenlande, mit Gesang und Musik gefeiert wurden und dass dieser Tempel, aller Wahrscheinlichkeit nach das heutige Stonehenge gewesen ist.

Hier stossen wir nun auf eine andere überraschende Aehnlichkeit in der Art und Weise, auf welche die Baalsfeste von Heliogabalus in Rom

und von den Tempelvorstehern zu Stonehenge gefeiert wurden. Wir haben weiter oben gesagt, dass bei dem Baalstempel in Rom Schauspiele und Wettfahren gehalten wurden, um das Volk zu belustigen. Wir finden in der Nähe von Stonehenge deutliche Spuren von etwas ähnlichem, was ohne Zweifel demselben Zwecke diente. „Die Avenue zum Tempel — sagt Dr. Thurnam, welcher auch einen Plan der Umgegend mittheilt — ist gen Nordosten in der Entfernung einer halben engl. Meile in zwei Wege getheilt, von denen der eine in der Nähe eines höchst merkwürdigen $1^1/_2$ engl. Meilen langen Cursus oder Hippodrom endet. Man hat vermuthet, dass in diesem Cursus Wagen- oder Pferderennen stattfanden, um das Volk, welches Stonehenge erbaute — oder richtiger welches sich dort zum Gottesdienste versammelte — zu belustigen.“ Wir sehen also, dass ausser Musik, Tanz und Gesang in dem Baalstempel auch Vorkehrungen zu Wettrennen aussen vor demselben vorhanden waren, sowohl zu Stonehenge wie in Rom und — wahrscheinlich auch in Emesa.

Dass der Baalscultus auf dieselbe Weise mit Gesang und Tanz in Canaan gefeiert wurde und zwar zu Moses und Josua Zeiten — die älteste Nachricht, die wir von dem Sonnendienste besitzen — ist bereits Hauptw. S. 25 erwähnt worden. Im 1. Buch der Könige 18, 22—40 heisst es, dass die Priester Baals (oder der Sonne) als sie auf dem Berge Carmel das Fest ihres Gottes feierten, dabei um den Altar tanzten und seinen Namen anriefen, was dort sowohl als andernorts darin bestand, dass sie Hymnen zu seiner Ehre sangen und seinen Beistand erflehten. Dergestalt, heisst es, pflegten die Baalspriester stets das Fest des Sonnengottes zu begehen. Ebenso pflegte man in Irland das Baalsfest damit zu feiern, dass man am Mittsommerabend auf den Höhen sogenannte Balstein (Baalsfeuer) anzündete und die ganze Nacht um dieselben tanzte. (S. Hauptw. S. 23, 24). Die Cananiter und die Irländer nannten also den Gott mit demselben Namen, beide zündeten Feuer auf den Anhöhen, die sie umtanzten, über die sie, dem Baal zu Ehren, ihre Kinder trugen (Hauptw. S. 24), was den erstgenannten durch Moses, letzteren durch die christlichen Priester verboten wurde. Kann man für möglich halten, dass dieser Sonnencultus an so weit von einander entfernt liegenden Orten und mit einer solchen Aehnlichkeit in Sache und Namen, bis in die kleinsten Nebenumstände aus sich selbst entstehen konnte ohne von einem Volke zum anderen übertragen

zu sein?*) Wenden wir uns nach Scandinavien so finden wir, dass auch dort das Fest zu derselben Jahreszeit gefeiert wurde: nur mit dem Unterschiede, dass der Name Baal in Balder**) umgewandelt war; der Cultus war genau derselbe. (Hauptw. S. 24). Dasselbe Fest ist gewiss ehemals im ganzen nordwestlichen Europa gefeiert worden, obgleich in den Ländern, wo die Druiden mit ihrem Cultus mächtiger wurden oder wo später römische Bildung die älteren Ueberlieferungen verdrängte oder verdunkelte, das Andenken an denselben gänzlich erloschen ist. In Scandinavien hört man nicht einmal den Namen der Druiden im Volke nennen, wohingegen der Baal-Baldercultus ihnen wohlbekannt ist und wohl gar noch geübt wird. Weil aber derselbe mit dem morgenländischen so auffallend übereinstimmt, werden wir genöthigt anzunehmen, dass er in Irland und Scandinavien vom Orient aus eingeführt wurde. Da giebt es wohl schwerlich mehr als ein Mittel, welches dies bewerkstelligen konnte, nämlich den Handel, welcher sich in grauer Vorzeit vom Morgenlande nach den Küstenländern und Inseln des westlichen Europa ausdehnte.

Ein gelehrter Engländer, Dr. George Smith, hat in seinem vortrefflichen Buche „The Cassiterides“ dargethan, dass der Zinnhandel auf England mindestens 1200 v. Chr. begann und mehr als 1000 Jahre dauerte. Derselbe Verfasser beweist, dass die alten Cassiteriden mit dem heutigen Cornwallis eins sind. Dieses stimmt mit einem Artikel über die Gruben in England überein, welchen wir neulich lasen, in welchem behauptet wird, dass die Zinngruben in Cornwallis schon über 3000 Jahre mit Kraft ausgebeutet werden. Dass es aber Phönicier waren, welche diesen Grubenbau betrieben, liegt ausser allem Zweifel. Strabo sagt (Lib. III), dass die Phönicier ehemals den Handel mit den Cassiteriden ganz allein betrieben, dass sie über Gadeira (Cadiz) gingen und den Seeweg geheim hielten. Zur See wurde also der Handel betrieben und zwar von Anfang an, lange bevor Gadeira gegründet und zum Stapelplatz für

*) Man hat freilich versucht die Feier der irländischen Balstein zum Druidencultus zu machen, aber da wäre es ja besser gleich noch einen Schritt weiter zu thun und auch die 450 Baalspriester, welche Elia, nachdem sie sich als Missthäter erwiesen „schlachten“ liess, für Druiden zu erklären.

**) Der Name des Sonnengottes lautet nach verschiedener Mundart verschiedener Völker: Baal, Balder, Bel, Belis, Belenus.

den Handel auf dem Mittelmeere und der Westsee wurde. Und so blieb es, zum wenigsten, bis zum Ende des zweiten punischen Krieges, um 200 v. Chr. als Spanien den Römern abgetreten wurde. Marseille wurde 600 v. Chr. angelegt und begann bald Handel mit dem Zinnlande zu treiben, dessen Benennung Cassiterides, welche schon dem Herodot (440 v. Chr.) bekannt war, den Massiliensern zugeschrieben wird.*)

Es unterliegt indessen keinem Zweifel, dass die Phönicier seit der ältesten Zeit ihrer Handelsunternehmungen, nicht blos nach Cornwallis, sondern noch weiter nördlich bis an die dänische und schonische Küste gekommen sind, woher sie ihren Bernstein bezogen. Man hat zwar bis vor kurzem behauptet, sie hätten denselben von der preussischen Küste geholt, doch beruht dieses auf zweifachem Irrthume: man hat theils Werlauffs vortreffliche Geschichte des nordischen Bernsteinhandels nicht gekannt und folglich nicht gewusst, dass auch an der dänischen und schleswigschen Küste reiche Vorräthe von diesem in alter Zeit so kostbaren Handelsartikel vorhanden waren, und man hat die Aeusserung des Plinius unbeachtet gelassen, dass man erst zu Neros Zeiten erfuhr, dass an der preussischen Küste in der Ostsee Bernstein gefunden werde. (Vgl. Nachtrag S. 24—28).

Ich sagte vorhin, dass Dr. Smith in seinem Buche The Cassiterides bewiese, dass die Phönicier über tausendjährigen Zinnhandel mit England betrieben hätten; und doch behauptet derselbe Verfasser S. 2, dass dieses Volk weder irgend ein literarisches noch monumentales Andenken seines Wirkens hinterlassen habe. Dasselbe haben andere berühmte Autoren ausgesprochen, unter denen z. B. mein Freund John Evans in seinem meisterhaften Werke: The coins of the ancient Britons Seite 22 sagt, dass der Handel der Phönicier mit Britannien lediglich Tauschhandel gewesen sei, weil man bisher keinerlei Spuren ihrer dortigen Anwesenheit entdeckt habe. Bei einem anderen Schriftsteller liest man, dass die Phönicier unmöglich einen so prächtigen Bau wie Stonehenge

---

*) Der gelehrte Semitist Bochart sagt in seiner Geographia sacra p. 220, dass es früher von den Phöniciern ברת־אנך baret-anac, das Zinn- oder Bleiland genannt sei, welche phönicische Benennung von den Griechen in Brettanikas umgeändert wäre — wir lassen dies dahingestellt.

vollführen konnten, weil sie sich dazu nicht lange genug im Lande aufhielten.

Es wird demnach behauptet, dass der phönicische Handel auf England über tausend Jahre lang nur Tauschhandel gewesen und mittelst Reisender bewerkstelligt sei. Diese beiden Sätze verdienen geprüft zu werden, schon aus dem Grunde, weil die Phönicier, wenn sie England nur als Handelsreisende besuchten, auch mit den anderen von ihnen besuchten Orten der Westsee, nur Tauschhandel getrieben haben werden. Wir finden uns veranlasst diese Frage schärfer ins Auge zu fassen und nach besten Verständnisse zu erörtern, indem von ihrer richtigen Lösung eine klare Auffassung dieser wichtigen Culturperiode zum Theil abhängt.

Zunächst wollen wir daran erinnern, dass diese Ansicht von dem Handel der Phönicier mit England wider alle Kunde streitet, die wir über ihren Handelsbetrieb, insoweit derselbe uns historisch bekannt ist, d. h. so lange sie sich am Mittelmeere aufhielten, besitzen. D o r t legten sie Colonien an und eroberten, wo sie das Land ihrem Handel oder dem Bergbau günstig hielten, grosse Küstenstriche und ganze Inseln; denn dass sie als Bergleute besonders erfahren waren, lehrt uns die Geschichte durch mehre angeführte Facta. Es hält darum schwer zu glauben, dass sie sich so sehr veränderten, dass sie für ihre Thätigkeit in der Westsee eine ganz andere Methode annahmen als sie bisher im Mittelmeere befolgt hatten. Man kann sogar in Frage stellen ob es ihnen überhaupt möglich war von Tyrus aus mit so entfernten Ländern wie England und Scandinavien ohne Colonien, ja ohne zahlreiche Colonien, ihren Handel zu betreiben. Jeder Staat, welcher durch Handel und Schifffahrt reich und mächtig geworden ist, hat dies seinen Colonien zu verdanken. Selbst England ist hauptsächlich durch seine Colonien in allen Welttheilen in Besitz seiner unermesslichen Reichthümer, seiner Macht und Herrschaft gelangt. Wie kann man denn glauben, dass die Phönicier, welche in manchen Stücken die Vorgänger der Engländer waren, eine Methode, die sie befolgten so lange das Auge der Geschichte ihnen zu folgen vermochte, verlassen hätten nachdem die Geschichte sie aus den Augen verlor! Da heisst es: „S i e h a b e n k e i n e e i n z i g e S p u r v o n i h r e m H i e r s e i n h i n t e r l a s s e n.“ Hier liegt also der Hauptknoten, den wir untersuchen und lösen müssen. Zuvor müssen wir uns jedoch darüber klar werden, welcher Art die Hinterlassenschaft sein kann, welche wir nach 2000 bis 3500 Jahren von Leuten

die sich längere Zeit im Lande aufgehalten, erwarten können. Spuren ihrer Wohnhäuser können wir nicht zu finden hoffen; dieselben werden aus Holz oder anderem leicht vergänglichen Baumaterial gewesen sein, denn Häuser aus Stein begann man in England, wie anderswo, erst viel später zu bauen. Auch nach semitischen Wörtern in der Landessprache dürfen wir nicht suchen, denn wohin die Phönicier kamen, verschmolz ihre Sprache stets mit der Landessprache; nur solche Localnamen, die mit ihrem Cultus zusammenhingen, konnten sich erhalten und davon finden wir eine grosse Menge in Irland, in Scandinavien und, wie ich vermuthe, auch in England. — Man hat ferner gesagt, dass die Phönicier, wenn sie in Britannien wohnhaft gewesen wären, Schriftdenkmäler hinterlassen haben würden.

Dieser Einwand ist nichtig, denn in Massilia, wo sie dem Baal und der Diana einen Tempel erbauten, ist erst in späterer Zeit ein auf phönisch geschriebenes Document gefunden worden (S. Hauptw. S. 106); auf Sardinien, welches sie lange besassen, hat man erst kürzlich eine phönicische Inschrift entdeckt (S. Nachtrag S. 31) und auf Malta, wo sie viele Jahre ansässig waren, ist bis jetzt noch gar keine phönicische Schrift gefunden. In England sind dahingegen bereits deren zwei zum Vorschein gekommen. Die eine, in Aberdeenshire, ist von Dr. Mill gelesen und erklärt. (The report of the British Association for the advancement of science, Cambridge 1862, S. 147). Die andere, ein ovaler Calcedon oder Carneol mit einer vierzeiligen phönicischen Inschrift, ist bei Dundrum in der Nähe von Dublin gefunden und in dem British Museum, wo er bewahrt wird, von dem jungen talentvollen Mr. Coxe gelesen und erklärt worden.

Denkmäler, welche wir in solchen Ländern, wo die Phönicier wohnhaft gewesen sind, mit Recht anzutreffen erwarten können, sind solche, die der zerstörenden Macht der Zeit am längsten widerstehen, nämlich die der Religion angehören, als da sind 1) religiöse Monumente auf dem Erdboden; 2) religiöse Traditionen im Volke; 3) alte Gräber mit darin gefundenen Waffen und Schmucksachen. Wir wollen versuchen ob wir derartige Denkmäler aus der Zeit der Phönicier nachzuweisen vermögen. Stonehenge haben wir bereits zu erklären versucht und werden noch später darauf zurückkommen. Wir wollen jetzt erst andere hierher gehörende Monumente ins Auge fassen. Dieselben bestehen zum Theil in aufgerichteten Steinen, die in wechselnder Ordnung, meistens aber kreisförmig, aufgerichtet sind. Sie kommen in Britannien

und Gallien häufig vor, und werden dort als Druidentempel oder zum Druidencultus gehörende heilige Stätten betrachtet. Andere derartige Monumente bestehen aus drei bis fünf nahe bei einander errichteten Steinen, auf welchen eine grössere Felsplatte ruht; letztere heissen Druidenaltäre, werden gleichfalls mit dem Druidencultus in Verbindung gebracht und den Kelten zugeschrieben. Wo wir ein Buch mit Kupfern von vorrömischen Denkmälern in Britannien und Gallien aufschlagen, da sehen wir sie stets als „Celtic monuments" oder Monuments celtiques" angeführt und unter dieser Rubrik werden Denkmäler aus dem Stein- und Bronzealter ohne den geringsten Unterschied zusammengeworfen.

Ob dieses richtig und die Benennung so sicher ist als sie gilt, verdient einer genauen Prüfung unterzogen zu werden. Ebensolche Steinkreise, wie man sie in England dem Druidencultus zuschreibt, trifft man in Ländern, wohin die Druiden niemals gekommen sind, wo selbst ihr Name unbekannt geblieben ist, nämlich im ganzen Scandinavien. Auch die in England als Druidenaltäre betrachteten Steinsetzungen kommen nicht allein bei uns vor, wo sie Dös oder Dyss heissen, sondern auch in anderen weit entfernten Ländern.

Nachdem vorstehende Blätter bereits geschrieben waren, machte mein Freund, Dr. Thurnam, mich auf die weiteren Mittheilungen aufmerksam, die er in der vierten und fünften Decade der Crania Britannica unter der Rubrik: Historical ethnology of Britain, weiter über diesen Gegenstand giebt. Ich folgte diesem Fingerzeige, aber das Resultat, zu welchem diese Mittheilungen mich geführt, stimmt — so sehr ich es gewünscht hätte — leider nicht mit den Ansichten meines hochverehrten Freundes überein.

Seite 122 weist Dr. Thurnam darauf hin, dass schon in ältester Zeit, bevor man Tempel zu bauen begann, solche Kreise von grossen Steinen als Sammelplätze und zu heiligen Verrichtungen üblich waren. Er erinnert daran, dass sie in den Schriften des alten Testamentes mehrfach genannt werden und erwähnt in einer Note (nach Stanley: Sinai and Palestine 1856 p. 214), dass das Thal bei Bethel jetzt noch mit Steinen und Felsen bedeckt ist, welche zum Theil emporgerichtet, den unter dem Namen Cromlechs bekannten druidischen Monumenten ähnlich sind*).

*) S. J. Gailhabaud: Monuments anciens et modernes, wo sie als „cercles druidiques" genannt werden und aus emporgerichteten Steinkreisen be-

Die Altäre, Säulen und Haine der Cananiter und anderer angrenzenden Stämme, deren Zerstörung den Juden (im 5. Mos. 12, 2—3) anbefohlen wurde, waren, wie Dr. Thurnam sagt, wahrscheinlich denen der jüdischen Heiligthümer ähnlich. Rohe Steinavenuen und Trümmer, die Dr. Saulcey mit keltischen Dolmens vergleicht, findet man noch jetzt unter Moabs Hügeln *) (Dead sea 1835 p. 546). Herr Stanley beschreibt einen Kreis aufrechtstehender roher Steine, einige Meilen nördlich von Tyrus, von denen das Volk dieselbe Sage bewahrt, die bei uns an manchen Orten haftet, nämlich dass dieselben, wegen ihrer Gottlosigkeit in Stein verwandelte Menschen seien.

Derartige Kreise aufrechtstehender Steine werden auch im alten Griechenland, z. B. beim alten Hermione an dem Meerbusen von Argos genannt, wo Ceres einen schönen Tempel hatte und wo in einer Umzäunung von grossen behauenen Steinen der geheimnissvolle Dienst der Demeter verrichtet wurde. Auch in der Beschreibung von dem Schilde des Achilles heisst es (Iliade XVIII, 504), dass man darauf unter anderm sah wie sich die Aeltesten in einem Kreise behauener Steine zu Gericht setzen.

Nachdem wir nun gesehen, dass gerade solche Monumente wie diejenigen in England, wo sie keltische und druidische genannt werden, in vielen anderen Ländern zu finden sind, wo weder Kelten noch Druiden jemals gelebt haben: so liegt ja auch klar zu Tage, dass auch diese englischen Denkmäler einem ganz anderen Volke und einer ganz anderen Religion als den Kelten und dem Druidencultus angehört haben können!

Sollte man nicht wenigstens für wahrscheinlich erachten, dass gerade diese uralten Denkmäler, die weltgeschichtlichem Brauch zufolge, als keltische und druidische bezeichnet werden, bei näherer Untersuchung sich gleich den ihnen ähnlichen bei Tyrus und in dem Thale zu Bethel befindlichen als phönicische, baalische erweisen dürften? Dies scheint desto

---

stehen, wie bei Stennis (Fig. 44) und Abury (Fig. 52) u. s. w, Die sogenannten Dolmen sind dahingegen unseren Dös und Dyss zu vergleichen.

*) Diese Denkmäler waren dem moabitischen Abgotte Chemos zu Ehren errichtet, welcher von einigen Auslegern für den Baal-Peor, von anderen für Moloch gehalten wurde — jedenfalls aber mit dem phönicischen Baal nah zusammenhängt. Auch sein Cultus wurde mit dem anderer cananäischer Götter von Salomo in Israel eingeführt. 1. Kön. 11, 7 u. s. f.

wahrscheinlicher, da nach Dr. Thurnam verschiedene dieser Steinsetzungen deutlich an den Orient erinnern. Seite 124—125 heisst es, dass die Avenuen paralleler Steinreihen, welche man bei manchen heiligen Steinkreisen antrifft, mit Recht den Sphinxdromen der ägyptischen Tempel und den Säulengängen und anderen viae sacrae, welche den Eingang einiger Tempel in Griechenland und Syrien bildeten, verglichen werden dürfen. Hierbei erwähnt Dr. Thurnam, in einer Note zur Seite 125, der viae sacrae bei Eleusis und Paphos — Avenuen, welche zum Tempel des syrischen Sonnengottes führten, wie z. B. in Gerasa und Palmyra*). Ausser diesen Ruinen aus dem Oriente erwähnt Dr. Thurnam noch S. 132—139 nach Artemidor bei Strabo (IV, cap. 4, p. 165, 29), dass in der Nähe Britanniens eine Insel liege, auf welcher die Mysterien der Demeter und Proserpina auf dieselbe Weise gefeiert würden wie in Samothrace. Diese wurden von den Kabiren verrichtet und waren semitischen Ursprunges. Ein dabei beobachteter Brauch kam auch in Irland vor: es wurde nämlich alles Feuer auf der Insel gelöscht und erst wieder gezündet, nachdem das reine Feuer von den Priestern ausgetheilt war. Noch andere Gebräuche erinnern an semitische Religionsübung, wie z. B. die gleichfalls auf einer britischen Insel gefeierten Orgien der Bacchanten. Und da nun einige dieser Bräuche bei dem Volke des ganzen westlichen Europa so feste Wurzel gefasst haben, dass sie noch jetzt, nach Jahrtausenden nicht völlig ausgerottet werden konnten, so dürfte man einsehen, dass sie nicht von Reisenden

*) Seite 25 des Hauptwerkes habe ich angeführt, was Plinius von den Hirpi auf Soracte erzählt. Aus der Weise wie sie den Apoll verehrten schloss ich, dass sie Baalsdiener gewesen seien. Da man nun auch sie zu Druiden hat machen wollen, so habe ich die Sache bei Strabo (V, 2, 30; Paris. edit. p. 188) und bei Virgil (Aeneide XI, 785) näher untersucht. Der Dichter lässt Aruns den Schutzgott (custos) von Soracte, Apoll, um Sieg anrufen und ihn daran erinnern, dass seine Verehrer ihm zu Ehren Feuer angezündet hätten und, sich auf ihren Glauben stützend, über die glühenden Kohlen gegangen wären. In einer dazu gehörenden Note wird nach Varus berichtet, dass dieser Aruns ein Hirpe und dass die Hirpi Etrusker waren; und dass die Etrusker phönicischer Abstammung waren, ist früher dargethan worden. Virgilius wusste also — wie obiges beweist — dass diese Art der Hirpi ihren Gottesdienst zu feiern sehr alt sei, gewiss viel älter als die Druiden von welchen man überhaupt nie gehört, dass sie Feuer zündeten und über die Flammen schritten, wohingegen es von den Baalspriestern bekannt ist, dass sie derartige Künste übten um das Volk in Staunen zu setzen.

sondern von einem semitischen Volke eingeführt wurden, welches im Lande wohnte und seine religiösen Bräuche verbreitete.

Dass verschiedene dieser religiösen, dem Baalsdienste angehörenden Gebräuche, wie z. B. die Anwendung der Bronzesichel, der Mistel mit ihrer wunderthätigen Kraft, später in den Druidencultus eindrangen, beweist ebenfalls, dass der ältere Baalscultus im ganzen westlichen Europa verbreitet, lange geübt und mit dem religiösen Glauben des Volkes verwachsen war*). Dass der Druidencultus eine jüngere europäische Form des morgenländischen Baalsdienstes ist, geht aus mehren ihm eigenen characteristischen Zügen hervor und ich möchte deshalb die Erzählung für begründet halten, die Cäsar im sechsten Buche am Schlusse des dreizehnten Capitels mittheilt und die er ohne Zweifel von den Druiden selbst erfahren hatte, dass nämlich ihre Lehre (disciplina) in Britannien entstanden und von dort nach Gallien hinübergekommen sei**). Hiermit steht auch in nächstem Zusammenhange was Rothe in seinem Werke über das Wesen und die Lehre der Druiden S. 26 anführt, dass nämlich das Druidenthum den britischen Inseln und Gallien eigen war; zum wenigsten haben die Priester ausschliesslich in diesen Ländern den Namen Druiden geführt; östlich vom Rheinstrome war dieser Name schon nicht mehr heimisch." Wann der Druidencultus aufkam, ist schwer zu sagen. So viel ich weiss, wird er von älteren Autoren als denen des letzten Jahrhunderts vor Chr. Geb. nicht erwähnt und es ist wahrscheinlich, dass er erst entstand als der derzeitige Verkehr zwischen dem Morgen- und Abendlande aufgehört hatte — ungefähr zwei bis dreihundert Jahre v. Chr.

---

*) Davon hat man zahlreiche Spuren wie z. B. eine im südlichen Frankreich gefundene Inschrift, welche die Namen Baalsemen, Himmelsherr, und Belisama, Himmelskönigin, enthält (Thurn. p. 130—131). Diese Namen waren gewiss nicht dem Druidencultus eigen.

**) Dass dieser Cultus von entschieden europäischer Form war, sehen wir wenn wir ihn mit dem semitischen Baalsdienste und dem gleichfalls semitischen Jehovadienste vergleichen. Alle religiöse Freude, aller Siegesjubel ward dort durch Tanz, Gesang und Musik ausgedrückt. Vgl. Ps. 150 V. 4—5; 1. Sam. 18, 6, 7; Richter 11, 34; 2. B. Mos. 15, 20; 2. Sam. 6, 2—5; ebendas. 14. Auf dieselbe Weise feierten die den Baal verehrenden Semiten ihre Siege mit Tanz und Musik, was wir auf dem siebenten und achten Steine des Kivikmonumentes in einem Beispiele dargestellt sehen.

Wenn wir alles dies gehörig erwägen und das Druidenthum in seine wahren Grenzen zurückweisen, so muss jeder unparteiische Forscher einsehen, dass wir in England, so gut wie im übrigen westlichen Europa, Spuren von einem älteren orientalischen Cultus und ältere religiöse Monumente als wie sie zu den Druiden gehören, antreffen müssen oder mit anderen Worten, dass manche Spuren von einem dauernden Aufenthalte der Phönicier dort im Lande vorhanden sind.

Wir haben die Sache indessen bisher nur von einer Seite: derjenigen der religiösen Denkmäler und der mündlichen Ueberlieferungen im Volke, betrachtet. Viel klarer wird die Sache wenn wir die religiösen Denkmäler Stonehenge, Abury, Newgrange u. a. mit dem gleichzeitigen — wohl zu beachten! — mit dem gleichzeitigen Bronzealter in Betracht nehmen, denn dieses ist ursprünglich weder britisch noch gallisch, nicht einmal europäisch: es ist vielmehr eingeführt; wir können seine Spuren bis nach dem Oriente verfolgen, und daher stammt auch der Baalscultus, von welchem wir bereits mehrmals mit der Bronze zusammenfallende Spuren nachgewiesen haben. Aber dieser Gegenstand ist in vorstehenden Blättern so ausführlich behandelt worden, dass ich die Zeit nicht mit einer Wiederholung des schon Gesagten verschwenden will. Ich will nur daran erinnern, dass die schönsten Schmucksachen mit spiralförmigen Verzierungen, die schönsten Schwerter mit kurzen Handgriffen die ältesten und deshalb, directe aus dem Morgenlande, den Völkern des westlichen Europa zugeführt sind, die sich damals noch in einem Zustande von Rohheit befanden und deshalb unmöglich selbst so herrliche Fabrikate anfertigen konnten*). Die halbwilden nomadisirenden Wilden konnten, wie Herr

*) Ich muss mir vor dem Schlusse noch eine Anmerkung erlauben: In Th. Batemans: Antiquities of Derbyshire heisst es S. 10 unten, dass die Völkerschaften des Binnenlandes ihren Vortheil darin fanden mit den Phöniciern zu handeln, welche sie zuerst mit Bronzewaffen versorgten, wonach jene die Kunst erlernten ähnliche Sachen zu giessen. Diese Angabe ist unrichtig: die Phönicier gaben ihre bronzenen Waffen nie in die Hände der halbwilden Eingeborenen, denn man findet sie nie in den Gräbern der letzteren. Die Gräber des Bronzevolkes unterscheiden sich wesentlich von denjenigen des Steinvolkes. Bateman hat sich dadurch irre leiten lassen, dass man Steinsachen in den Gräbern des Bronzevolkes gefunden hat; aber dies erklärt sich dadurch, dass die Bronze sehr kostbar war, weshalb die Bronzemänner zu ihren Pfeilen, Wurfspeeren und anderen Wurfge-

Browne S. 19 ganz richtig bemerkt, allerdings kein, selbst in architectonischer Hinsicht, so grossartiges Werk wie Stonehenge vollführen. Gehört doch unter andern eine staunenswerthe Geschicklichkeit dazu, die massiven Steinpfeiler, wie die des mittelsten Trilithen von 22 Fuss Höhe, aufzurichten und in die Erde zu rammen und nachdem sie vollkommen gerade und fest standen, einen Querstein von ungefähr 14 Tons Gewicht darauf zu legen; was nach Hrn. Browne's Meinung selbst heut zu Tage mancher Architect nicht ohne Bedenken unternehmen würde. Ueberdies verräth dieser prächtige Tempelbau, wie schon gesagt, orientalischen Stil, was sich durch einen Vergleich dieser Ruine mit den Ruinen des Tempels von Persepolis nachweisen lässt, so wie man dieselben in Niebuhrs Reisebeschr. 2, Taf. XIX dargestellt findet.

Was den Namen Stonehenge betrifft, so ist auch dieser von verschiedenen Schriftstellern auf verschiedene Weise erklärt worden; doch stimmen alle darin überein, dass er angelsächsischen Ursprunges sei. Die richtige Erklärung dürfte die von Dr. Guest und Kemble „the eminent scholar“ sein, welcher auch Dr. Thurnam a. a. O. p. 4 beipflichtet, dass es nämlich „wegen seiner Aehnlichkeit mit Galgen, the stone hanging-places“ bedeute. Stonehenge hiesse also auf schwedisch stengalge, auf deutsch Steingalgen *). Dieser Name rührt von den Trilithen her, welche jeder für sich mit ihren beiden Pfeilern und dem überliegenden Quersteine einen Galgen bilden, so wie sie aus alten Zeiten in Abbildungen vorhanden sind. Diese verächtliche Benennung — fährt Dr. Thurnam fort — beweist, dass die Angelsachsen diesen Tempel nicht gebaut haben; ja man dürfte vielleicht daraus schliessen, dass der Tempel bei ihrer Ankunft in England bereits so alt war, dass die Sage, wozu derselbe einstmals gedient habe — bereits vergessen war.

Diese Trilithen und ihre Benennung Steingalgen sind uns in ethnologischer Hinsicht schon deshalb interessant, weil auch bei uns (d. i.

---

schossen auch Feuerstein benutzten. Die Beschaffenheit der Gräber lässt auf den ersten Blick diejenigen der Wilden von denen der Einwanderer unterscheiden.

*) Wenn man dies Wort wie ein schwedisches ausspricht, so lautet es stonhänge, stenhänge, und bekommt eine der angelsächsischen ähnliche Bedeutung; hänge ist ein Gegenstand an den etwas gehängt wird. Hängelina nennt man z. B. in Schonen eine Zeugleine, an die man Wäsche und andere Gegenstände zum trocknen aufhängt.

in Schweden) ein Denkmal uralter Zeit und desselben Namens existirt: der Haborgsgalgen auf der Asiger Haide in Halland. Dass auch dort einstmals ein Tempel des Sonnengottes, dem Stonehenge mehr oder minder ähnlich, gestanden, dürfen wir zum wenigsten und zwar nicht ohne Grund vermuthen. Aus den jetzt noch vorhandenen Ueberresten das Monument wieder aufzubauen, wie es dereinst gewesen, dürfte selbst auf dem Papier kaum möglich sein; denn die Plünderung desselben hat viele Jahre, vielleicht seit der Einführung des Christenthums, gewiss aber bis in die jüngste Vergangenheit gedauert. Man betrachtete es anfangs als heilige Pflicht, die heidnischen Denkmäler zu zerstören, um die letzten Spuren des Heidenthums zu tilgen. Mehre päpstliche Bullen befahlen diese Massregel und was christlicher Eifer begann, vollendete der Eigennutz. Man bedurfte zu Gebäuden, Umzäunungen und Heckthorpfeilern grosser Steine und entnahm sie den Denkmälern des grauen Alterthums.

Ich besuchte den Ort vor gerade fünfzig Jahren und besitze noch die Aufzeichnungen, die ich damals darüber machte. Ausführlichere Nachrichten gab mir der ausgezeichnete, kunstfertige Zeichner unserer alten Denkmäler; der Künstler G. Brusewitz, nebst den Zeichnungen, welche ich hier in Holzschnitt beifüge. Die beiden eigentlichen sogenannten Galgensteine oder Haborgsgalgen, welche hier Fig. 4 dargestellt werden, sind ungefähr 14—16 Fuss hoch, 3 Fuss 6 Zoll breit, 2 Fuss dick und stehen 6 Fuss von einander entfernt. Grau, breit und eckig, gleichen sie von fern alten Eichenstämmen; sie sind vollkommen gleich hoch und am oberen Ende horizontal abgeglichen. Es ist mindestens wahrscheinlich, dass diese Pfeiler, um schon in alter Zeit als Galgen bezeichnet werden zu können, durch einen überliegenden Querstein mit einander ver-

Fig 4.





bunden sein mussten und einen sogenannten Trilithen, gleich denen zu Stonehenge bildeten. In einer Entfernung von 30—40 Schritten haben zwei ebensolche Steine, gleichfalls 6 Fuss von einander entfernt, gestanden. Von diesen ist der eine jedoch vor langer Zeit gestürzt und liegt auf der flachen Erde. Dass und wo er aufrecht gestanden, zeigt ein Loch im Boden, und dass auch diese beiden Steine einen Horizontalstein getragen und folglich einen Trilithen gebildet haben, ist auch dadurch wahrscheinlich, dass das obere Ende beider Steine plan gehauen ist, was bei unseren gewöhnlichen Bautasteinen nicht vorkommt*).

Fig. 5.



Dass das englische und schwedische Volk diese beiden uralten Denkmäler mit demselben Worte benannten, zeugt für deren Aehnlichkeit mit genanntem Gegenstande; aber ebenso gewiss ist es, dass sie beide niemals zu solchem Zwecke dienten. Zur Zeit als man Diebe und andere Missethäter zum Tode durch den Strang verurtheilte; gab man sich bei den Vorkehrungen für diese unheimliche Verrichtung nicht viel Mühe. Man schlug den Galgen aus einigen Balken zusammen oder man knüpfte den Schuldigen an den Ast eines Baumes. In Blekinge stand lange, dicht an der Landstrasse, eine uralte Eiche, von welcher gleichfalls die Sage ging, dass sie Hagborgs Galgen gewesen sei. Der Stätten, welche Hagborgs und Signilds Namen tragen und mit dem tragisch-romantischen Schicksale dieses unglücklichen Liebespaares in Verbindung gebracht werden, giebt es in Dänemark wie in Schweden mehre*).

*) Dieser Stein (Fig. 5) ist aus geringerer Entfernung gezeichnet und scheint deshalb grösser als die vorigen, was indessen nicht der Fall ist. Auch sind die an dem Steine angegebenen Kreise in der Wirklichkeit nicht so deutlich wie man sie in der Zeichnung sieht.

*) Dalin äussert in der Geschichte des Schwedischen Reiches I, S. 367, dass Wormius harte Worte an Messenius richtet, weil derselbe dies Ereigniss nach

Bevor ich weiter gehe muss ich erwähnen, dass Herr Brusewitz mich zuerst darauf aufmerksam machte, dass das schwedische Denkmal möglicherweise einst ebenso construirt gewesen sei, wie Stonehenge. Der Grund zu dieser Vermuthung war der, dass Herr Brusewitz, nachdem er das Monument gezeichnet hatte, an einem der Pfeiler, eine Elle vom Boden, sechs eingehauene, gerade ebensolche concentrische Ringe entdeckte, wie man sie im „Bronzealter“ Nachtr. Heft I abgebildet findet. Herr Brusewitz schloss hieraus, dass das Haborgs-Denkmal möglicherweise dieser Culturperiode angehören könne.

Weiter berichtet Herr Brusewitz, dass 2000 Ellen davon entfernt, gen Süden, in der Nähe der Asiger Kirche, eine Menge aufgerichteter Steine sich befinden, die, als sie noch vollzählig waren eine lange Allee von Norden nach Süden bildeten. Was noch jetzt davon existirt, ist wohl nicht über 120 Ellen lang und der Zwischenraum zwischen je zwei Steinen beträgt 10—15 Ellen. Von den noch jetzt aufrecht stehenden sind einige 5—6 Ellen hoch; viele derselben liegen in dem Zaune am Wege. „Demungeachtet“, sagt Herr Brusewitz, „glaube ich, dass das Ganze eine gerade Avenue gebildet hat, welche — da der Boden kein Hinderniss zeigt — sich immerhin bis nach dem Haborgs-Monumente erstreckt haben kann.“ Ich möchte hinzufügen, dass diese gerade Avenue aufrecht stehender Steine wahrscheinlich den Tempel mit seiner Nekropolis verbunden hat; denn südlich von der Asiger Kirche liegen westlich und vielleicht auch östlich vom Wege, auf einer Haide, viele Grabhügel.

Diese Steinallee scheint mir eine neue Stütze für die Annahme, dass das Haborgsmonument, gleichwie Stonehenge, ein Tempel für den Sonnen-

---

Sigtuna verlegt; gleichwie Hvidfeldt u. a. behaupten, es habe sich auf Seeland zugetragen.“ — Lagerbring meint (Geschichte des Schwed. Reiches I, S. 100), dass die Begebenheit in Halland stattgehabt habe. Saxo Grammaticus ist der erste, welcher im siebenten Buche seiner Historia Dania diese Geschichte erzählt, die nachdem in Dänemark und Schweden in Sage und Sang verherrlicht wurde. Die ganze Erzählung von dem Abenteuer dieses Liebespaares scheint indessen aller Wahrscheinlichkeit nach ein Roman, eine schöne Dichtung der Vorzeit zu sein, oder das Ereigniss hat, wie Lagerbring vermuthet, „einst den ganzen Norden in Aufregung versetzt, ein Beweis von der damals herrschenden Liebe für Romane, als die Liebe zum Gelde sich im Volke noch nicht so vollständig eingebürgert hatte.“

dienst, ein Baalstempel gewesen sei, denn der Eingang zu diesen Heiligthümern bestand meistens aus langen, von aufgerichteten Steinen eingefassten Avenuen. Vgl. Seite 92.

In meinen Aufzeichnungen von 1814 heisst es: „In dieser Gegend kommen eine Menge vereinzelt stehender aufgerichteter Steine vor, und zwischen denselben bemerkt man Löcher in der Erde, welche anzeigen, dass dort ebensolche Steine gestanden haben, welche fortgeschafft und, wie man mir erzählte, zu Thorpfosten und dgl. benutzt worden sind. Die Grundlage des am Wege hin laufenden Zaunes bestand seiner ganzen Länge nach aus langen schönen Steinen, welche den Denkmälern der Vorzeit entnommen waren.“ So verhielt es sich vor 50 Jahren.

Bei näherer Untersuchung wird der aufmerksame Forscher sicher finden, dass dort ehemals eine hinreichende Menge langer schöner Steine beisammen war, um daraus ein Denkmal von gleicher Bauart, wenn auch nicht so grossartig, wie das Stonehenge, zu errichten.

Ich habe die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf die Trümmer dieses Denkmals der Vorzeit hinlenken zu müssen geglaubt, welches ohne Zweifel eines der merkwürdigsten auf schwedischem Gebiete ist. Es bleibt zwar noch viel zu erforschen, bevor man — soviel dies überhaupt möglich ist — über die einstmalige Beschaffenheit desselben Gewissheit erlangen kann; doch scheinen wir so viel mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass es ein heidnischer Tempel mit seiner, aus einer doppelten Reihe aufgerichteter Steine gebildeten Avenue und seiner zum Tempel gehörenden Nekropolis gewesen ist. Durch eine vorsichtige Untersuchung dieser letzteren wird es sich ausweisen, ob das Monument — was höchst wahrscheinlich ist — dem Bronzealter angehört hat. Wenn der Cultus im Bronzealter begann, kann er immerhin im Eisenalter fortgedauert haben. *).

*) Diese geplünderten Ruinen müssen uns darauf aufmerksam machen, wie beklagenswerth es ist, dass dieses und viele andere alte Denkmäler in unserem Vaterlande dergestalt zerstört sind, dass wir nicht einmal mehr erkennen können, was sie gewesen sind. Es ist betrübt, dass bei sonst denkenden Landleuten so wenig Achtung vor den Denkmälern des weltlichen Treibens und des religiösen Lebens vergangener Geschlechter zu finden ist. Wir müssen doch bedenken, dass, wenn wir auch in jeder Beziehung glücklicher sind, es doch die vorhergehenden Generationen waren, welche uns den Weg zum Licht und Wohlleben bahnten. Und hier können wir mit Recht die Frage stellen: „Wo ständen

Rückblick.

Bevor ich diese Abhandlung über das **Bronzealter** in unserem scandinavischen Norden beschliesse, glaube ich in Kürze einen Rückblick auf das Ganze werfen zu müssen. Ich beginne mit dem zuletzt behandelten Gegenstande.

Es ist meine Ueberzeugung, die mir hinreichend begründet scheint, dass in England gleichwie in Schweden phönicische Denkmäler existiren, und dass man sie finden wird, wenn man sie, ohne vorgefasste Meinung, mittelst der Richtschnur der comparativen Forschungsmethode sucht. Ich bin gewiss, dass Reisende, welche andere Länder der Erde besuchen und was sie sehen, mit Sachkenntniss gründlich erforschen, in solchen Ländern, welche unbestreitlich von semitischen Völkerstämmen bewohnt gewesen sind, ebensolche Denkmäler antreffen werden, wie sie in Westeuropa in Menge vorhanden und als druidische bekannt sind. Vielleicht werden sie sogar in Syrien oder auf einer Insel des Mittelmeeres ein **Stonehenge** finden! Selbst in Rom, wo Heliogabalus einen prächtigen Baalstempel anlegte, sollen noch Ruinen eines sogenannten Sonnentempels existiren.*)

Wie soll man aber die Denkmäler des Baalscultus von denen der Druiden unterscheiden? Hätte Cäsar, welcher uns mittheilt, dass die Lehre der letzteren in England ihren Ursprung hatte, auch berichtet, wie lange sie zu seiner Zeit dort bestanden hatte, so gewännen wir für unser Urtheil über die Sache eine Richtschnur. Mir scheint es wahrscheinlich, dass alle der Bronzezeit angehörenden Monumente auch in England älter sind als die druidischen. Dies ist zwar bis weiter nur eine Vermuthung, welche gleichwohl näher geprüft zu werden verdient.

---

wir, wenn sie nicht gewesen wären?" Die Denkmäler ihres profanen und religiösen Wirkens zerstören ist Frevel, ist ein Verbrechen an der Geschichte, welche Licht und Leitfaden daraus hätte gewinnen können.

*) Man hat geäussert, dass wenn die Phönicier sich wirklich längere Zeit in England aufgehalten hätten, die englische Sprache auch mit semitischen Wörtern vermischt sein müsse. Ernst Renan hat jedoch in seiner Histoire des langues sémitiques p. 196 dargethan, dass die phönicische Sprache selbst in Phönicien verschwunden ist, und pag. 203, dass man auch in dem maltesischen Dialecte vergeblich nach phönicischen Wörtern sucht.

Ich habe mich veranlasst gesehen bei uns die Bronze mit dem Baalscultus zusammenzustellen, weil ich gefunden habe, dass alle Denkmäler des Alterthums, welche den Baalscultus andeuten, sich als zu dem Bronzealter gehörig erwiesen haben. Und da der Baalscultus — von welchem, besonders in Irland und Scandinavien in Denkmälern, Sitten, Traditionen und Localnamen*) deutliche Ueberreste vorhanden sind — augenscheinlich aus dem Morgenlande stammt, so ist das schon ein Zeichen, dass unsere damit gleichzeitige Bronze ebenfalls daher kommt. Dies findet Bestätigung dadurch, dass wir, (wie schon gesagt), der Bronze mit ihren schönen Formen und geschmackvollen Verzierungen bis nach dem alten Griechenland vor der Zerstörung Trojas, bis nach den ältesten Tempelruinen Aegyptens, bis nach den lange von Phöniciern bewohnten Inseln des Mittelmeeres folgen können.

Nachdem wir nun mit Gewissheit gefunden haben, dass die schönsten Bronzewaffen mit ihren kurzen Schwertgriffen, die prachtvollsten Goldsachen mit ihren Spiralverzierungen die ältesten, d. h. die zuerst eingeführten sind: so dürfte auch ein jeder leicht einsehen, dass die damaligen halbwilden Einwohner des nördlichen und westlichen Europa nicht fähig waren diese herrlichen Fabrikate selbst anzufertigen, um so weniger, da sie nicht einmal das Rohmaterial hatten, und wenn sie es besessen, doch diese Waffen und Schmucksachen weder zu giessen noch zu formen oder zu ciseliren verstanden hätten. Dazu war eine Kunstfertigkeit erforderlich, in welcher — so viel die Geschichte weiss — derzeit die Phönicier allein Meister waren. Dies ist übrigens schon früher von uns besprochen worden.

Dass diese Waffen und Schmucksachen aus dem Oriente sind, leugnet man freilich nicht, aber man meint, dass sie von Reisenden mitgebracht und den Eingeborenen des Landes überlassen sind. Hier wider streitet der Erfahrungssatz, dass die benannten Bronzesachen niemals in den Gräbern der ältesten Ureinwohner des Landes gefunden werden. Sie liegen in

*) Ausser den früher erwähnten Ortsnamen hat mir der berühmte Probst Ernst Rietz vor kurzem mitgetheilt, dass „auf dem Gebiete von Oster-Grefvie auf dem Wege nach Klörup (im Malmöhus-Län) eine Anhöhe liegt, welche Bal-ager-Berg (Baalsackerberg) heisst, ein Zeichen, dass der uralte Baalsdienst auch in dieser Gegend von Schonen seinen Sitz gehabt hat."

Gräbern von ganz anderer Bauart und gehören folglich einem Volke mit ganz anderer Religion, von ganz anderer Bildung an. Können aber diese Bronze enthaltenden Gräber nicht den Druiden angehört haben? Gewiss nicht. Die Embleme, welche an den Grabmälern eine Religion andeuten, weisen ganz bestimmt auf den Sonnen- oder Baalsdienst hin. Dasselbe gilt von den alten Gebräuchen. Wir haben oben erwähnt, dass der Druidencultus eine europäische, jüngere Form des Baalsdienstes ist und manches aus dem alten Cultus bewahrt hat, wie z. B. die Feier in heiligen Hainen, die als heilig betrachtete immer grüne Mistel, welche an die immergrüne Terebinthe (nach Melin pistacia terebinthus, 1. Mos. 35, 4) in Palästina erinnert; ferner die bei ihren Verrichtungen benutzte goldene (bronzene) Sichel, mit welcher nach Plinius, die Mistel abgeschnitten wurde *).

Dass der Druidencultus, die jüngere Religionsform, nicht orientalisch, am allerwenigsten semitisch, sondern europäisch ist, habe ich auch zu beweisen gesucht. Ich habe in diesen Blättern wiederholt darauf hingewiesen, dass die Phönicier und Hebräer, welche beide von semitischem Stamme waren, manche religiöse Gebräuche und Ceremonien gemeinsam hatten. Zu dem bereits Gesagten möge folgendes hinzugefügt werden: Die Hebräer und Phönicier verabscheuten beide das Schweinefleisch als Nahrungsmittel. Den ersteren war es durch das mosaische Gesetz, welches noch jetzt von den Juden befolgt wird, verboten (3. Mos. 11, 7—8; 5. Mos. 14, 8); und in Betreff der Phönicier sagt Herodianus ausdrücklich, dass sie den Genuss des Schweinefleisches mieden (Herod. Lib. V, Cap. 6, — „exceptis subus, quibus ipse, ut mos est Phoenicibus abstinebat"). Auch darin sind sich die Hebräer und Phönicier ähnlich, dass sie das Lamm zum Sühn- und Bundesopfer anwandten, woher das Opferlamm der Hebräer stammt. Livius erzählt Lib. 21, Cap. 45, dass Hannibal,

*) Diese Bronzesichel beweist keineswegs, dass der Druidencultus mit dem Bronzealter zusammenfällt; denn die Werkzeuge, welche bei heidnischem Götzendienste gebraucht wurden, gehörten immer einem älteren Culturstadium an. Die Phönicier, Hebräer, Römer u. a. bedienten sich in solchen Fällen der Messer aus Feuerstein. Das Bronzemesser in der Hand des Druiden zeugt für einen viel jüngeren Cultus als den phönicischen Baalscultus und scheint anzudeuten; dass die Druidenlehre aufkam, als die Schnittwerkzeuge aus Bronze selten wurden und für den täglichen Gebrauch lange abgelegt waren.

als er unweit Victumuli, auf dem Felde der Insubrier sein Lager aufgeschlagen hatte, den Truppen eidlich eine Belohnung versprach und, damit sie seinem Gelübde desto mehr Glauben schenkten, mit der linken Hand ein Lamm ergriff, mit der rechten ein Feuersteinmesser, und mit einem Schwur im Namen der Götter, das Lamm opferte. — Danach schlug er Scipio.

Ganz anders war es bei den Griechen und Römern. Als man in dem Kriege zwischen den Albanern und Römern die Horatier und Curiatier zu Schiedsrichtern erkor, legte man ein feierliches Gelübde der Ehrlichkeit ab, welches durch Opfer bekräftigt wurde. Der Priester rief den Himmel an um Rache und Sieg. „Möge Jupiter, das römische Volk, wenn es Verrath führt, tödten, gleichwie ich dieses Schwein (porcus) tödte," sprach er und durchstach danach das Schwein mit einem steinernen Messer. (Livius, Lib. I, Cap. 5, porcum saxo silice percussit.)

Die Gallier, welche sich zur druidischen Religion bekannten, hielten gleichfalls das Schwein in Ehren und trugen im Kriege das Bild eines Wildebers an ihren Fahnenstangen. Dass die Aestyer als Wahrzeichen des Cultus der Nachtgöttin Wildschweinbilder trugen ist bereits (Hauptw. S. 56) angeführt worden. Wir sehen auch hieraus, dass die Anhänger des Druidencultus und des Baalsdienstes sowohl ihrer Nationalität als ihrer Religion nach, wesentlich von einander verschieden waren.

Als das Druidenthum in Britannien und Gallien den Baalsdienst zu verdrängen suchte, blieb, wie gewöhnlich, vieles aus dem alten Cultus, welches als von dem neuen adoptirt betrachtet werden kann. Die Anhänger des letzteren eigneten darauf alle Monumente des älteren Cultus dem ihrigen zu, und so ist die Sache fortan geblieben.

Dass Gallien und Britannien beim Auftreten des Druidenthums von keltischen Völkerschaften bewohnt waren, ist anzunehmen, ob sie aber dort waren als die Phönicier dort ihren Handel zu treiben anfingen, wissen wir nicht; die Kimbern, die Stammverwandten der Kelten, scheinen jedoch, zur Zeit als Pytheas den Norden bereiste, dort gewesen zu sein, weil einige in seinen Fragmenten vorkommende Ortsnamen am leichtesten aus der kymmerischen Sprache zu erklären sein sollen. Die Zeit der Ankunft dieser Kimbern in Europa hält man für unbestimmt. Dubois de Montpéreux meint, dass sie im 7. Jahrh. v. Chr. in ihrer Heimath von Khasar-Scythen angefallen und vertrieben wurden, dass ein Theil von ihnen längs der

westeuropäischen Küstenländer wanderte und dass sie von den Gegenden des Schwarzen Meeres längs des ganzen Weges Spuren ihrer Religionsbegriffe und ihre Monumente hinterliessen, wobei er sich in der Krim auf jene Monumente beruft, welche in der Bretagne Dolmen, im Norden Dyss heissen. Gewiss ist, dass diese Monumente nicht der Bronzezeit, sondern ganz bestimmt dem Steinalter angehören, denn man findet bei den darin begrabenen Todten nur Steinsachen und die Leichname, wie in den Ganggräbern, in hockender Stellung. So viel ist gewiss, dass, wenn sie sich zum Druidencultus bekannten — was indessen nicht glaubwürdig ist — sie zum wenigsten keine Bronze hatten *).

Um zu zeigen wie sehr ich wünsche, dass auch diese Abhandlung Gegenstand einer unparteiischen auf Sachkenntniss gegründeten Prüfung werden möge, nehme ich mir die Freiheit hier zu wiederholen, was ich vor mehr als 20 Jahren mit Bezug auf meine ethnographischen Versuche äusserte:

„Es unterliegt keinem Zweifel, dass jeder Autor, der sich für den von ihm behandelten Stoff lebhaft interessirt, den Wunsch hegt, dass seine Arbeit Gegenstand einer öffentlichen und unparteiischen Discussion werde; denn so sehr er immerhin von der Zuverlässigkeit seiner eigenen Ansichten überzeugt sein mag, sehnt er sich doch zu vernehmen wie andere, vielleicht mehr erfahrene, scharfsinnigere Leute die Sache ansehen, ob sie der Anschauung, zu welcher er durch seine Forschungen gekommen ist, beitreten, oder gültige Gründe für entgegengesetzte Meinungen anzuführen haben. Gilt dies im allgemeinen von jedem Verfasser, welcher ehrlich und eifrig nach Wahrheit und nur nach dieser sucht: so muss es in höherem Grade von dem Autor gelten, welcher den Versuch gewagt hat, einen früher ganz anders behandelten Gegenstand auf ein neues Gebiet zu führen und von einer neuen Seite zu beleuchten, und ganz besonders wenn dieser Gegenstand von der Wichtigkeit und Bedeutung ist wie die Zustände unseres eigenen Geschlechtes und dessen Stammverwandten in den Zeitperioden, welche ihrer eigentlichen staatsbürgerlichen und politischen Geschichte voraus-

*) Dies war, als ich vor 23 Jahren das 6. Capitel der „Ureinwohner" schrieb, nicht bekannt, weshalb ich damals in einem Irrthum befangen war, der nunmehr hiedurch berichtigt ist.

gingen" (Literaturzeitung: Studien, Kritiken und Notizen 1844, S. 145). Die Denkungsart, welche ich damals aussprach, hege ich noch heute. Ich bilde mir keineswegs ein, dass meine Arbeit in allen Theilen unwiderleglich sei; aber ich hege die Ueberzeugung, dass der hauptsächliche Inhalt wohlbehalten aus dem Fegefeuer der Kritik hervorgehen werde, und dass man schliesslich finden dürfte, dass hier im westlichen und südlichen Scandinavien, wie im ganzen westlichen Europa in der Vorzeit semitische Cultur gleichzeitig mit semitischem Sonnendienst existirt hat, wovon unzählige Spuren zu finden sind. Dass die Gründe, auf welche diese meine Ueberzeugung sich stützt, von gelehrten und scharfsinnigen Männern geprüft werden mögen, ist mein aufrichtiger Wunsch, ebenso, dass diejenigen, welche meine Irrthümer berichtigen, bessere Erklärungen hinsichtlich der Entstehung und Bedeutung der hier behandelten Alterthümer geben mögen als ich sie zu bringen vermochte. Vorkommende Wiederholungen im Texte dürften aus mehren Gründen zu entschuldigen sein: die Abhandlungen wurden zu verschiedenen Zeiten geschrieben und gewisse Sätze erschienen dem Verfasser so wichtig, dass sie mit neuen Beweisen mehrmals dargelegt werden mussten.

Stockholm, den 8. März 1865.

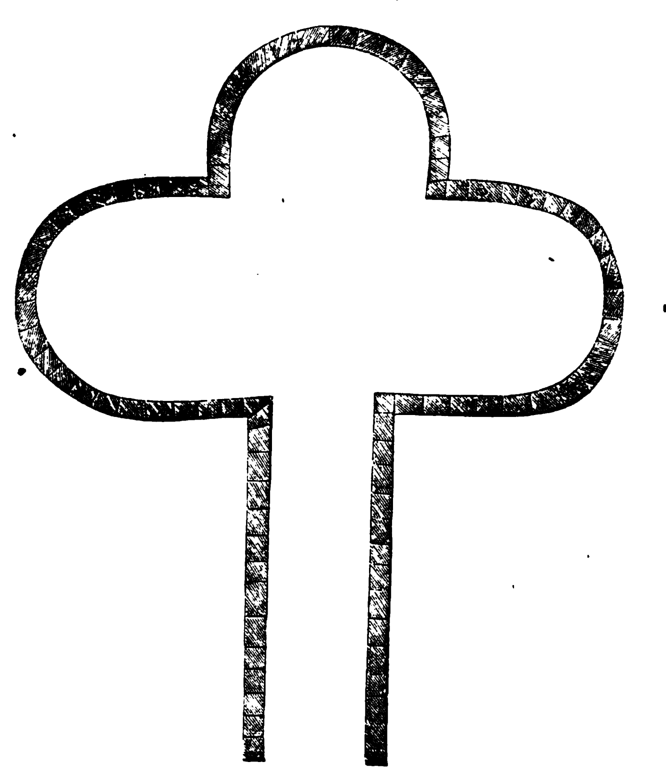
Sven Nilsson.

Ein Vergleich zwischen der phönicischen Tempelruine Gigantei[a] auf Gozzo und der irländischen Tempelgrotte Newgrange.

(S. Hauptw. S.17—20; Nachtrag S. 78. 80).

Fig. 6.

Giganteia*).



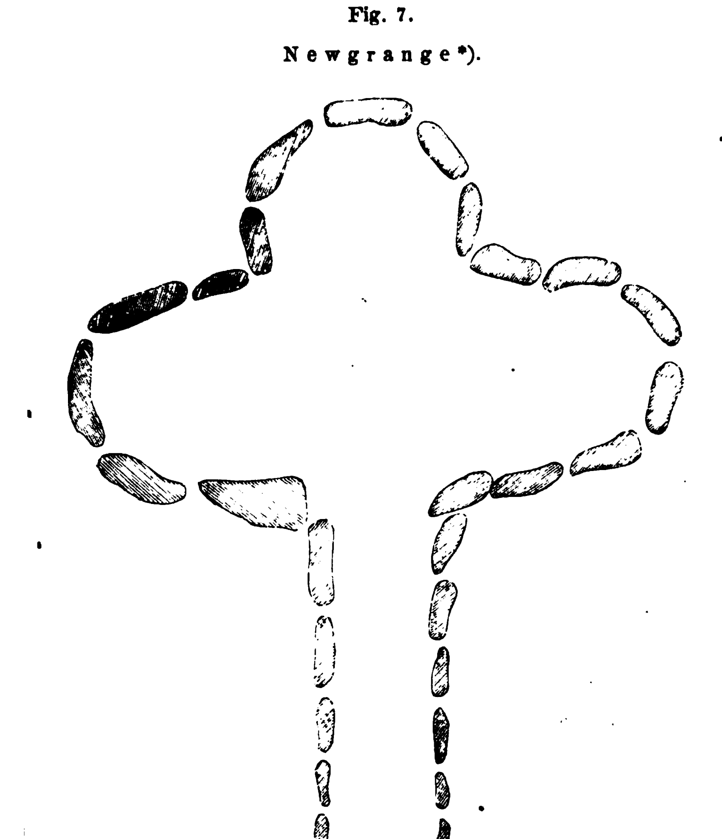
1) Der Grundriss dieser beiden Monumente ist derartig, dass m[an] durch einen schmalen, mehr oder minder langen Gang in einen grösser[en]

*) Diese Figur ist aus Batissier: Histoire de l'art monumental [ent]nommen, wo indessen die Abbildung einen doppelten Tempel darstellt: „de[ux] temples placés parallèlement l'un à côté de l'autre." Ich habe geglaubt, dass [der] Tempel, weil er hier doppelt mit doppelten Seitenkammern genannt wird, s[ich] auch einfach denken liesse und den Grundriss derartig dargestellt.

Raum gelangt, welcher drei halbrunde, chorartige Erweiterungen hat, die eine gerade vor, die beiden anderen zu beiden Seiten des Einganges. Der

Fig. 7.

Newgrange*).



*) Diese Figur ist aus „A natural history of Ireland by several ıands". Dublin 1726 p. 206, Fig. 6. Der Gang, welcher nach der Grotte führt, ist nach Angabe des Verfassers 80 Fuss lang. Wilde giebt ihn (Beauties f Boyne p. 194) auf 63 Fuss an. Jedenfalls geht man durch einen grossen Theil des Hügels, bevor man die Grotte erreicht. Sollte dieser ganze Theil des Hügels aus eben solchen grossen Steinblöcken bestehen, wie man sie zu beiden

Grundriss dieser beiden Tempel hat, so viel mir bekannt ist, weder in der griechischen noch römischen Baukunst seinesgleichen*); dahingegen findet man ihn bei Tyrus wieder. (Beauties of Boyne 197). — So viel über die Contouren.

Bei näherer Untersuchung der Bauart findet man, dass die Mauern von G i g a n t e i a aus ungeheuren Steinen bestehen, zwischen welchen grosse Blöcke pfeilerartig emporgerichtet sind. Von ganz ähnlicher Construction sind die Mauern der Grotte Newgrange. „Sie ist aus langen groben Steinen gebaut, hinter welchen sich andere quer liegende Steine befinden" — sagten wir in einem früheren Abschnitte dieses Werkes und Sir William Wilde äussert darüber in seinen „Beauties of Boyne" S. 191 — — — „eine geräumige Kammer, aus grossen Steinen gebildet, zu welcher ein schmaler Gang führt, der ebenfalls aus grossen, ohne Cement oder Mörtel zusammengefügten Steinen besteht."

Eine andere Aehnlichkeit zwischen Giganteia und Newgrange, welche wir nicht übersehen dürfen und die auf ein hohes Alter deutet, besteht darin, dass beide aus unbehauenen Steinen gebaut sind. Von Newgrange kann ich dies aus eigener Anschauung bezeugen und von Giganteia sagt Gailhabaud a. a. O. S. 3 des Textes; von einem Tempel bei dem Dorfe Krendi auf Malta: er gehöre einer späteren Zeit an, weil er aus behauenen Steinen gebaut sei, w a s b e i G i g a n t e i a n i c h t d e r F a l l i s t.

Erwägen wir nun die grosse Aehnlichkeit sowohl in der Form wie in der Bauart dieser Tempelruinen, und ihre Verschiedenheit von allen anderen alten westeuropäischen Tempeln, so scheint dies schon die Vermuthung zu bestärken, dass sie beide für einen und denselben, dem westlichen Europa fremden r e l i g i ö s e n C u l t u s gebaut und benutzt worden sind. Wir werden noch andere Stützen für diese Vermuthung herbei holen und sie, wie wir hoffen, zur vollständigen Gewissheit führen.

2) G i g a n t e i a liegt auf einer Anhöhe (Badger: D e s c r i p t i o n of G o z z o a n d M a l t a p. 363 u. 369); auf einer Höhe liegen auch Newgrange (Wilde: B e a u t i e s o f B o y n e, 188), und Stonehenge und wahr-

---

Seiten des Ganges wahrnimmt? Ich sehe nicht ein wozu das dienen sollte Könnte nicht etwa hinter diesen Steinen zu beiden Seiten des Ganges sich noch eine Kammer befinden, zu welcher der Eingang noch nicht geöffnet ist? —

*) Vgl. Gailhabaud a. a. O. auf der letzten Seite des Textes.

scheinlich auch alle anderen Tempel, welche dem phönicischen Sonnen- oder Mondcultus dienten.

Anmerkung. Aus Wildes Beschreibung von Newgrange erfahren wir, dass man nicht allein auf dem umliegenden Felde, sondern sogar auf dem Hügel selbst, kleinere Begräbnissgrotten und Grabhügel antrifft. „Das Ganze ist ein grosser Begräbnissort" sagt der Verfasser. Von Stonehenge erzählten wir ähnliches (Nachtrag S. 73). Ob es sich auch mit den Grotten auf Gozzo und Malta so verhält, wissen wir zwar noch nicht, doch ist es wahrscheinlich und es liesse sich ja auch Gewissheit darüber erlangen.

3) In St. Pauls catacomb auf Malta, welche für denselben phönicischen Gottesdienst benutzt wurde wie Giganteia, liegen auf dem Fussboden zwei runde Steinklötze, von etwa vier Fuss im Durchmesser, welche oben platt und ringsum mit einem niedrigen Rande versehen sind.

3a) In Newgrange finden wir in den drei Kammern drei ebensolche Steine, wie die hier beschriebenen (Siehe die Abbildung Hauptw. S. 17, welche aus Wilde: Beauties of Boyne entlehnt ist.)

In der Tempelgrotte Dowth liegt mitten in der Kammer ein solches „shallow stone-bassin of an ovoid shape, much longer than any of those of Newgrange, measuring five feet in its longer diameter." Wilde a. a. O. p. 208.

Es scheint mir kaum zu bezweifeln, dass diese Steine, welche man in den phönicischen Catacomben auf Malta und in den irländischen Grotten antrifft, bei demselben Gottesdienste und zu demselben Zwecke benutzt sein müssen, was auch durch folgendes bestärkt wird:

4) In denjenigen Grotten und Tempelruinen, wo diese auf dem Boden liegenden flach gehöhlten Steine fehlen, finden wir, statt ihrer, eine runde oder ovale Vertiefung in dem Fussboden. In Giganteïa befindet sich, nach Badgers Angabe, in der zweiten Kammer zur Rechten eine flache runde Höhlung im Boden, die mit einem aufstehenden Rande eingefasst ist. Vatissier erwähnt pag. 77 in derselben Grotte eines runden Bassins (E), tief genug um für ein labrum, zu Waschungen, zu gelten. Weiter unten nennt er bei der Lith. H. noch ein rundes Bassin.

4a) Herr Wilde erzählt a. a. O. 208, dass der Fussboden in der Grotte zu Dowth aus einem einzigen 10 Fuss 6 Zoll langen Steine

besteht, und in der Mitte dieser schieferartigen Platte befindet sich eine flache Vertiefung, die etwa ein Gallon (4 engl. Quart) Flüssigkeit fasst.

Ich finde die Uebereinstimmung in diesen Tempelgefässen der maltesischen und irländischen Grotten höchst merkwürdig, denn es kann kein blosser Zufall sein, dass, wo die rundovalen, flach gehöhlten Steine nicht lose auf dem Boden liegen, sich eine ebensolche Vertiefung im dem Fussboden selbst befindet. Ich sehe hierin einen schlagenden Beweis, dass diese von Menschenhand bearbeiteten Steine Tempelgefässe waren, welche in den Grotten zu Malta und Irland bei gleichem Gottesdienste, gleiche Nutzanwendung hatten. Dies scheint mir ferner zu beweisen, dass die beschriebenen Gebäude auf Malta und Irland derselben Zeit oder doch derselben alten Culturperiode angehören, was ferner durch mehre Beweise gestützt werden soll.

Dass diese ausgehöhlten Steine, welche gewiss niemals gefehlt hätten, wenn man bei der Untersuchung nur daran gedacht hätte sie zu suchen, wie schon gesagt, Tempelgefässe waren, dürfen wir immerhin annehmen: die Frage wozu sie dienten? ist auf verschiedene Weise beantwortet worden.

Graf de la Marmora betrachtet, nach Angabe Gailhabauds, diese runden flachen Gefässe als ein labrum für Waschungen, besonders für Fusswaschungen und erwähnt dabei, dass die Morgenländer schon in alten Zeiten ihre Tempel nie betraten ohne vorher ihre Schuhe auszuziehen (und ohne ihre Füsse zu waschen?) — und dass dieser Brauch noch jetzt beobachtet wird. „So liess auch Moses vor dem Allerheiligsten in der Stiftshütte ein kupfernes labrum zum Behuf ähnlicher Waschungen aufstellen.“

Herr Badger äussert über diesen Gegenstand: „Einige meinen diese Gefässe seien benutzt, um die Leichen vor der Bestattung zu waschen.“ Wilde scheint sie für Sarcophage zu halten, welches jedoch schon ihrer unbedeutenden Grösse und Tiefe wegen, nicht anzunehmen ist. Welche dieser Ansichten die richtige ist, lässt sich schwer entscheiden, dass sie aber irgend einem, zu dem Cultus gehörenden Zwecke dienten, dürfen wir als abgemacht betrachten, und welcher Cultus dies war, werden wir alsbald erfahren.

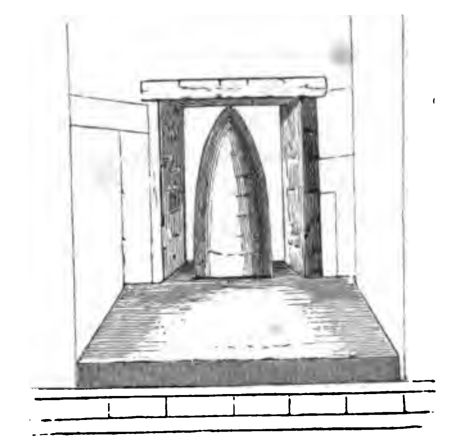
Ich habe in vorstehenden Blättern (Nachtrag S. 78) nachgewiesen, dass sich in den Tempeln Baals und der Astarte immer ein kegel- oder

pyramidenförmiger Stein befand, welcher die in dem Tempel verehrte Gottheit darstellte; dieselbe wurde demnach in Gestalt eines Kegels oder einer Pyramide angebetet. Dasselbe Symbol werden wir in den Tempelruinen auf Malta und in Irland wiederfinden.

5) Badger sagt in seiner Beschreibung Giganteias S. 364: „An dieser Stelle fand ich einen $2^1/_2$ Fuss hohen, kegelförmigen Stein, von einem Fuss im Durchmesser und ich bezweifle nicht, dass derselbe eines der Tempelidole darstellte".

Gailhabaud äussert über denselben Gegenstand: „Im Hintergrunde des Chors (abside) erhebt sich ein sacrarium oder ein kleiner Bau, welcher aus aufgerichteten Steinen besteht, die von einem Horizontalsteine gedeckt sind, ungefähr so wie man es auf den bereits erwähnten paphischen Münzen sieht. Unter diesem Altar stand ein kegelförmiger Stein, welcher die in diesem Theile des Tempels verehrte Gottheit darstellte. Dieser Stein gleicht vollkommen der Statue der paphischen Venus, welche von Tacitus und Maximus von Tyrus beschrieben ist. Es ist das Sinnbild des zeugenden Feuers etc." Gewiss ist jedenfalls, dass dieser Stein eine phönicische Gottheit darstellt, möge sie nun Baal oder Astarte heissen. Die hier beigefügte Abbildung des Steines unter dem Architrav ist nach Gailhabaud aus der Abtheilung „Monuments pélasgiques" Taf. I, doch von der Grösse, wie Taf. 2, Fig. 3. Ein ebensolcher Stein stand in den Tempelruinen auf dem kleinen Hügel Gibbel Schil auf Malta und zeigte, dass auch diese Trümmer einst ein Heiligthum Baals oder der Astarte gebildet hatten.

Fig. 8.



Bei dem Aufdecken und Ausräumen der irländischen Grotten hat man nicht daran gedacht nach ähnlichen Steinen zu suchen, weil man nicht wusste, dass sie dort vorhanden sein müssten. Nichtsdestoweniger hat

man gleich bei der ersten Untersuchung Newgrange's einen solchen gefunden. In der vorhin citirten Natural history of Ireland heisst es pag 204: „Mitten in der Grotte lag auf dem Boden ein schmaler, behauener 5—6 Fuss langer pyramidenförmiger Stein, welcher nach meinem Erachten, früher aufrecht gestanden hat — jetzt aber umgefallen ist.“ Dass dieser kegelförmige Stein dieselbe Bedeutung gehabt hat, wie der in Giganteia, lässt sich ebensowenig bezweifeln als wie dieses Factum nebst allen früheren darthut, dass Newgrange einstmals ein Tempel für phönicischen Gottesdienst gewesen ist.

6) Ein anderer Beweis für die Richtigkeit der hier gelieferten Erklärung in Betreff der gleichen Bedeutung der maltesischen und irländischen Grotten ist mir kürzlich unverhofft zu Handen gekommen: Eine junge geistreiche Dame machte mich auf ein in ihrer hübschen Büchersammlung befindliches englisches Werk aufmerksam, betitelt: Gleaning on the Overland route; by the author of forty days in the desert London 1851, in welchem man eine Abbildung der phönicischen Tempelruine Hagiar-Chem auf Malta findet. Einige der colossalen Steinblöcke stehen noch aufrecht und tragen ihren Querstein, Stonehenge like, wie der Verfasser sagt; andere liegen wagerecht auf einander gethürmt, auch hier ohne Cement oder Mörtel, also eine sogenannte cyklopische Mauer, wie wir bei Giganteia und Newgrange beschrieben und welcher von allen Archäologen ein hohes Alter zugemessen wird. Von grossem Interesse für unsere Frage ist der S. 108 mitgetheilte Grundriss, welcher ähnliche chorartige Erweiterungen zeigt, wie wir sie in dem Plan von Giganteia und Newgrange sehen, und die folglich andeuten, dass der Tempel gleiche Gestalt gehabt hat. Es scheint dies das Heiligthum, unweit des Dorfes Krendi zu sein, worüber Gailhabaud (S. 3 des Textes) äussert: „Die Lage auf einer Anhöhe, der kegelförmige Stein, welcher noch jetzt in einem chorähnlichen Raume steht — alles lässt die Verehrung derselben Gottheit erkennen.“

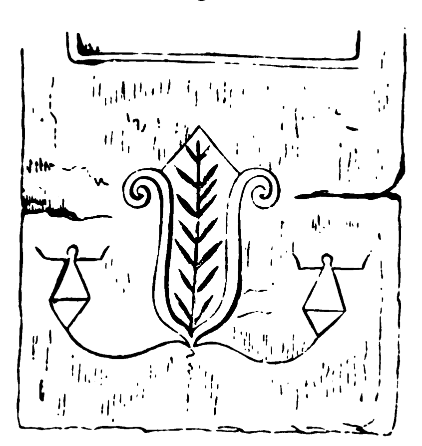
Was uns aber ganz besonders interessirt und einen neuen Beweis für die Richtigkeit des hier angestellten Vergleiches liefert, sind die Abbildungen von einem Theile des Tempelinhaltes, welche wir S. 109 des genannten Werkes finden. Wir sehen da, unter anderem, einen kleinen Altar, dessen Vorderseite mit einem Palmzweige verziert ist (a small altar, ornamented with a rude palmbranch). S. Fig. 9.

Fig. 9.



Dies verdient beachtet zu werden. Der Palmzweig war bekanntlich bei den semitischen Völkern ein religiöses Symbol der Freude, des Sieges, der Huldigung, wie aus mehren Bibelsprüchen hervorgeht. Als Jesus seinen Einzug in Jerusalem hielt, trug das Volk Palmzweige vor ihm her. Joh. 12, 13. Auch beim Laubhüttenfeste trugen die Juden Palmzweige in den Händen. 3. Buch Moses 23, 40 u. f. f.*)

Fig. 10.



Merkwürdig wird aber dieser Palmzweig besonders dadurch, dass wir ihn, wiewohl ein semitisches Symbol, auch zwischen den eingehauenen Figuren in der Grotte Newgrange wiederfinden. Die hier beigegebene Fig. 11 ist aus Wilde: Beauties of Boyne pag. 200 copirt. Es ist der Zweig einer Dattelpalme (Phoenix dactylifera), welche in

*) Der symbolische Palmzweig wird häufig auf punischen und phönicischen Bilderwerken zu finden sein, wenn man erst seine Aufmerksamkeit darauf richtet. Ich sah neulich in dem Univers pittoresque II, p. 143 einen punischen Grabstein abgebildet, von dem Fig. 10 den unteren Theil darstellt. Der Palmzweig ist von Spiralen umgeben, und zu beiden Seiten der Wurzel steht eine kleine Baalfigur mit ausgestreckten Armen und aufwärts gerichteten Händen, wie man sie oft auf punischen Münzen dargestellt sieht.

Fig. 11.



den meisten Küstenländern und auf den Inseln des südlichen Theiles des Mittelmeeres, an der afrikanischen Küste und in Phönicien wächst, in Irland aber bekanntlich nicht vorkommt. Auch dies zeugt dafür, dass die Menschen, welche dieses Symbol in der Grotte Newgrange anbrachten, einem fremden Volke aus der Heimath der Palmen angehörten, wo dieses Symbol allgemein bekannt und angewandt war.*)

Da nun alle diese merkwürdigen Uebereinstimmungen unmöglich rein zufällig sein können, so dürfen wir als hinlänglich erwiesen erachten: dass auch die irländischen Tempelgrotten phönicischen Ursprunges und für denselben Cultus erbaut sind wie die Grotten auf Malta und Gozzo.

Man hat ein paar Einwürfe gemacht, welchen ich entgegen treten zu müssen glaube. Man hat gesagt die irländischen Grotten seien mit Steinen überschüttet (cairns), Giganteia dahingegen ein Tempel ohne Dach, ein hypaithra. Das ist wahr; aber man findet auch auf Malta und Gozzo Tempelgrotten, deren Construction und Inhalt ausweisen,

*) Baron A. W. Stjernstedt, ein ausgezeichneter Numismatiker, äussert in einer höchst interessanten Abhandlung über phönicische Münzen folgendes: „Obgleich jede Stadt ihr besonderes Symbol hatte, gab es doch eines, welches gemeinsamen phönicischen Ursprung verrieth; als solches tritt nämlich hauptsächlich der Palmbaum auf, was wir durch die Münzen bestätigt finden. Sie zeigen die Palme oder den Palmzweig theils allein, theils neben dem Wahrzeichen der Stadt, wo sie geprägt wurden. So z. B. zeigt die älteste Münze Sidons: einen auf einem Ruder sitzenden Adler mit einem Palmzweige; ebenso hat Tyrus eine Palme oder einen Palmzweig; Aradus hat die Siegesgöttin mit dem Palmzweige in der linken Hand; das alte Carthago und Panormus haben auf ihren Münzen das Pferd, den Pferdekopf und danebst die Palmen oder den Palmzweig. Die phönicische Colonie Hierapytna auf Creta hat auf ihrer Münze den weiblichen Kopf mit der Dornenkrone, die Palme und den Adler. Palmyra hat gleichfalls die Palme; von den jonischen Städten hat Smyrna den weiblichen dornengekrönten Kopf und Ephesus einen Hirsch, aber beide haben ausserdem den Palmzweig. Melita (Malta

dass sie demselben Gottesdienste gewidmet waren, wie die offenen Tempel, und es ist ausserdem wahrscheinlich, dass Newgrange, bevor es ein cairn wurde, ein Tempel ohne Dach war.

In Betreff des Einwurfes von Seiten eines Kunstrichters, dass Giganteia schon darum nicht phönicischen Ursprunges sein könne, weil die Bauart viel roher ist, als er sie den Phöniciern zuschreiben möchte, darf ich auf Fr. Kugler verweisen, welcher in seiner Geschichte der Baukunst Stuttgart 1856 I, pag. 115 u. f. darthut, dass die Phönicier sehr früh, schon im 2ten Jahrtausend v. Chr. anfingen, sich mittelst zahlreicher Colonien zu verbreiten, dass ihre Bauart damals noch sehr roh war, aber dass sie einen sehr ausgebildeten Religionscultus — und wie man hinzufügen könnte — eine besondere Geschicklichkeit in Bronze zu arbeiten besassen.

In diese Zeit verlegt Herr Kugler die Giganteia auf Gozzo und Hagiar-Chem auf Malta — welches indessen etwas jünger sein dürfte; — und wir können annehmen, dass die irländischen Grotten derselben Zeit angehören. Diese Annahme beruht nicht auf blosser Vermuthung, sondern auf der hier erörterten Gleichheit aller einzelnen Theile in den Tempeln beider Orte..

Die Phönicier und die Juden standen erst im Jahre 1000 vor unserer Zeitrechnung auf dem Gipfel ihrer Entwicklung, und damals waren auch die erstgenannten in der Baukunst allen anderen Völkern überlegen. — Um das Alter der irländischen Grotten zu bestimmen, müssen wir erst dasjenige der mit ihnen gleichzeitigen maltesischen zu erfahren suchen. Die erste darauf hinzielende Frage wäre nun, ob die Geschichte uns Auskunft darüber zu geben vermag, wann Malta oder Melita, wie es ehemals genannt wurde, zuerst von den Phöniciern bewohnt worden ist. Nach dem Diction. de Géogr. et d'Hist. par Dezobry et Barchelet II, p. 1699 heisst es, dass dies um 1400 v. Chr. geschehen sei. Die Archeologia Britannica XXII, p. 294: „Remains of Gozzo", verlegt die erste Ansied-

hat den Palmzweig neben dem Symbol der Stadt; Judäa hat die Palme und den Palmzweig."

Alles dieses zeigt an, dass das Volk, welches sich dieses Sinnbildes bediente, von phönicischer Abstammung war, und dass folglich auch die Palmzweige in der Grotte Newgrange und in Hagiar-Chem auf denselben Ursprung hinweisen.

lung der Phönicier an genanntem Orte auf 1500 v. Chr. Der Name Melita ist phönicisch und bedeutet Zuflucht (vgl. Bochart: Phaleg et Chanaan, p. 549), weil die gerade mitten zwischen Tyrus und Gades im offenen Meere belegene Insel einen vortrefflichen Hafen hat; und deshalb ist sie auch seit undenklichen Zeiten von den zwischen den genannten Städten fahrenden Schiffen, bei aufsteigendem Sturme, als Schutzhafen aufgesucht worden. Mitten auf der Insel liegt die Stadt und an der einen Seite der Tempel der Juno, d. i. der Astarte, auf der anderen der Hercules- oder Baalstempel, mit punischen Inschriften (Ptolom). Es giebt, wie schon erwähnt, maltesische Münzen, welche auf der einen Seite das Bild der Juno, auf der anderen einen Palmzweig zeigen; noch ein Beweis, dass dieser Zweig ein semitisches Symbol war. Diodor, welcher die Insel Melite (Μελίτη) nennt, sagt, dass sie ausserordentlich bequeme Häfen hat, dass die Einwohner reich und zum Theil geschickte Künstler sind, unter denen sich besonders diejenigen auszeichnen, welche vorzüglich feine und weiche Leinwand bereiten. „Die Häuser sind hübsch, mit stattlichen Kellern und weissgetüncht; die Bewohner sind phönicische Colonisten, die ihren Handel bis an den westlichen Ocean ausdehnten und in den bequemen Häfen dieser mitten im Meere gelegenen Insel eine Zuflucht fanden.“ Diodor. Sicul. V, 12. Ich erwähne dies, weil es in mehrfacher Beziehung interessant ist zu erfahren, welche Lebensweise die Phönicier zur Zeit des Diodorus führten.

Gozzo, ehemals Gaulos, ist gleichfalls ein semitischer Name von dem hebräischen Gol (rund) abgeleitet. S. Bochart, p. 554. Diese Insel und Malta haben immer dieselben Herren gehabt: nach den Phöniciern die Carthager (400), darauf die Griechen, die Römer (216), die Vandalen 445 n. Chr., die Gothen etc. und jetzt die Engländer.

Das hohe Alter der phönicischen Tempel auf Malta und Gozzo und die ihnen vollkommen ähnlichen Grotten in Irland, welche ein ebenso hohes Alter andeuten, berechtigen uns zu dem Schlusse, dass die Phönicier schon ihren Handel mit Westeuropa trieben zu einer Zeit, von welcher wir uns keine klare Vorstellung machen können. Hierbei dürfen wir nicht vergessen, dass, nach Kugler a. a. O I, p. 115, schon im 2ten Jahrtausend v. Chr. von Sidon aus ein Carthago gegründet wurde, und wie weit diese Stadt ihre Handelsthätigkeit nach Westen hin ausdehnte, kann keiner wissen.

Ausser den bereits angeführten Thatsachen, welche für das hohe Alter der maltesischen und folglich auch der irländischen Tempel, wie auch des phönicischen Handels auf Westeuropa zeugen, glaube ich noch einen ferneren Beweis darlegen zu müssen, nämlich:

7) die Spirale. Diese Figur, man möge sie nun mit dem Grafen de la Marmora als religiöses Symbol oder mit Gailhabaud (Text S. 4, Z. 19) als blosse Verzierung betrachten, ist schon den Denkmälern des 2ten Jahrtausend v. Chr. als bestimmtes Characteristicum eigen. Wir finden sie

Fig. 12.



Fig. 13.



in Giganteia, wie unsere Abbildungen Fig. 12 und Fig. 13 darstellen. (Vgl. Monumens anciens et modernes par Gailhabaud, monum. pélag. Taf. 2). Wir finden sie ferner in den Ruinen von Hagiar-Chem (vgl. Gleaning on the Overland route pag. 109, dem unsere Abbildung Fig. 14 entlehnt ist) und in Newgrange. S. Bronzealter, Hauptw. S. 15, wo auch einer ähnlichen, wiewohl kleineren Figur auf einem der Grundsteine, rechts vom Eingange, gedacht ist.

Fig. 14.



Zahlreiche Spiralen findet man auch an dem Atreus-Monument in Mykenae*), (S. Gailhabaud Taf. 2, Fig. 2 — 5 und Bronzealter Taf. 5, Fig. 70 — 72) und ebenso auf den zerbrochenen Steinen des Fussbodens im Astartetempel zu Paphos. (Gail-

*) Batissier a. a. O. S. 149 verlegt dies Monument nach 1400 v. Chr. also ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher die Phönicier sich auf Malta ansiedelten.

habaud Text S. 3, Batissier pag. 77). Alle diese Denkmäler sind phönicischen Ursprunges und stammen aus einer Zeit, die hinter der Zerstörung Trojas zurückliegt. Wir müssen danach — bis das Gegentheil bewiesen ist — annehmen, dass auch die Spirale dieselbe Heimath hat und demselben Zeitalter angehört, schon deshalb, weil wir nicht wissen, wo wir sonst ihrer ersten Entstehung nachforschen sollen; denn, dass eines der westeuropäischen Völker, welche derzeit noch im Zustande völliger Rohheit verharrten, verstanden haben sollte so treffliche Fabrikate herzustellen, wie die alten Bronzen, die, wie schon oft gesagt, an Schönheit der Form und geschmackvoller Verzierung sich den vollendetsten Erzeugnissen der Gegenwart an die Seite stellen dürfen — das wird doch niemand annehmen wollen! Für das hohe Alter und den orientalischen Ursprung der Spirale zeugt auch der Umstand, dass sie immer und zwar nur allein auf den ältesten Schwertern mit den kurzen Handgriffen, vorkommen, welche von keinem der jetzigen westeuropäischen Völkerschaften gebraucht werden könnten; dahingegen auf den jüngeren, weniger gut gearbeiteten, mit längeren Handgriffen versehenen Schwertern nicht mehr angetroffen werden. Diese Beziehung zwischen der Spirale und den kurzen Handgriffen der Bronzeschwerter ist beachtenswerth und es scheint, nach dem erwiesenen hohen Alter der mit Spiralen geschmückten Denkmäler, ziemlich klar, dass unsere mit der genannten Verzierung versehenen Bronzewaffen und Goldschmucksachen bis ins 2te Jahrtausend v. Chr. zurück datiren.

Hier stossen wir auf das höchst merkwürdige Factum, dass diese Bronzen und Schmucksachen am zahlreichsten an den Orten gefunden werden, wo auch der meiste Bernstein vorhanden war. Sollte der Bernsteinhandel der Phönicier mit dem nordwestlichen Europa ebenso weit zurück liegen? So scheint es. Der Forscher darf nicht zurückschrecken. Seine Pflicht gebietet zu untersuchen, wo sich ihm ein Anknüpfungsort bietet und die gefundenen Facta mitzutheilen.

Wenn auch gegen die Annahme eines so hohen Alters für unsere mit Spiralen geschmückten Bronzeschwerter Bedenklichkeiten aufsteigen

---

Dass dieses Denkmal, obgleich es auf griechischem Boden steht, doch phönicischen Ursprunges ist, wird von allen sachkundigen Männern, die es beschrieben haben, bezeugt. Auch Kugler a. a. O. S. 144 giebt zu, dass sowohl die Decorationen als die ursprüngliche Bronzebekleidung orientalische Kunst verrathen.

sollten, so lässt sich doch die hier hauptsächlich verhandelte Frage, dass nämlich Newgrange und Dowth in Irland ebenso wohl wie Giganteia auf Gozzo und Hagiar-Chem auf Malta phönicische Tempel sind, nicht wohl bestreiten, seitdem die Identität in allen wesentlichen Punkten erwiesen ist. Da nun hierin eine Hauptstütze für unser ethnologisches System in Betreff des Bronzealters im nördlichen und westlichen Europa liegt, so erlaube ich mir diese Identität noch einmal in Kürze vorzulegen.

1) Die Tempelruinen auf Gozzo und Malta und in Irland liegen, wie alle Sonnentempel, auf einer Anhöhe.

2) Der Grundriss dieser Tempel ist von allen anderen westländischen, römischen und griechischen verschieden.

3) Die Mauern sind auf dieselbe Weise in der sogenannten cyclopischen Bauart aufgeführt.

4) Die Tempelgefässe sind in allen genannten Ruinen gleich, von den zu anderen Culten gehörenden Tempelgefässen aber durchaus verschieden.

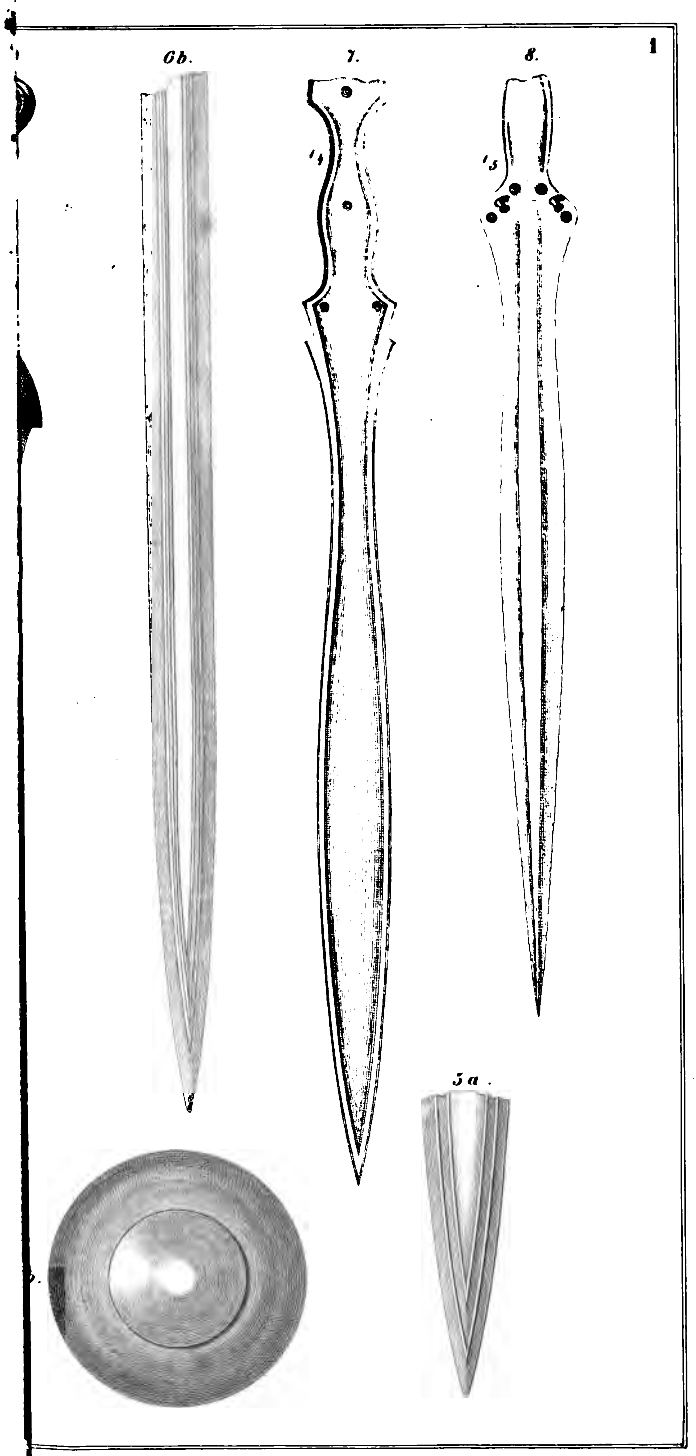
5) Das symbolische Bild der Gottheit, der Kegel oder die Pyramide, befindet sich in ihnen allen, insofern man verstanden hat, es aufzusuchen.

6) Das nationale Symbol der Semiten, den Palmzweig, findet man gravirt in Newgrange wie in Hagiar-Chem. — Und für das gemeinsame Alter dieser Heiligthümer bürgt endlich die in allen vorkommende vollkommen entwickelte Spirale.

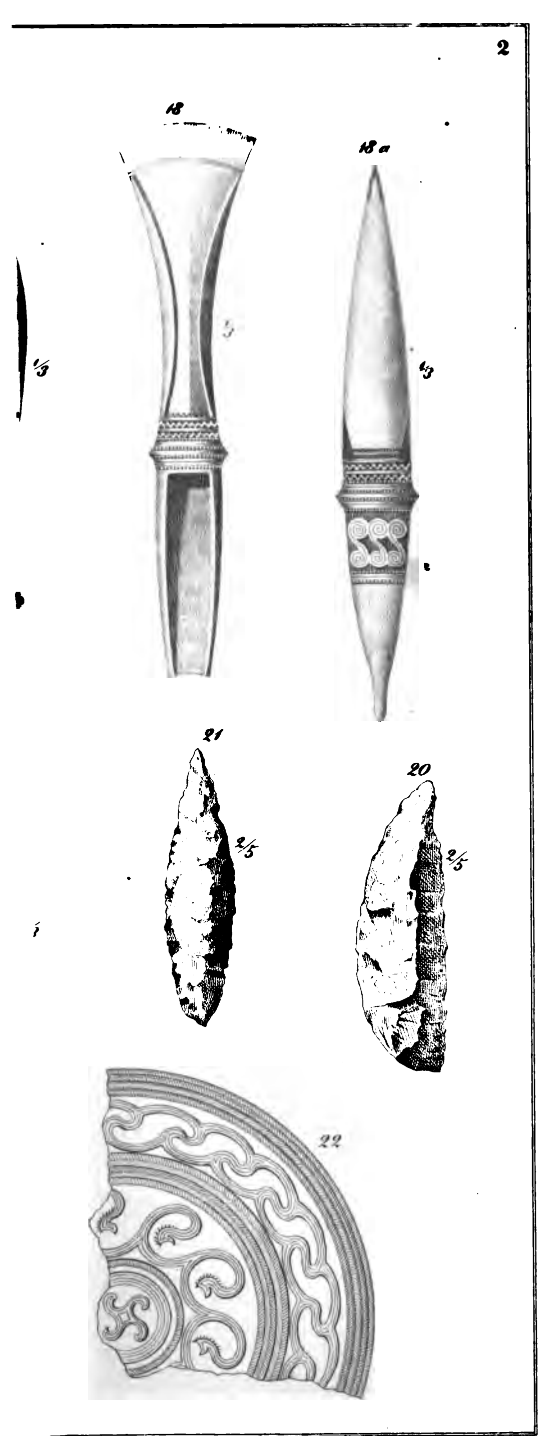
Der phönicische Ursprung und das hohe Alter der irländischen Tempelgrotten scheint mir nach obigem nicht mehr zu bezweifeln, aber die Annahme dieser Wahrheit mahnt zugleich zu weiterer Nachforschung, ob nicht noch andere Denkmäler desselben Ursprunges in den nord- und westeuropäischen Küstenländern aufzufinden sind. Wer die Geschichte der Phönicier gründlich studiert hat weiss auch, dass sie 1) ihren Handel mittelst Anlage von Colonien trieben und 2) wo sie ihre Handelscolonien gründeten auch zugleich Heiligthümer für die Uebung ihres Baalsdienstes errichteten. Wir haben verschiedene Stätten, wo wir Spuren von phönicischem Cultus anzutreffen glaubten, früher genannt, z. B. Stonehenge, Newgrange und Dowth in England und Irland, Peccatel in Mecklenburg, Kivik und Willfara in Schonen, den Balderstein in Westgothland, und

Baldershain am Sognefjord in Norwegen. Dass man, nachdem m einmal darauf aufmerksam geworden, deren noch mehre finden dürf leidet keinen Zweifel; so halte ich es für mehr denn wahrscheinlich, d das Monument auf Gavr-Jnnis, welches ich noch nicht aus eigen Anschauung kenne, derselben Categorie angehört, wie das Kivikmon ment in Schonen.

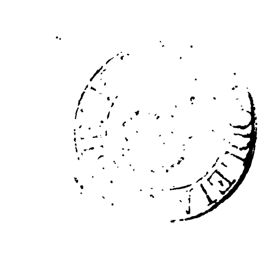
Druck von Otto Wigand in Leipzig.

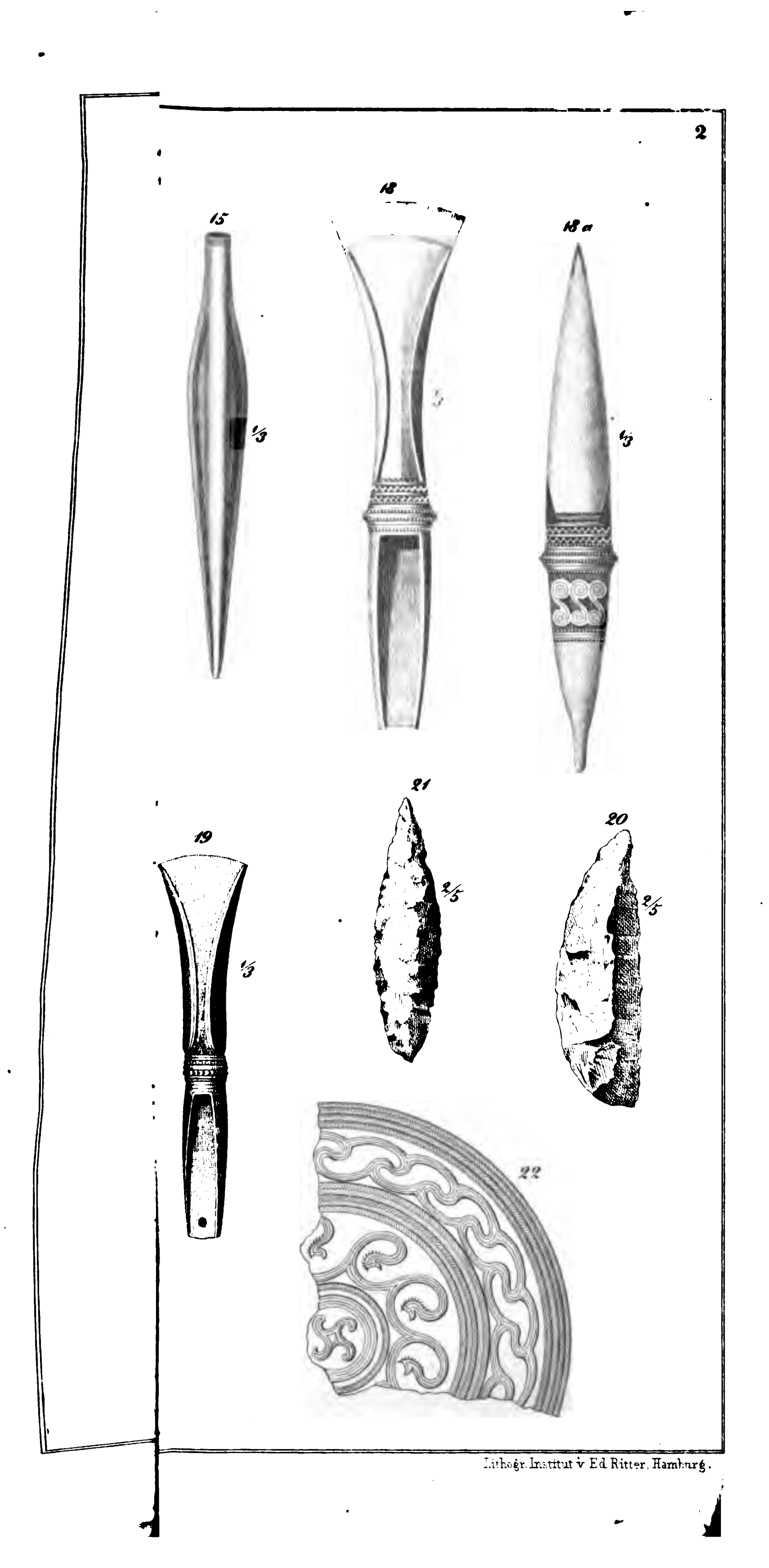


Charles Fuchs lith. Inst. Hamburg.

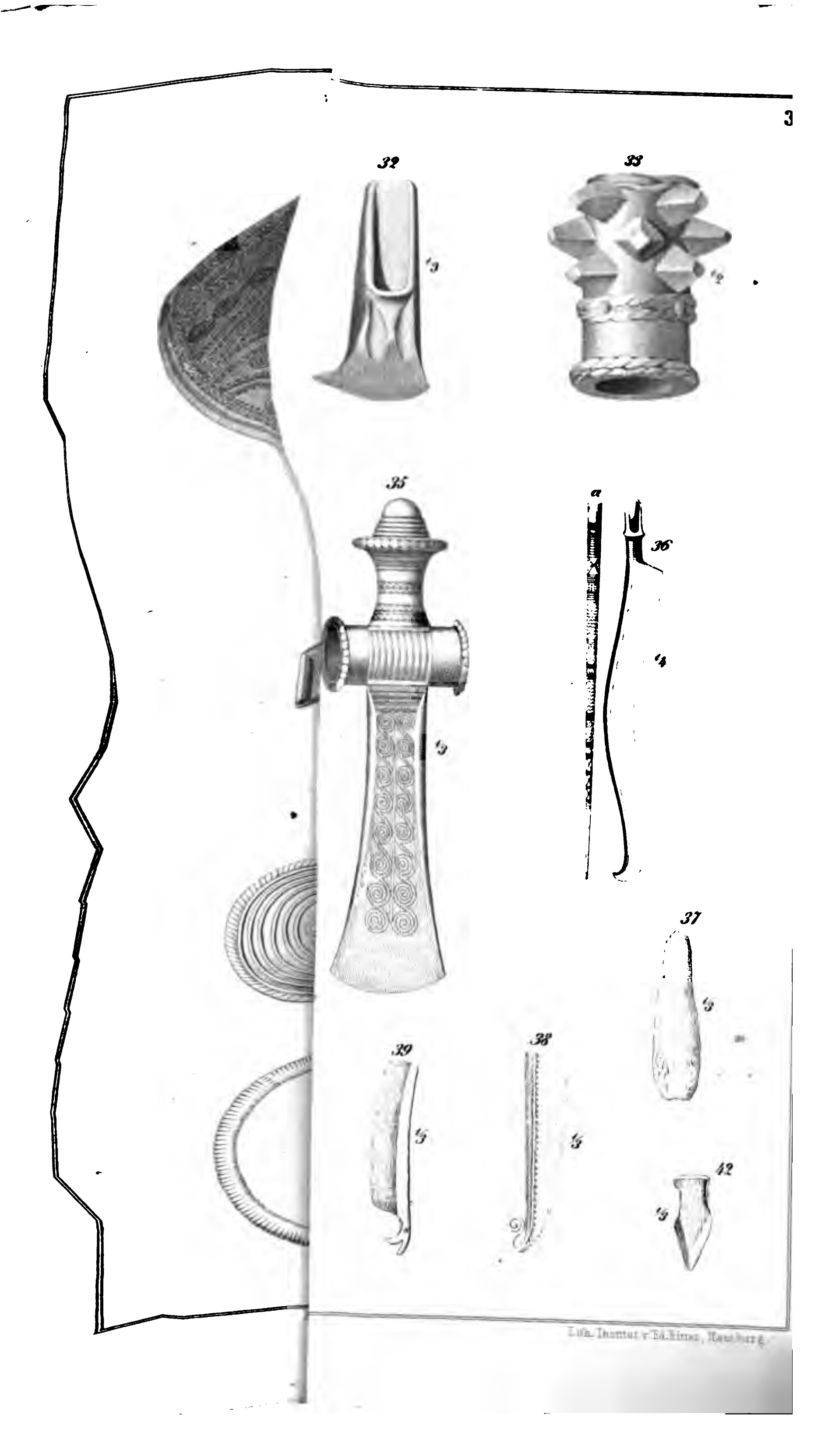


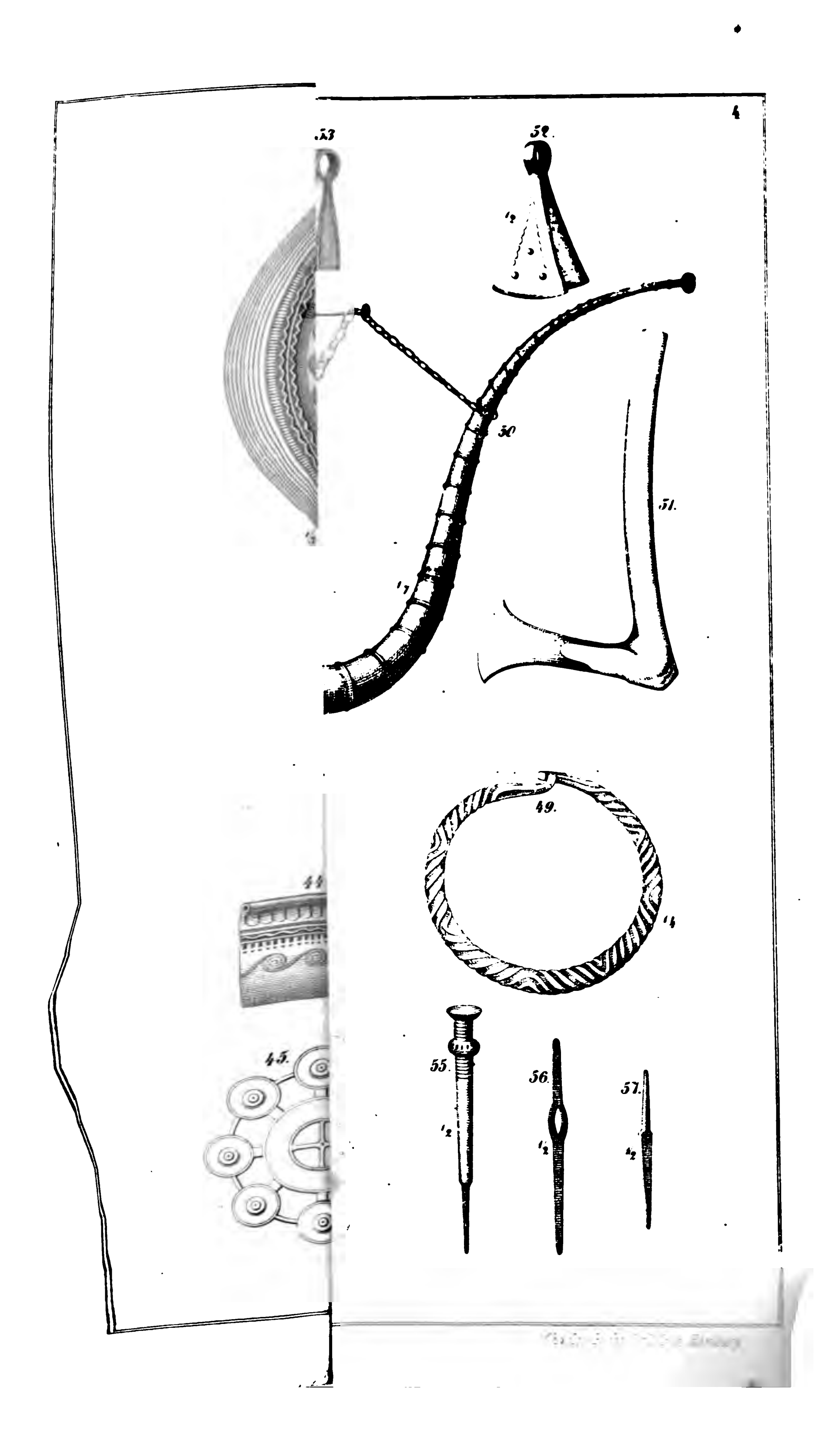
Lithogr. Institut v. Ed. Ritter, Hamburg.



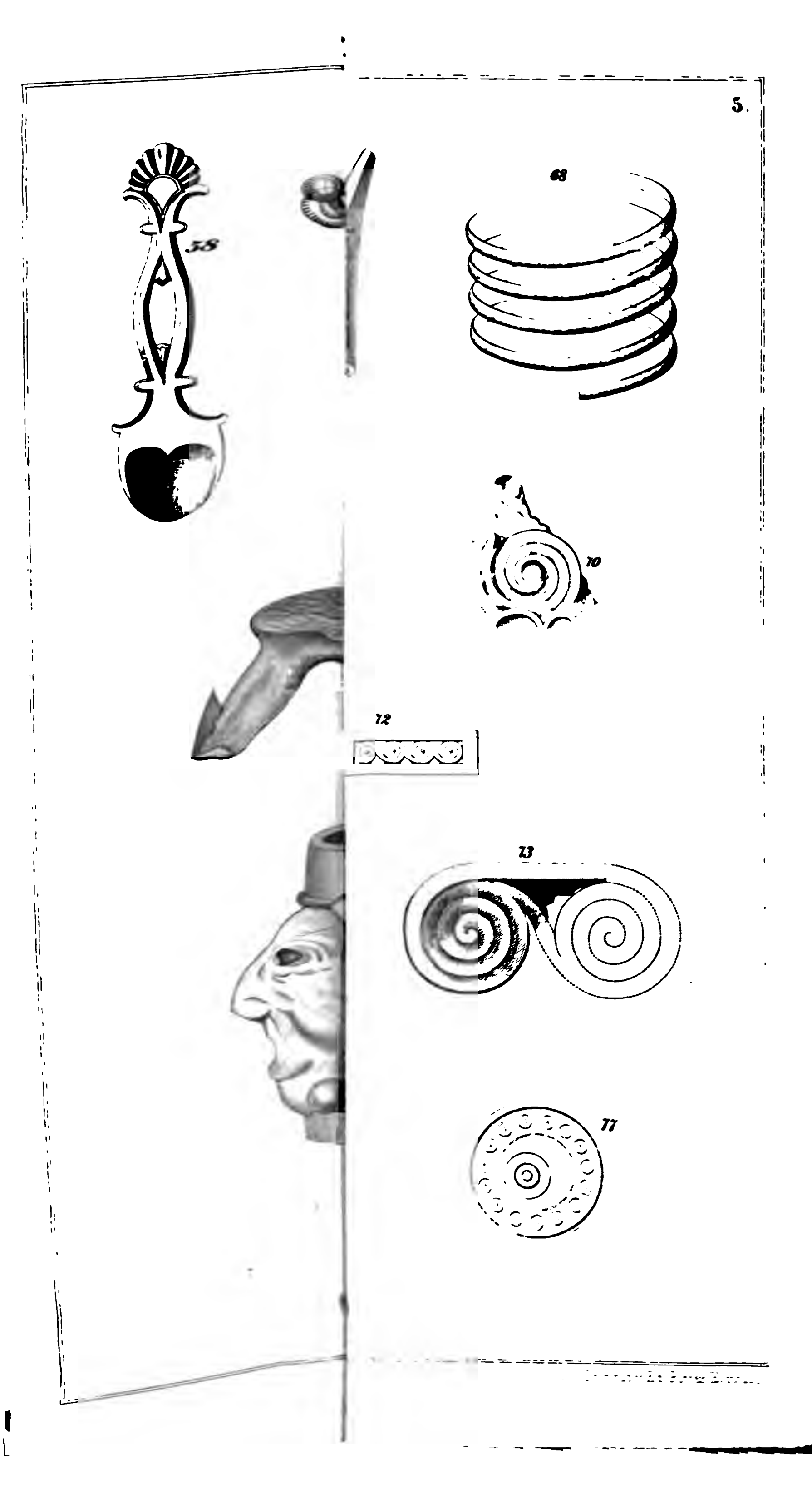


Lithogr. Institut v. Ed. Ritter, Hamburg.


3
32
33
35
a
36
37
39
38
42
Lith. Institut v Ed. Rimer, Hamburg.



4
53
52
50
51
49
44
45
55
56
57



58
68
70
72
73
77

